Unterhaltende Erzählung

merkwürdiger

Revolutionen und Empörungen,

Verschwörungen und Komplotte,

Schlachten und Belagerungen.

Für Leser aus allen Ständen.

Von

Samuel Baur,

Dekan der Diöcese Alpeck,

und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Erster Band.

Ulm, 1816.

Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,

auch

anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Ulpeck,
und Prediger in Ulpeck und Göttingen, bei Ulm.

Siebenter Band.

Ulm 1816.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Vorrede.

In den Gemählden der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen und Verschwörungen ꝛc., wovon seit dem Jahre 1810, in der Stettinischen Buchhandlung in Ulm, sechs Bände erschienen sind, habe ich aus der Geschichte der berühmtesten Nationen älterer und neuerer Zeiten eine beträchtliche Anzahl merkwürdiger, großer und folgenreicher Ereignisse ausgehoben, und einen Versuch gemacht, sie für ein gemischtes Publikum angenehm und belehrend zu erzählen. Daß dieser Versuch nicht unter die mißlungenen zu rechnen sey, haben nicht nur diejenigen öffentlichen Beurtheiler versichert, deren Kritiken zu meiner Kenntniß gekommen sind, sondern es ist mir auch von verschiedenen Seiten schriftlich und mündlich versichert worden, und es erhellet zugleich aus dem fortdaurenden Beifall der Leser und Abnehmer dieses Werks, deren Unterstützung dasselbe seine längere Fortdauer zu danken hat. Jene Gunst der Kritiker, und dieser Beifall der Leser konnten mich indessen gegen die Unvollkommenheiten dieses historischen Unterhaltungsbuches keineswegs verblenden, und wenn mich die ersteren auch nicht auf mancherlei aufmerksam gemacht hätten, das einen gerechten Tadel begründete, so sagt mir doch schon mein eigenes Selbstbewußtseyn, daß ich zum Theil Anderes und gewiß öfters Besseres hätte geben können, wenn eine Bibliothek wie die in Berlin, Göttingen, München, Stuttgard, Wien ꝛc. mir zu Hülfe gekommen wäre.

Da indessen das Publikum diesem Werke, das allerdings schon durch seinen Stoff mannigfaltig in die Ereignisse unsrer, an Kriegen und Revolutionen, an Empörungen und Verschwörungen über-

reichen Zeit eingreift, fortdaurend seinen Beifall schenkt; da die Verlagshandlung dessen Fortsetzung wünscht, und da es mir an Stoff nicht fehlt, meine Leser durch Erzählungen zu unterhalten, die an Interesse den früheren gewiß nicht nachstehen; da jetzt auch manches aus der Zeitgeschichte zu sagen und zu erzählen vergönnt ist, was unter dem eisernen Joche des französischen Despotismus verschwiegen, oder unter dem Scepter der Lüge und des Betrugs in ein täuschendes Licht gestellt werden mußte, so übergebe ich meinen werthesten Lesern hiemit die Fortsetzung dieses Werks mit der abermaligen Bitte um eine geneigte und nachsichtsvolle Aufnahme.

Mit diesem Bande erhält das Werk, neben dem bisherigen Titel, zugleich für diejenigen, welche erst von jetzt an sich dasselbe anschaffen wollen, einen neuen und abgeänderten, indem bekanntlich jede Erzählung ein für sich bestehendes Ganzes bildet, das auch ohne den Besitz der früheren Bände gelesen werden kann. Sollten indessen einige der neuen Liebhaber auch die früheren Bände zu besitzen wünschen, so wird die Verlagshandlung denjenigen, die sich unmittelbar an sie selbst wenden, die Anschaffung derselben möglichst zu erleichtern bedacht seyn.

Möge die Ruhe und der Friede, wozu wir durch so viele Stürme und blutige Opfer gelangt sind, endlich einmal eine solche Festigkeit gewinnen, daß Erzählungen und Berichte, wie sie größtentheils den Inhalt dieses Werks ausmachen, allmählig zu den Antiquitäten gerechnet werden, von denen man fortan nur aus Büchern Kunde erhält!

Göttingen bei Ulm.
d. 15ten März 1816.

Der Verfasser.

Innhalt.

Seite

I. Verschwörung gegen die Medici in Florenz. Im Jahr 1478. 1.

1. Berühmte Männer aus dem Hause Medici zu Florenz. 1.
2. Rivalität der Familien Medici und Pazzi. 8.
3. Die vornehmsten Theilhaber an der Verschwörung. 12.
4. Geheime Machinationen und Vorbereitungen zur Ermordung der Medici. 17.
5. Verlegenheit der Verschwornen. Franz Pazzi's Erbitterung gegen Julian Medici. 24.
6. Julian Medici wird ermordet. Allgemeiner Aufruhr. 30.
7. Schicksale und Strafe der Verschwornen. Lorenz Medici's hohes Ansehen. 38.

II. Die Belagerung von Magdeburg. In den Jahren 1550 und 1551. 46.

1. Magdeburgs Wohlstand und Anhänglichkeit an die Lutherische Reformation. 46.
2. Drohendes Ungewitter, das sich über dem Haupte der Magdeburger zusammenzieht. 52.
3. Anfang der Belagerung von Magdeburg. Beschreibung der Festungswerke. 56.
4. Kriegerische Ereignisse und Ausfälle. 62.
5. Schriftwechsel zwischen den Belagerern und Belagerten. 69.
6. Gegenseitige Feindseligkeiten und Beschädigungen. 77.
7. Glückliche Beendigung der Belagerung durch eine vortheilhafte Kapitulation. 83.

III. Die Pulververschwörung in London. Im Jahr 1605. 89.

1. Glückliche Regierung der Königinn Elisabeth. England und Schottland werden nach ihrem Tode vereiniget. 89.

Innhalt.

Seite

2. Charakter König Jakobs des Ersten. Verschwörung gegen ihn. 93.
3. Schicksale der lutherischen Reformation in England. 102.
4. Der König Jakob als gelehrter Theolog. Unzufriedenheit der Puritaner und Katholiken. 110.
5. Sorglosigkeit des Königs bei der Unzufriedenheit seiner Unterthanen. Die Pulververschwörung. 116.
6. Entdeckung der Verschwörung. 126.
7. Letzte Anstrengungen der Verschwornen. Bestrafung derselben. 131.

IV. Die Schlacht bei Höchstädt. Am 13ten August des Jahres 1704. 139.

1. Die spanische Monarchie soll beerbt werden. Die vornehmsten Kompetenten. Der König macht sein Testament. 139.
2. Wirkungen des Testaments. Kriegerische Zurüstungen. Ausbruch des Krieges gegen Frankreich. 148.
3. Eugen und Marlborough, die größten Helden des Krieges. 154.
4. Uebersicht der Kriegsbegebenheiten in den Jahren 1801 bis 1803. 164.
5. Eugen und Marlborough vereinigen sich gegen die mit dem Churfürsten von Baiern vereinigten Franzosen. 168.
6. Niederlage der Baiern am Schellenberg, den 2. Jul. 1704. 175.
7. Bedrängte Lage des Churfürsten von Baiern. Verheerung seines Landes. Unterhandlungen mit demselben. 182.
8. Neue Verwüstung in Baiern. Der Marschall Tallard stößt zu dem Churfürsten. 190.
9. Eugen und Marlborough vereinigen sich, und beide beschließen eine entscheidende Schlacht. 194.
10. Ausmarsch der Alliirten auf die Ebenen von Höchstädt. Sie stehen dem französisch-baierischen Heere gegen über. 200.
11. Stellung des französisch-baierischen Heeres. Vorbereitung zum Angriff. 203.

Innhalt.

Seite

12. Marlboroughs Sieg über Tallard. 208.
13. Eugens Sieg über den Churfürsten von Baiern. 215.
14. Die Kapitulation der Franzosen in Blindheim macht der Schlacht ein Ende. 219.
15. Wirkungen und Folgen des Sieges bei Höchstädt. 222.

V. Verschwörung gegen den König Stanislaus von Polen. Im Jahr 1771. 229.

1. Zerrütteter Zustand von Polen im siebenzehenten und achtzehenten Jahrhundert. 229.
2. Blicke auf den letzten König von Polen und seine Verhältnisse. 234.
3. Die Dissidenten. Innerlicher Krieg und Pest. 237.
4. Mörderischer Ueberfall und Mißhandlung des Königs. Wunderbare Rettung desselben. 242.

VI. Aufruhr in London. Im Jahr 1780. 252.

1. Schicksal der Katholiken in England. Parlamentsacte zu Gunsten derselben. 252.
2. Lord George Gordon an der Spitze des fanatisirten Pöbels. 255.
3. Die Rebellen verheeren London durch Mord, Raub und Plünderung. 261.
4. Letzte Unternehmungen der Rebellen. Bestrafung derselben. Gordons Thorheiten. 268.

VII. Empörung und Krieg auf Jamaika. Im Jahr 1795. 274.

1. Natürliche Geschichte der Insel. Politische Veränderungen. Das wilde Volk der Maronen. 274.
2. Krieg zwischen den Maronen und den Pflanzern. Debatten über die Zulässigkeit hündischer Auxiliartruppen. 279.
3. Besiegung und Deportation der Maronen. 284.

VIII. Revolution in Rom unter Pabst Pius dem Sechsten. Im Jahr 1798. 289.

1. Uebersicht der Geschichte und Schicksale des römischen Stuhls im achtzehenten Jahrhundert. 289.
2. Gemählde des römischen Staats gegen das Ende des achtzehenten Jahrhunderts. 296.
3. Volksstimmung in Rom. Frankreichs Verhalten gegen den heiligen Stuhl. 306.

Innhalt.

Seite

4. Frankreich entreißt dem Pabste Avignon und Benaissin. Greuel, die dabei verübt wurden. 310.
5. Kriegerische Rüstungen des Pabstes. 318.
6. Der französische Agent Basseville wird in Rom ermordet. 321.
7. Die Franzosen rücken in den Kirchenstaat und zwingen den Pabst zu einem Waffenstillstand. 324.
8. Bruch des Waffenstillstandes. Kriegerische Zurüstungen im Kirchenstaate. 330.
9. Bonaparte erobert den Kirchenstaat, und zwingt den Pabst zum Frieden. 337.
10. Traurige Lage des römischen Staats nach dem Frieden von Tolentino. 345.
11. Ausbruch der Revolution in Rom. Tod des Generals Duphot. 349.
12. Der General Berthier rückt in Rom ein und proklamirt die römische Republik. 355.
13. Trauriges Schicksal der Kardinäle und päbstlichen Nepoten. Raub- und Plünderungssucht der Franzosen. 361.
14. Neue Unruhen unter dem Militair und den Einwohnern. Organisation der römischen Republik. Letzte Schicksale des Pabstes. 368.

IX. Aufstand in Wien. Im Jahr 1805. 377.

1. Pöbel und Handwerkspursche stören die öffentliche Ruhe. 377.
2. Wirksame Anstalten zur Wiederherstellung der Ordnung. 380.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Verschwörung gegen die Medici zu Florenz.

Im Jahr 1478.

I.

Berühmte Männer aus dem Hause Medici zu Florenz.

Es ist eben keine Seltenheit, daß Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthume gelangen. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehen, welche ihn noch vermehren. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutenden Namen nach einigen Generationen plötzlich unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griechischen und italiänischen Republiken sind voll von Beyspielen der Art. Aber gewöhnlich sehen wir, nach der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums auf der einen und der Volksgunst auf der andern Seite, solche Häuser eben so schnell als sie gestiegen, auch wieder fallen und andern, die sich indeß gehoben, Platz machen. Wenn aber ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte im Flor erhält, unter stetem Wechsel einander verschlingender Partheyen immer, oben auf schwimmend,

wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmählich, aber unaufhörlich gewachsen, endlich zur Alleinherrschaft wird, und als solche wieder Jahrhunderte sich behauptet, so daß sein fürstlicher Glanz erst mit der Existenz des Geschlechts aufhört: in einem solchen höchst seltenen Falle dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine unausgesetzte Aufeinanderfolge mehrerer mit ungemeiner Klugheit und Bravheit ausgestatteter Familienhäupter ein solches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermocht. Dieß ist der Fall bei dem erlauchten Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unserer Väter, und lange, nachdem sie selbst keine Tugend mehr hatten, geblühet, und das Glück, welches die Tugenden ihrer großen, aus der Volksmasse emporgestiegenen Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu ihrem Aussterben ungestört genossen haben.

Der Ursprung des Hauses Medici, das in Florenz eine so wichtige Rolle spielte, ist eben so unsicher, als seine Größe und sein Ruhm anerkannt. Ob der Stammvater desselben ein Arzt war, wie man aus dem Namen schließen könnte, läßt sich nicht recht wahrscheinlich machen. Man verwickelt die Medici in die vielen großen Veränderungen, welche Florenz in den Zeiten erlitt, da Päbste und Kaiser ewige Kriege miteinander führten, aus denen die Stadt ihren Vortheil sehr gut zu ziehen wußte. Auch in dem Kriege der Gibellinen und Guelfen findet man zuweilen den Namen Medici, ja man will besonders ihnen die Veränderung der Regierungsform aus der aristokratischen in die demokratische zuschreiben, und sie die Unterdrücker der sogenannten Großen oder des Adels nennen. In der Mitte des vierzehenten Jahrhunderts erscheint der Ritterschlag eines Johann und Silvester von Medici, die Florenz von einer

strengen und beschwerlichen Belagerung des Herzogs und Erzbischofs von Mailand retteten.

In Florenz legte sich damals alles auf Handlung, und besonders die größten Häuser suchten in ihr das wahre Mittel, sich in ihrer Größe zu erhalten. Die zahlreichen gemeinen Bürger betrieben neben andern Geschäften Woll- und andere Manufakturen zunftmäßig; und dieses gab zwar weniger reiche, dagegen aber desto mehr wohlhabende rechtliche Menschen, welche mäßig lebten, in Zünften für das gemeine Wesen zu stimmen und im Felde zu fechten wußten; aber Leitung nöthig hatten, und oft irre geleitet wurden. Großhandel und Landgüterbesitz vereinigt machten mehrere Familien reich und mächtig, und verleiteten viele zu Versuchen, aristokratisch zu herrschen und Factionen zu stiften. Die Medici stunden überall an der Spitze, und im Anfange des fünfzehenten Jahrhunderts hatte Johann von Medici das Glück, die Gemüther aller derer zu gewinnen, die damals die Republik regierten. Er war ein verständiger, liebenswürdiger Mann, der durch den Handel unermeßliche Reichthümer gesammelt hatte, und wußte sich dabei durch seine wohlthätigen Unterstützungen armer Bürger eine so allgemeine Gunst zu erwerben, daß man ihm ohne alle Widerrede die höchste Würde im Staate, der bisher ganz demokratisch gewesen war, zuerkannte. Er starb im Jahr ein tausend vier hundert und neun und zwanzig, von allen Partheyen bedauert.

Zum Erben seiner unermeßlichen Reichthümer, seiner Freigebigkeit und einer unauslöschlichen Volksgunst hinterließ Johann seinen Sohn, den großen Cosmus von Medici, der ohne Widerspruch der klügste, reichste und prächtigste Privatmann gewesen ist, den die Welt gesehen hat. Das Glück begünstigte

 seine

seine Handlung so sehr, daß wenige Fürsten in Italien waren, die ihm an Reichthum und Pracht gleich kamen. Von Persien bis Andalusien gab es keinen Ort, aus dem Cosmus nicht Nutzen zog. Die Religion legte dem Handel kein Hinderniß in den Weg. Die türkischen Kaiser setzten seine Faktore den genuesischen und venetianischen an die Seite, ja an manchen Orten wurden diese ganz aufgehoben und nur die mediceischen bestanden. Die babylonischen Emire und die Herrscher in Egypten erleichterten ihm die Wege, Seide und Kostbarkeiten vom Mogul zu ziehen, die er hernach in alle europäischen Staaten vertheilte, und besonders machte er sich die Armuth der griechischen Kaiser trefflich zu Nutze, die ihm den Schmuck und die Kostbarkeiten, welche vom Luxus der Justiniane und anderer schwelgerischen Monarchen noch vorräthig waren, um ein Spottgeld verkauften.

Einem glänzenden Glücke geht immer die Abneigung derer zur Seite, die nach demselben Ziele ringen, und es nicht erreichen. Des Cosmus Reichthum und Ausbreitung gaben dem Haß derer immer neue Nahrung, die neben ihm an eiferten, und es ihm nicht gleich thun konnten; besonders da seine edle Denkungsart es nicht erlaubte, daß er sich auf ihre Seite geschlagen hätte, um das Volk zu unterdrücken. Von politischen Händeln so viel möglich entfernt, konnten sie ihm von dieser Seite nicht beikommen; sie suchten daher eine andere hervor, um die große Liebe und den Einfluß, den er auf das Volk hatte, zu schwächen. Immer lauter wurden die, anfangs nur im Stillen verbreiteten Beschuldigungen, daß Cosmus nicht allein den Handel von Florenz wegziehen wolle, weswegen er in seinen auswärtigen Faktoreien weit kostbarere Waaren-

lager

lager unterhielte als in seiner Vaterstadt, sondern auch daß er dahin trachte, den Nahrungsstand in der Stadt zu schwächen, indem er mehr Arbeitern in auswärtigen Orten, z. B. in Lyon und Antwerpen Beschäftigung gebe. Man schrie laut, daß die unerreichbaren Vorschüsse, die er jedem gäbe, welcher dergleichen verlangte, die fleißigen Arbeiter drückten, daß er dadurch die Arbeit selbst um mindere Preise erhielte, daß alle Kaufleute wegen des niedrigern Preises zu ihm liefen, und jedes andere Gewölbe leer stünde; daß dieß eine Spekulation sey, die wohl seinen Beutel füllen, aber zuletzt zum Ruin der Republik beitragen müßte.

Verleumdungen dieser Art fanden um so eher Eingang, jemehr man ihnen den Schein der Wahrscheinlichkeit zu geben wußte. Cosmus, ohne daß man ihm außer seiner Herzengewinnender Leutseligkeit ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Bestechung den ihm zugedachten Tod in eine fünfjährige Verbannung zu verwandeln. Ueberall empfieng der Verbannte fürstliche Ehrenbezeugungen; Venedig nahm ihn mit offenen Armen und mit Glückwünschen an der Grenze seines Gebiets schon auf. Cosmus legte in Venedig Manufakturen und ein Comtoir an, die den Handel ganz dorthin zogen. Hatte man je über Nahrungslosigkeit in Florenz geklagt, so klagte man jetzt weit ärger: man wollte verzweifeln. Kaum war ein Jahr vergangen, als der Verbannte ehrenvoll zurück berufen, im Triumph eingeholt, und vom Volk Vater des Vaterlandes genannt wurde. Durch diesen Sturm ward des Cosmus Ansehen und Einfluß erst erhöhet und gesichert, die Parthey der Medici nun erst die herrschende. Seine Reichthümer wendete Cosmus an, theils die gemeinen Bürger zu unterstützen und

ihnen zu ihrem Gewerbe, auch wohl als Verleger und Großhändler, Vorschüsse zu thun, wodurch diese von ihm, als ihrem Wohlthäter, abhängig wurden; theils öffentliche Gebäude zu errichten, Kirchen und Klöster zu bauen, und andern öffentlichen Aufwand zu besorgen; theils den Künsten und Wissenschaften, vor allen der humanistischen Gelehrsamkeit, Unterstützung zu geben. Denn er selbst war ein thätiger und kenntnißreicher Freund der Wisseuschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, minder wachsamer Staatsmann zu seyn.

Die Art, wie Cosmus Florenz beherrschte, bestand nicht darinn, daß er die höchste Staatswürde, oder auch nur fortgehend andere Aemter bekleidet hätte, sondern darinn, daß man ihn über alle öffentliche Angelegenheiten zu Rathe zog, ihn gleichsam als das Orakel des gemeinen Wesens ansah, und seinen Vorschlägen, für die er freilich immerdar der Mehrheit der Stimmen im Volke gewiß war, williges Gehör gab. Er besetzte eigentlich die wichtigsten Stellen, und entschied in den Staatsangelegenheiten durch seinen Einfluß. Eine sonderbarere und mehr freywillig übertragene Regierung von Bestand läßt sich in der ganzen Geschichte nicht auffinden. Cosmus herrschte in der That durch Bestechungen; wahre Tugenden aber, die andern Großen so häufig fehlten, befestigten und vergrößerten sein Ansehen. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern, aber er verheurathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Er starb im Jahr ein tausend vierhundert und vier und sechzig als ein ehrwürdiger Greis von fünf und siebenzig Jahren in der Fülle der Glückseligkeit.

Die

Die Macht und das Ansehen seines Hauses, das er so vortrefflich gegründet hatte, gieng auf seinen Sohn Peter von Medici über. Ob dieser gleich von einem sehr zarten Körperbau war, und obgleich ein immerwährendes Podagra seine Gesundheit so zerrüttete, daß ihm lange Zeit von allen Freuden des Lebens nichts als der Gebrauch seiner Zunge übrig blieb, so war doch die Ehrfurcht und die Liebe für das Andenken seines Vaters in den Herzen des Volks so groß, daß er sich unter vielen Stürmen stets in Ansehen zu erhalten wußte.

Sterbend hatte der weise Cosmus seinem Sohne Mäßigung im Gebrauch seines Einflusses, und Folgsamkeit gegen die Rathschläge des Diotisalvi Neroni und Lucas Pitti empfohlen, die er für geprüfte Freunde hielt, und die ihm gleichsam als Minister gedient hatten. Aber darinn irrte sich der kluge Staatsmann doch, und Neroni insbesondere verrieth bald die Bosheit seines Herzens. Da Peters Finanzen durch die Freigebigkeit seines Vaters in etwas gelitten hatten, so ersuchte er den Neroni um seinen Beistand in Regulirung derselben. Dieser rieth ihm, je eher je lieber seine aussenstehenden Schulden einzukassiren, weil sonst ein Falliment zu besorgen wäre. Peter folgte dem treulosen Rathe, und zog sich dadurch den Unwillen der Florentiner zu, die in den Maaßregeln des Sohnes die Liberalität des Vaters verkannten. Die gereitzte Stimmung der Gemüther ward von Neroni und einigen andern Uebelgesinnten benutzt, um die Medici zu stürzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, wo die Feinde dieses Hauses sich einschrieben. Peter, dem dieß verrathen ward, ließ dagegen auch die ihm Wohlwollenden bei ihm sich unterschreiben, welches aus Furcht viele schon in der Liste seiner Widersacher Eingetragene

gene thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maaßregeln zu Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriedenen, den Peter auf seinem Landhause zu Carreggi zu tödten und sich des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Peter entdeckt, worauf er von Carreggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Darauf hielt er sich, von diesen bewacht, ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Pitti von ihnen abfiel, und da Peter einer Botschaft angesehener Bürger in einer beredten Rede seine Mäßigung dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde ganz, und ihre Häupter wurden aus Florenz verbannt. Mehrere wendeten sich nach Venedig, wiegelten den Senat gegen Peter Medici auf, und brachten es bis zum Kriege. Fast ganz Italien nahm Theil, und schickte Kriegsvölker zu einer oder der andern Parthey. Es kam bei Bologna zu einem Treffen, in welchem, nach einigen Nachrichten, kein Mensch umgekommen seyn soll, wiewohl doch andere etwas Blut fliessen lassen, und bald nachher zum Vergleiche. Peter genoß seitdem die allgemeinste Verehrung, bis er im Jahr ein tausend vierhundert und neun und sechzig starb.

2.

Rivalität der Familien Medici und Pazzi.

Die Familie Medici war und blieb nun in Florenz allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Partheyen in der Republik, sondern waren

eins

eins mit dieser. Peter von Medici hatte zwei Söhne, Lorenz und Julian, im blühenden Jugendalter zurückgelassen. Die Gunst des Volks war ihnen zur Seite, das schon gewohnt war, die Medici als seine Herren zu betrachten. Unterstützt von Thomas Soderini, der damals in großem Ansehen stund, empfiengen sie in einer öffentlichen Versammlung die nemlichen Ehrenbezeugungen und die nemlichen Beistimmungen, als wenn sie die rechtmäßigen Fürsten der Republik gewesen wären. Das Volk hatte einerseits beschworen, daß es sie für seine Söhne annähme, und sie, daß sie das Volk für ihren Vater erkenneten.

Beide verdienten die Gunst, welche ihnen die Republik schenkte. Lorenz war noch nicht zwanzig Jahre alt, da sein Vater starb, und Julian war noch zwei Jahre jünger. Ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und Gewandtheit in allen Leibesübungen, besaßen sie zugleich einen durch die sorgfältigste Erziehung ausgebildeten Geist. Lorenz, auf dem der Geist des großen Cosmus ganz ruhte, besaß mehr Ehrgeitz und Feuer, Julian verrieth sanftere Empfindungen; was beide am meisten empfahl, war der höchste Grad von Freigebigkeit und Pracht, als die beiden eigenthümlichen Tugenden ihres Hauses. Die Ruhe, mit der sie fast unumschränkt den Staat regierten, war einige Jahre hindurch ganz ungestört. Ihre Macht hatte zu feste Wurzel gefaßt, und hatte mit einer allzugroßen Ueberlegenheit das Uebergewicht bekommen, als daß ihre geheimen Feinde (denn öffentliche hatten sie nun nicht mehr) es hätten wagen dürfen, sie erschüttern zu wollen.

Unter den angesehenen Familien in Florenz, denen die Größe und Macht der Medici drückend wurde, war die Familie der Pazzi die vorzüglichste,

an

an Reichthümern, Ansehen, Zahl der Personen und Verbundenen. Der große Cosmus, der sie fürchtete, hatte versucht, sie mit dem Glück und dem Ansehen seines Hauses zu verbinden, indem er einem Pazzi seine Tochter zur Ehe gab. Aber unter den Großen sind Ehestiftungen nur schwache Bande, um Herzen zu vereinigen, die der Ehrgeiz trennt. Jakob, das Haupt des Hauses Pazzi, hatte keine Kinder, aber sieben Neffen. Die meiste Aufmerksamkeit unter diesen erregte Franz Pazzi, ein junger Mann von viel Geist; lebhaft und angenehm im Umgange, dreist bis zur Verwegenheit, fähig alles zu unternehmen, dem Vergnügen bis zum Uebermaaß huldigend; ein zärtlicher Freund derer, die mit ihm in Neigungen und Bestrebungen harmonirten, aber auch ein rachsüchtiger Feind derer, die ihm bei seinen Wünschen und Ansprüchen in Weg traten.

Die Verstellung ist den Italiänern so natürlich, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn die Familien der Medici und Pazzi äußerlich in engen freundschaftlichen Verhältnissen stunden, während in ihren Herzen Abneigung und Erbitterung wohnte. Die Pazzi empfanden es immer schmerzlicher, daß ihnen die Medici, als eigentliche Herren der Republik, alle Wege verschlossen, die zu Erhöhungen und Ehrenstellen führten. Allein es verfloß eine lange Zeit, bevor die Wirkungen der geheimen Abneigung sich in Handlungen äußerten.

Franz Pazzi trieb, gleich den edelsten italiänischen Familien jener Zeit, einen Wechselhandel, der ihn veranlaßte, öfters nach Rom zu reisen. Hier lebte er in freundschaftlicher Verbindung mit Hieronymus Rianco, Fürsten von Furli, einem natürlichen Sohne des Pabstes Sixtus des Vierten, der sich von einer sehr niedrigen Geburt, von einem bloßen Franciska-

ciskaner, durch Genie und Verdienst, bis zum Oberhaupt der Kirche emporgeschwungen hatte. Zwei Söhne, die er gezeugt hatte, liebte er zärtlich, und verbarg ihre wahre Geburt unter anständigen Namen, da er den einen von einem Franciskaner zum Kardinalpatron, und den andern zum Fürsten von Furli erhoben hatte. Da Sixtus seine Söhne und Vettern auf eine Art zu versorgen bedacht war, die den Florentinern und andern benachbarten Mächten gefährlich schien, so entstund daraus eine gegenseitige Spannung, und die Medici insbesondere brachten ein Bündniß zwischen Florenz, Mailand und Venedig zu Stande, das dem Pabst sehr zuwider war. Unter diesen Umständen erschien die enge Freundschaft zwischen dem Fürsten von Furli und Franz Pazzi verdächtig, und letzterer erhielt von seiner Republik den Befehl, Rom zu verlassen und nach Florenz zu kommen. Er kam, mit verstärktem Haß gegen die Medici, deren Macht alle Pazzi immer drückender empfanden. Man sann auf Gelegenheit zum Sturz der verhaßten Familie, und fand sie nicht. Die Gunst des Volkes war auf der Seite der Medici, und da sie im Staatsrathe Herren aller Stimmen waren, so konnten sie nach ihrem Willen allen Entschliessungen die Lenkung geben, die sie für gut befanden. Die Weisheit und Mäßigung Jakobs, des Oberhauptes der Familie Pazzi, war ein Gebis, das die kühne Entschlossenheit und das wilde Feuer seiner Vettern noch zurück hielt. Indem sie ihn mit Klagen bestürmten, und zu einer heftigen Unternehmung zu reitzen bemüht waren, erwiederte er: man müsse lieber Unrecht und Beleidigungen dulden, wenn sie nur irgend erträglich wären, als daß man das Schlimmste wagte; Zeit und Vorsehung könnten die Lage der Sachen schnell ändern u. dgl. m.

Wenn die Kränkungen, die das Herz der Pazzi

mit

mit Zorn, Unwillen und Rache schwellten, sie nicht zu derjenigen Rache kommen ließen, die sie wünschten, so vollendete eine Leidenschaft, die mit mehr Gewalt die Herzen der Menschen beherrscht, dasjenige, was Ehrgeiz und Interesse begonnen hatte. Die Liebe siegte über die Klugheit, und brachte den lange verhaltenen Haß zu einem furchtbaren Ausbruche.

3.

Die vornehmste Theilhaber an der Verschwörung.

Franz Pazzi, mit Julian Medici von gleichem Alter, theilte mit ihm den Hang zu sinnlichen Vergnügungen. Beide waren oft beisammen, stellten gemeinschaftliche Lustparthien an, schienen durch die Harmonie ihrer Neigungen und Bestrebungen zu vertrauter Freundschaft vereinigt zu seyn, und niemand ahndete die geheime Abneigung, die Franzens Herz erfüllte. Bei einem Turniere, das die Medici anstellten, faßte Franz Pazzi eine heftige Leidenschaft zu einer jungen und schönen florentinischen Dame, Camilla Cafarelli, von gutem Hause, aber von Glücksgütern entblößt. Ohne sich seinem Freund Julian zu eröfnen, bewarb er sich um die Hand der schönen Florentinerinn, die ihn ganz bezaubert hatte. Unglücklicher weise ward auch Julian zu derselben Zeit von den Reizen der liebenswürdigen Camilla gefesselt, und erhielt den Vorzug; es sey nun, daß dessen bloßer Geschlechtsname, oder mit diesem zugleich sein edlerer Charakter ihre Wahl bestimmte. Er ließ sich mit ihr heimlich trauen.

Als Franz den Triumph seines Nebenbuhlers, ohne von der ehelichen Verbindung selbst unterrichtet

zu seyn, gewahr wurde, gerieth er in die heftigste Gemüthsbewegung. Familienstolz und Eifersucht kämpften wetteifernd in seinem Herzen und foderten ihn zur Rache auf. Mit sich selbst darüber uneins, wie er sich an dem verhaßten Rivalen rächen könnte, eröfnete er sein geheimes Anliegen seinem Freunde Bandini, einem abscheulichen Menschen, abgefeimt wie ein Dieb und verwegen wie ein Straßenräuber, der dem Hause Pazzi die größten Verbindlichkeiten hatte, und gegen Julian und Lorenz Medici, von denen er sich beleidiget glaubte, einen tödtlichen Haß nährte. Er suchte nur Gelegenheit, um im Stillen diejenigen gegen sie aufzureizen, denen er Macht und Entschlossenheit zutraute ihnen zu schaden, und schon mehrmals hatte er die Pazzi aufgefodert, durch eine kühne Unternehmung Florenz von den Tyrannen zu befreien. Einem solchen Menschen mußte die Eröfnung, die ihm Franz machte, höchst willkommen seyn, und er bot alles auf, um in das Herz desselben alles Gift des tödtlichen Hasses und der aufgebrachten Liebe zu gießen.

Franz hatte in der Wuth seiner eifersüchtigen Leidenschaft gleich anfangs die Absicht gehabt, sich von seinem siegenden Nebenbuhler zu befreien. Als er aber mit Bandini über die Mittel berathschlagte, seine Rache zu befriedigen, stellte ihm dieser vor, daß es nicht genug wäre, auf das Leben Eines wichtigen Mannes allein eine Unternehmung zu wagen, sondern daß Julian und Lorenz zugleich sterben müßten. „Die Beleidigungen, sprach er, die Sie täglich von den verhaßten Brüdern zu erdulden haben, sind mehr als hinreichend, Sie zu dem Entschlusse zu bringen, Tyrannen aufzuopfern, welche die Republik unterdrücken. Beider Tod wird dem Staat auf einmal eine andere Gestalt geben, und nur in dieser Umkehrung

rung des Staats werden Sie die nöthige Strafloſigkeit des Verbrechens finden. Doch was ſage ich Verbrechen? Solche Unternehmungen werden nur dann Verbrechen genannt, wenn ſie mißlingen; es ſind glorreiche Handlungen, wenn ſie ein glücklicher Erfolg krönt. Ehre und Vortheil zugleich ſind der ſichere Lohn, wenn Sie Ihre Privatrache mit dem Wohl des Staats vereinigen. Wollten Sie aber nur einen verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege räumen, ſo wäre es nichts weiter als die unbefugte That einer Privatperſon, die nicht ermächtiget iſt, ſich ſelbſt Gerechtigkeit zu verſchaffen. Nichts wäre im Stande, Sie in dieſem Falle der Verfolgung des lebenden Bruders zu entziehen, der nicht eher ruhen würde, bis er dem Ermordeten ein blutiges Opfer gebracht hätte.“

Dieſe Gründe, unterſtützt mit einer Menge anderer, und begleitet von den Aeußerungen des boshaften Haſſes, den Bandini ſchon lange gegen die Medici nährte, waren mehr als hinreichend, ein Gemüth zu beſtimmen, das durch das doppelte Intereſſe ſeines Glückes und ſeiner Liebe erregt war. Franz verband dieſe beiden Beweggründe, und ſann nun weiter auf nichts, als unter dem Vorwande des Wohls des Staats eine Verſchwörung zu veranſtalten, die beide Brüder zugleich ins Verderben ſtürzte. Nachdem er mit Bandini dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ſahen beide wohl ein, daß eine ſolche Unternehmung nicht anders ausführbar wäre, als wenn ſie Männer in ihr Intereſſe zögen, die im Stande wären, ſie durch ihr Anſehen zu unterſtützen, um in die Stelle der Ermordeten andere einzuſetzen, die ihren Abſichten ergeben wären. Der Pabſt und der König von Neapel waren nur deswegen Feinde von Florenz, weil beide einen beſondern Haß gegen die Medici

nähr-

nährten; und diese waren es, auf die Franz seine Augen richtete, um sich einer fremden Unterstützung zu versichern, die von aussen mit gewafneter Hand einfiele, während er von innen seinen Streich führte. Zur Beschleinigung seines Vorhabens begab er sich mit Erlaubniß des Staatsraths nach Rom, unter dem Vorwande, einige Wechselgeschäfte in Ordnung zu bringen. Es kostete ihm wenig Mühe, sich des Königs von Neapel zu versichern, denn dieser zweifelte nicht, daß der Umsturz des florentinischen Staats ihm Gelegenheit geben würde, seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen. Sobald er sich also dem Minister dieses Fürsten entdeckt hatte, bekam er eine günstige Antwort, mit dem Versprechen, daß alle Truppen, die er an den Grenzen des Staats bereit hielte, Befehl erhalten sollten, ihm zu gehorchen.

Der Pabst Sixtus der Vierte war gegen die Medici aufgebracht, weil sie es gewagt hatten, ihm einige wichtige Absichten, die das Interesse des päbstlichen Stuhls, oder seinen Nepoten betrafen, zu vereiteln oder zu erschweren. Franz wandte sich an Sixtus Sohn, den Fürsten von Furli, und stellte ihm vor, daß er bei dem hohen Alter des Pabstes Ursache hätte, ernstlich auf Mittel zu denken, um sich unter einem andern Pabstthume den Staat zu versichern, den er durch die Freigebigkeit seines Vaters erhalten hätte. Denn so lange die Medici Herren von Florenz wären, dürfte er nicht viel auf den ruhigen Besitz seines Fürstenthums rechnen, weil sie bei der ersten Veränderung des heiligen Stuhls nicht unterlassen würden, gemeinschaftlich mit dem neuen Pabste darauf Bedacht zu nehmen, es ihm wieder zu entreissen. Diese Rücksicht auf die Gefahr seines Freundes, und die Ungerechtigkeit der jetzigen Despo-

ten von Florenz gegen das Haus Pazzi, habe ihn bestimmt, einen Entwurf zur Unterdrückung der Medici zu machen, um ihnen eine willkührliche Macht zu rauben, von der sie einen so empörenden Gebrauch machten. Allein ohne die Unterstützung des Pabsts könnte ein so kühnes Unternehmen nicht gelingen.

Der Prinz gieng mit Freuden in einen Vorschlag ein, der seinem eigenen Vortheil so entsprechend war, und da er seinen Vater ganz unumschränkt regierte, so konnte es ihm nicht schwer werden, ihn auf seine Seite zu bringen. Und was konnte auch wirklich dem Pabst bei seinen bekannten Gesinnungen gegen die Medici erwünschter seyn, als ein Vorschlag, der ihm mit der Hofnung schmeichelte, entweder die Regierung in Florenz künftig nach seinem Sinne zu leiten, oder gar den Staat seinem Liebling in die Hände zu spielen.

Nachdem der Tod der Medici beschlossen war, erhielt der Bund der Verschwornen eine neue Stärke durch Franz Salviati, der den Pabst zum Erzbischof von Pisa wider Willen der Medici ernannt hatte, die ihn aber hinderten, von dieser Würde Besitz zu nehmen. Eigener Vortheil und Haß bewirkten es, daß der Erzbischof nicht allein selbst der Verschwörung beitrat, sondern er wandte sich auch an den päbstlichen General Montesocco, einen eben so braven Soldaten als klugen und zuverläßigen Geschäftsmann, der den Medici abgeneigt war, weil sie ihn hinderten, daß die Republik einige alte Besoldungen nicht bezahlte, die sie ihm schuldig war. Montesocco fand aber bei dem Unternehmen mancherlei Bedenklichkeiten; er war eben so klug als herzhaft, und hielt die Sache für so leicht nicht, als der Erzbischof sie sich vorstellte. Dieser bestritt aber alle seine Bedenklichkeiten mit vieler Hitze, und versicherte ihn, daß ein

gro=

großer Theil des florentinischen Volks wider die Regierung murre, und sich zu der, ohnedem starken Parthey der Pazzi schlagen würde: der Unterstützung des Pabstes und des Königes von Neapel sey man gewiß, und die beiden Brüder Lorenz und Julian könnten, da sie oft ohne Argwohn und unbegleitet durch die Stadt giengen, und auf ihre Landhäuser reiseten, leicht weggeräumt, und dann nach ihrem Tode die Regierung nach Gefallen verändert werden.

Montesecco ließ das alles dahin gestellt seyn, mißtraute aber jenen Nachrichten von Florenz sehr, weil er ganz verschiedene von sicherer Hand hatte, und wollte sich zu nichts entschließen; stellte dem Erzbischof auch noch vor, wie nöthig es sey, Truppen in der Nähe von Florenz bereit zu halten, und wie bei dermaligen Ruhe in Italien schlechterdings kein schicklicher Vorwand vorhanden sey, dergleichen in Bewegung zu setzen. Indem die Verschwornen sich Mühe gaben, dem päbstlichen General mehr Vertrauen zu ihrer Sache einzuflößen, ereignete sich um eben diese Zeit ein Zufall, der dieselbe zu begünstigen schien.

4.

Geheime Machinationen und Vorbereitungen zur Ermordung der Medici.

Der Graf von Faenza, Karl Manfredi, der auf dem päbstlichen und florentinischen Gebiete einen kleinen Staat besaß, fiel in eine gefährliche Krankheit. Im Fall er starb, machten Rom und Florenz Ansprüche auf sein Gebiet. Dieser nicht unwahrscheinliche Todesfall bot einen bequemen Vorwand dar, einige päbstliche Truppen in Bewegung zu setzen, und

wenn die Medici deshalb einigen Verdacht schöpfen würden, so konnte ihnen geantwortet werden, daß die tödtliche Krankheit des Grafen von Faenza diese Maaßregeln nöthig mache.

Da der Pabst seine ganze Macht zur Förderung des Entschlusses, die Brüder Medici aus der Welt zu schaffen, aufzubieten versprach, so trug nun auch Montesecco weiter kein Bedenken, der Verschwörung beizutreten. In den geheimen Zusammenkünften, die er mit Franz Pazzi, dem Fürsten von Furli und dem Bischof von Pisa hielt, kamen sie alle darinn überein, daß nicht eher etwas mit Erfolg unternommen werden könnte, als bis Jakob Pazzi, das Haupt dieses Hauses, der Verschwörung beiträte. Mancherlei Bemühungen, ihn in das Komplot zu ziehen, waren bisher ohne Erfolg geblieben. Jetzt sollte Montesecco einen neuen Versuch machen, ihn zu gewinnen, und um Gelegenheit zu haben ihn ohne Verdacht zu besuchen, wurde die Veranstaltung gemacht, daß Montesecco als päbstlicher Abgeordneter nach Florenz gehen mußte, um mit der Republik wegen Theilung der Verlassenschaft des Grafen von Faenza in Unterhandlungen zu treten.

Als Montesecco in Florenz ankam, wandte er sich zuerst an Lorenz Medici, und eröffnete ihm die Ansichten des Pabstes wegen der Besitzungen des Grafen von Faenza. Der edle Lorenz Medici, der keinen Verdacht schöpfte, empfieng den päbstlichen Abgeordneten mit ungemeiner Höflichkeit, beantwortete alle seine Fragen wie ein Mann von Kopf, und zeigte in seinem ganzen Betragen so viel edle Offenheit und Empfänglichkeit für Freundschaft, daß der alte Krieger voll Verwunderung sich Lorenzen ganz anders schuf, als er ihm geschildert worden war. Er fand nicht die mindeste Spur des Hasses und der Partheylich-

lichkeit gegen den Fürsten von Furli in seinen Reden, die man ihm hatte zur Last legen wollen, und konnte ihn unmöglich ohne Hochachtung verlassen. Demohngeachtet besuchte er insgeheim den Jakob Pazzi, und eröffnete ihm, wie bereitwillig der Pabst sey, die Verschwörung gegen die ihm verhaßten Medici zu unterstützen. Er sagte ihm, daß alle Truppen desselben in der Nähe von Florenz seyn sollten, um der Parthey Nachdruck zu geben, und im nöthigen Falle ihr zu Hülfe zu kommen; daß er (Montesecco) selbst während diesen Unternehmungen in Florenz seyn werde, und daß er leicht eine große Menge Soldaten heimlich in die Stadt bringen könne, um den ersten Versuch der Gegenparthey zu vereiteln. Aber alle diese Gründe erschütterten den vorsichtigen Jakob Pazzi nicht, und wenn nicht sein Neffe Franz zu eben der Zeit nach Florenz zurück gekommen wäre, so würde er vielleicht beständig bei seiner Weigerung beharret seyn. Dieser nahm alle seine Ueberredungskraft zusammen, stellte seinem Onkel die Demüthigungen nach der Reihe vor, die ihr Haus täglich von den Medici ausstehen müßte; unter welcher Sklaverey die Stadt seufzte, wo zur Despotie nur noch der Name fehlte. Er schloß mit der Versicherung, daß diese glorreiche und patriotische Unternehmung, die nunmehr hinlänglich unterstützt sey, auf jeden Fall vor sich gehen würde, wenn gleich er, durch seine Ausschließung davon, sie unendlich erschwerte.

Allen diesen vereinigten Vorstellungen und Zudringlichkeiten vermochte Jakob Pazzi nicht länger zu widerstehen, und versprach nun auch seine thätige Mitwirkung. Die Verschwörung gewann dadurch noch mehr Festigkeit, und bald traten ihr mehrere kühne und unternehmende Leute bei. Ausser dem oben genannten Bandini waren die thätigsten: Jakob Pog-

gio, ein Sohn des verdienstvollen Gelehrten Franz Bracciolini, ein junger ehrgeitziger und neuerungssüchtiger Mensch; zween Salviati, ein Bruder und Vetter des Erzbischofs; zween Volterra und ein Priester, sämtlich Geschöpfe der Pazzi. Nur Renat Pazzi, Jakobs Vetter, ein kluger und gesetzter Mann, ließ sich nicht bewegen, dem Bunde beizutreten. Ihm fiel das Mißliche solcher Unternehmungen zu deutlich ins Auge, als daß er nicht davon hätte abrathen sollen; aber umsonst waren seine Ermahnungen und Vorstellungen. Die Verschwornen berathschlagten sich jetzt vielmehr sehr angelegentlich über die Art, wie die beide Medici ermordet werden könnten.

Alle kamen darinn überein, daß die Unternehmung keinen glücklichen Erfolg haben könnte, wenn nicht beide Brüder zugleich aus dem Wege geräumt würden. Aber über das Mittel, dieß in einem und demselben Augenblicke zu thun, konnten sich die Verschwornen nicht vereinigen. Jakob Pazzi war der Meinung, in Florenz werde man dazu niemals Gelegenheit finden, weil beide Brüder nie zusammen kämen, als im Staatsrathe und in ihren Wohnungen, wo es fast unmöglich seyn dürfte, ihnen beizukommen. Nach seinem Dafürhalten sollte man also warten, bis Julian, der sich in kurzem nach Rom begeben müßte, daselbst angekommen wäre; dann könnte man an demselben Tage den einen in Rom und den andern in Florenz angreifen, ohne daß sie im Stande wären, einander zu Hülfe zu kommen. Allein die andern Mitverschwornen fanden zu viele Schwierigkeiten, an zwei verschiedenen Orten und an dem nemlichen Tage ein so großes Unternehmen zu wagen, da eine unendliche Menge nicht vorherzusehender Zufälle alles zerstören könnte, was man verabredet hätte. Man müßte daher die That in Florenz selbst voll-

vollbringen, und nur einen Vorwand ersinnen, der beide Brüder verpflichtete, sich an Einem Orte zusammen zu finden. Jakob ließ sich den Vorschlag gefallen, und es wurde beschlossen, bei der ersten Gelegenheit den tödtlichen Streich zu führen.

Montesecco, durch seinen öffentlichen Charakter als päbstlicher Abgesandter geschützt, besuchte inzwischen fast täglich die Medici, und machte oft Reisen von Florenz nach Rom, wo er dem Prinzen von Furli immer genauen Bericht vom Fortgange der Verschwörung erstattete. Der Pabst, von seinem Sohne blindlings geleitet, bot willig zu allem die Hand, was sein Liebling von ihm verlangte. Er ließ einem gewissen Grafen Karl Braccio, der gegen päbstliche Schutzgenossen Feindseligkeiten ausgeübt hatte, Fehde ankündigen, und Anstalt machen, sein Kastell Montone zu belagern, um den gesuchten Vorwand zu bekommen, Truppen in der Gegend von Florenz bereit zu halten. Ihre Anführer erhielten geheime Ordre, jedem Winke des Erzbischofs von Pisa und Franz Pazzi's zu gehorchen: auch hatte der König Ferdinand von Neapel, der blutige Auftritte liebte und von der Vertilgung der Medici verschiedene Vortheile hoffte, versprochen, den Herzog von Kalabrien, seinen ältesten Sohn, vormaligen General der Florentiner, nach Florenz zu schicken. Dieser sollte unter dem Schein, als ob er eine Foderung rückständigen Gehalts negocirte, den Gang der Begebenheiten in der Stadt beobachten, und ein hinlängliches Korps auf den Fall des Bedürfnisses an der Grenze marschfertig halten.

Die größte Schwierigkeit, welche die Verschwornen zu besiegen hatten, war jetzt nur noch die Veranstaltung einer solchen Gelegenheit, welche es den beiden Medici zur Pflicht machte, sich an einem Orte ein=

einzufinden, wo die Verschwornen ihnen leicht beikommen könnten. Auch hierzu sollte der heilige Vater die Hand bieten. Er hatte nach dem frühen Tode seines höchst schwelgerischen und lasterhaften ältern Sohnes, des Kardinal-Nepoten Peters, dessen siebenzehnjährigen Neffen den Kardinalshut gegeben, mit der bestimmten Aussicht auf die wichtigsten Staatsbedienungen. Dieser junge Kardinal sollte in der Qualität eines päbstlichen Legaten nach Florenz reisen, in Hofnung, daß die Festlichkeiten und Ceremonien, die bei dieser Gelegenheit statt fänden, den Verschwornen Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens geben würden. Die Reise wurde zugleich dazu benutzt, nicht nur einige Mitverschworne, die mit im Gefolge waren, zu verbergen, sondern auch eine große Zahl Wagehälse, die als Bediente keinen Verdacht erregten, nach Florenz zu ziehen.

Der päbstliche Legate, der wahrscheinlich keine Kenntniß von der stummen Rolle hatte, die er bei dem Trauerspiel übernehmen sollte, gieng mit einer Pracht von Rom ab, wie sie sich für einen Kardinal ziemte, welcher der erste am Ruder des Staats war. Die Medici, ob sie gleich mit dem Pabste im Mißverständnisse lebten, wollten doch nichts ermangeln lassen, was der Wohlstand erfoderte, und beschlossen dem Kardinal alle Ehre zu erweisen, die man seiner Würde schuldig wäre. Um den Truppen Zeit zu lassen, an ihre Versammlungsplätze zu kommen, hatte der Kardinal nur kleine Tagereisen gemacht, und war nach einigen Tagen zu Montughi, einem Lustschlosse der Pazzi vier Meilen von Florenz, angekommen. Hier empfieng ihn Jakob Pazzi, von seiner ganzen Familie begleitet, und gab ihm ein prächtiges Mahl. Die Verschwornen waren hier alle beisammen, in der Meinung, daß die beiden Medici kommen würden,

Se. Eminenz zu bewillkommen; Julian kam aber allein und gieng zwo Stunden eher wieder fort, als sein Bruder ankam. Die erste Gelegenheit schlug also fehl; eine zweite hatte denselben ungünstigen Erfolg. Als nemlich Lorenz mit dem Kardinal auf dem Schlosse Montughi zu Nacht speisete, wurde die Unterredung so eingeleitet, daß der Herr Kardinal wünschte, die schöne Villa Fiesole zu sehen, die den Medici gehörte. Lorenz hatte zu viel Welt, um nicht alsbald die sämmtliche Gesellschaft zu einem Gastmahle dahin zu bitten. Schon war alles angeordnet, wie man sich benehmen, und wie die Mannschaft der Verschwornen durch die zahlreiche Bedienung des Kardinals, und durch verkleidete Soldaten des Montesecco vermehrt, den Freunden und Domestiken des Medici überlegen seyn sollte: aber wie bestürzt war der Klubb, als Julian beim Gastmahle fehlte.

Einige Geschichtschreiber melden, er habe am Morgen dieses Tages von seiner Gattinn Camilla, die sich in einem Kloster aufhielt, einen Brief erhalten, worinn sie ihn inständig gebeten, sein Leben zu verwahren: denn ihr hätte geträumet, er würde von wilden Thieren zerrissen, und sie habe vor Schrecken und Bangigkeit Fieberanfälle bekommen, die ihr in ihrer jetzigen Schwangerschaft gefährlich seyn könnten. Sie wünschte daher ihn schleunig bei sich zu sehen, um sich zu beruhigen und zu erholen. Julian liebte seine Gattinn zu zärtlich, um einen Augenblick zu säumen, sich zu ihr zu begeben. Er fand sie in großer Unruhe, und konnte sich nicht entschliessen, sie zu verlassen. Seine Abwesenheit vereitelte also zum zweitenmal die Maaßregel der Verschwornen.

5.

Verlegenheit der Verschwornen. Franz Pazzis Erbitterung gegen Julian Medici.

Der Kardinal war inzwischen in Florenz selbst angekommen, und die Verschwornen eilten nun um so mehr mit der Ausführung ihres schwarzen Komplots, da sie besorgten, daß unter der großen Zahl von Mitverschwornen sich jemand finden könnte, der aus Untreue, Furcht oder Unbedachtsamkeit das Geheimniß verriethe. Sie versammelten sich bei Jakob Pazzi, und hier wurde beschlossen, der Kardinal sollte am nächsten Sonntage bei dem feierlichen Gottesdienste in der Hauptkirche die Messe halten, und nach Vollendung derselben den Medici und Pazzi ein prächtiges Mittagsmahl geben, wobei es keine Schwierigkeit machen könnte, das Hauß mit gewafneten Leuten zu füllen, und die verhaßten Brüder zu ermorden. Es ward verabredet, die Tafel so einzurichten, daß Lorenz Medici sein Gedecke zwischen Montesecco und Jakob Pazzi, Julian aber zwischen Franz Pazzi und Bandini erhielten. Jeder dieser vier Verschwornen sollte noch einen Mitverschwornen hinter seinem Stuhle haben, und wenn man gegen das Ende der Mahlzeit eine gewisse Gesundheit ausbringen würde, so sollte man beide Medici auf einmal ermorden. Unterdessen sollte sich der Erzbischof von Pisa mit Poggio, Franceesi und andern Verschwornen in Begleitung vieler verkleideter Soldaten nach dem Pallaste des Gouverneurs begeben, und auf das Zeichen, das man nach der Ermordung geben würde, sollte er sich der Magistratspersonen bemächtigen, und sie zwingen, den Tod der Medici zu billigen, und eine neue Regierungsform einzuführen. Zu gleicher Zeit

sollten

sollten andere zu Pferde steigen, das Volk zur Freiheit rufen und an der Spitze von bestellten Truppen dasselbe zwingen, aus der Parthey der Pazzi neue Magistratspersonen zu wählen.

Alle Veranstaltungen zu der feierlichen Messe, welche Sonntags den sechs und zwanzigsten April des Jahres ein tausend vierhundert und acht und siebenzig gehalten werden sollte wurden getroffen und schon des Sonnabends früh ließ man die Medici und Pazzi und viele andere Personen zum Mittagsmahl nach Beendigung des Gottesdienstes einladen. Lorenz und Julian versprachen sich einzufinden, und die Verschwornen, die nun den Erfolg ihres Vorhabens für gewiß ansahen, trafen alle Vorkehrungen mit so viel Klugheit, daß niemand einen Verdacht schöpfte. Nichts schien der Erfüllung ihrer Wünsche weiter zu fehlen. Sie hatten alle Schwierigkeiten vorher überlegt, und alle Mittel bereitet, um den Hindernissen auszuweichen, die in dem Augenblicke der Ausführung eintreten könnten. Sie versammelten sich die Nacht zuvor noch einmal bei Franz Pazzi, und verbanden sich durch einen Eid, entweder zu sterben oder ihr Vorhaben auszuführen.

Den Tag vorher, da die blutige Tragödie gespielt werden sollte, gab Franz Pazzi genau auf alle Schritte Julians Achtung. Die Unruhe verbergend, die seine Seele erfüllen mußte, besuchte er ihn mit aller Unbefangenheit und war eifrig bemüht, durch erheiternde Unterhaltung, die Traurigkeit zu verbannen, die auf Julians Gesichte geschrieben stund; eine Wirkung von Camillens anhaltender Kränklichkeit. Franz hatte seinen Freund, um ihn seinem Trübsinne zu entziehen, in eine öffentliche Gesellschaft in einen der schönsten Gärten von Florenz begleitet. Während sie in Gesellschaft verschiedener von Adel mit einander

lust-

lustwandelten, brachte jemand dem jungen Medici einen Brief; er gieng auf die Seite und las ihn. Franz, der ihn genau beobachtete, sah ihn die Farbe verändern, und nach dem Lesen in eine noch tiefere Traurigkeit versinken.

Es war sehr natürlich, daß Franz besorgte, der Brief möchte eine geheime Nachricht von der Verschwörung enthalten. Er ward in seiner Vermuthung bestärkt, da er mit vieler Geschicklichkeit sich bemühte zu erforschen, von wem der Brief käme, Julian aber sich mit keinem Worte verrieth. Als sie auf ihrem Spaziergange an das Ende einer großen Cypressenallee kamen, setzte sich Julian ermattet auf eine Marmorbank, und sank ohnmächtig in Franzens Arme. Während man nach einer nahen Fontaine lief, um Wasser zu holen, setzte sich Franz unbemerkt in den Besitz des verdächtigen Briefs und steckte ihn in seine Tasche.

Julian kam von seiner Ohnmacht zurück, und Franz begab sich unter einem Vorwand hinweg, um den entwendeten Brief heimlich zu lesen, der die lebhaftesten Empfindungen der Zärtlichkeit enthielt, die Camilla ihrem geliebten Julian bezeugte.

„Nein, mein geliebter Gatte!“ schrieb sie —

„Wie, rief Franz, ohne weiter zu lesen, wie? Camilla ist des jungen Medici Gemahlinn, und dieser glückliche Nebenbuhler ist in dem Besitz eines Guts, das nur meiner Liebe gebührt?“ Nach dieser heftigen Aeußerung heftete er einen Blick voll Wuth und Unwillen auf den Brief, und las:

— — „Nein, mein geliebter Gatte, nicht länger kann ich die Unruhe verbergen, die mich unabläßig peinigt und zu Boden drückt. Ich schlafe nicht ein, ohne von Bildern gequält zu werden, womit die furchtbarsten Träume den Geist beunruhigen können.

nen. Noch immer sehe ich zwei Tiger, die dich an den Füssen eines Altars zerreissen; ich habe dein Blut in großen Strömen hinfließen sehen, und mein klagendes Geschrei, weit entfernt ihre Wuth zu besänftigen, hat sie nur noch vermehrt. Jede Erinnerung an diesen furchtbaren Anblick erfüllt mich mit Entsezen; und ob es gleich nur ein Traum war, der bei meinem Erwachen verschwand, so kann ich doch der bangen Besorgniß mich nicht erwehren. Ach, mein theuerster Gatte, ich beschwöre dich bei dem Pfande unserer Liebe, das ich unter meinem Herzen trage, setze dein Leben keiner Gefahr aus. Verachte nicht die Warnungen des Himmels und einer Gattinn, die dich tausendmal mehr liebt, als sich selbst. Ich sterbe, wenn ich dich morgen nicht sehe; deine Abwesenheit ist mir unerträglich, und ich wähne dich verloren zu haben, wenn meine Arme dich nicht umfassen. Ich beschwöre dich, komm morgen sobald du kannst, wenn du anders noch einiges Mitleiden hast mit deiner Camilla."

Franzens Erbitterung und Haß gegen Julian brach nach Lesung dieses Briefs, in die heftigste Wuth aus. „Wie, rief er, mein Nebenbuhler ist also im ruhigen Besitz dessen, was er mir entrissen hat? Camilla ist seine Gattinn? Sein Uebermuth begnügt sich nicht, meine Familie zu unterdrücken; muß ich's auch noch mit Augen sehen, wie seine befriedigte Liebe über meine Verzweiflung triumphirt? Nein, sterben sollst du Schändlicher, und dein Tod wird mich auf einmal für alle deine Beleidigungen und für Camillens Verachtung rächen." Seine Wuth war so heftig, daß er vielleicht durch Ungeduld verleitet worden wäre, auf der Stelle seinen Gegner aufzuopfern, wenn er nicht mit Zuversicht auf den nahen und sichern Erfolg der Verschwörung

ge-

gerechnet hätte. Er kehrte nach Hause zurück, mehr von Haß und Zorn entbrannt als jemals, und hielt in der Nacht die letzte geheime Berathschlagung mit den Häuptern der Verschwörung, die ihn erst verliessen, als schon der Tag zu grauen begann. Da kein Schlaf in sein Auge kam, so gieng er in seine Gemählbegallerie, und betrachtete bis zur Stunde, da man sich in die Kirche begab, nur Bilder, auf denen Mord und Blutvergiessen abgebildet war.

Eine unzählbare Menge Volks strömte des Morgens über die Strassen hin nach der Hauptkirche, um der prächtigen Messe beizuwohnen, welche gehalten werden sollte. Niemand dachte, daß dieser heilige Ort ein Schauplatz des Verbrechens werden sollte. Die Verschwornen hatten sich gleichfalls in die Kirche begeben, um alles zu beobachten, was vorgieng. Es währte nicht lange, als sie von ihren Spionen im Pallaste Medici erfuhren, Julian werde nicht bei dem Kardinal speisen, sondern sogleich nach der Messe verreisen. Daß er seine Gemahlinn würde besuchen wollen, konnte sich Franz Pazzi leicht vorstellen, da er Camillens Brief gelesen hatte; er und die übrigen Verschwornen waren über dieses neue Hinderniß äußerst betroffen. Sie traten in einer dunkeln Kapelle der Kirche zusammen und berathschlagten was zu thun wäre? Franz nahm sogleich das Wort und sagte: es sey durchaus keine Zeit mehr zu verlieren, da der Entwurf schon unter so viele Mitwisser verbreitet sey; jeden Augenblick vergrößere sich die Gefahr der Entdeckung, und es bleibe kein anderes Mittel übrig, als die Medici in der Kirche zu ermorden, da es nicht möglich sey, ihrer an der Tafel des Kardinals mächtig zu werden.

Alle Verschwornen waren der Meinung, daß dieß der einzige Ausweg sey, den man in der jetzigen

Lage

Lage einschlagen könnte. Franz, der mit eigener Hand seinen Nebenbuhler aufopfern und sicher seyn wollte, daß er seiner Rache nicht entgienge, übernahm mit Bandini die Ermordung Julians, und Montesecco sollte dessen Bruder niederstossen. Allein dieser lehnte den Auftrag geradezu ab, entweder weil seine Unterredungen mit Lorenz ihm Achtung gegen denselben eingeflößt hatten, oder aus einer andern Bedenklichkeit; er erklärte bestimmt, daß es ganz gegen seine Denkart sey, eine solche That an einem solchen Orte zu verüben, und Entweihung des Heiligthums mit Verrätherey zu paaren. Auch Jakob Pazzi verweigerte seine Mitwirkung zu Lorenzens Ermordung in der Kirche, und er und Montesecco versprachen nichts weiter, als daß sie nach glücklich vollbrachter That zu Pferde steigen und an der Spitze der Truppen das Volk revolutioniren wollten.

Diese gedoppelte Weigerung war für den Fortgang der gefahrvollen Unternehmung höchst nachtheilig. Schon hatte der Gottesdienst begonnen und das Volk strömte in Haufen zu der Kirche; da nun kein Augenblick zu verlieren war, so wählte man zu Lorenzens Ermordung zwei Subjecte, die sich entweder blos aus Schurkerey, oder aus blindem Enthusiasmus für ein Bild von Freiheit, oder aus eitler Ruhmsucht selbst zu Mördern angeboten hatten, denen aber bei ihrer Mordlust jene Fassung fehlte, die den Schurken eigentlich vom Bösewichte unterscheidet, und dieser dem großen Manne in gerader Linie gegenüber stellt: die Fassung, Leben und Tod gleich kalt anzusehen. Diese Menschen, die vielleicht in ihrem Leben niemals an einer gefahrvollen Unternehmung Theil gehabt hatten, waren Anton von Volterra, und der Priester Stephan, ein ziemlich gelehrter Mann, der keine andere Bedienung hatte, als daß

er

er Jakob Pazzi's natürliche Tochter im Latein unterrichtete. Endlich vergliech man sich auch noch über das Signal, auf das die Medici ermordet werden sollten. Man wählte dazu die Zeit, wenn eine kleine Glocke dreimal geläutet wird, und der Priester in der Messe die Worte spricht: Domine non sum dignus. Bei dem zweiten Schlag der Glocke sollte man die beiden Brüder niederstossen. Der Erzbischof von Pisa wollte indeß mit seinen Leuten und Jakob Poggio sich des Rathhauses bemächtigen, die Rathsherren, die sich widersetzen würden, umbringen lassen, und nach dem Tode der beiden Medici sollte der Rath gezwungen werden, die Regierung zum Vortheil der Verschwornen einzurichten.

6.

Julian Medici wird ermordet. Allgemeiner Aufruhr.

Alles war nun vorbereitet, und der Augenblick der Ausführung nahte herbei, als ein neuer Zufall die Plane der Verschwornen zu vereiteln drohte. Sie sahen den Kardinal, von Lorenz Medici begleitet, in die Kirche kommen, aber — Julian fehlte. Es verbreitete sich das Gerücht, weil er die Einladung zu dem Mittagsmahle bei dem Kardinal abgelehnt habe, so werde er auch nicht in die Kirche kommen. Es ist nicht bekannt, ob Camillens Brief seine Abwesenheit veranlaßt haben mochte, oder ob er sonst einen Wink von den schlimmen Absichten der Feinde seines Hauses erhalten hatte.

Die Medici kannten den Neid wohl, welchen die Pazzi auf sie warfen, auch hatten sie von ihren Kundschaftern Nachricht, daß der Pabst und der Kö-

nig

nig von Neapel gemeinschaftlich daran arbeiteten, ihr Haus zu erniedrigen: aber daß es auf ihr Leben abgesehen sey, konnten sie doch nicht glauben, vielweniger, daß man sich zu solch einem Zwecke der abscheulichsten Mittel bedienen und der Gottesverachtung schuldig machen würde; oder sie verließen sich auf die Liebe des Volks und den Beistand ihrer Freunde. Die Verwirrung, in welche Julians Abwesenheit die Verschwornen versetzte, wurde immer größer, und da nun der verabredete Zeitpunkt immer näher kam, und man an der Erscheinung des sehnlich Erwarteten verzweifelte, so beschloß Franz Pazzi ihn, von Bandini begleitet, zu holen.

Beide verließen eiligst die Kirche, setzten sich in einen Wagen und fuhren nach dem Mediceischen Pallaste, entschlossen, den Julian entweder in die Kirche zu bringen, oder in seinem Kabinete zu ermorden. Als Freunde und Bekannte des Hauses, traten sie unangemeldet ein, überraschten scherzend den Julian in seinem Zimmer, stellten sich als wenn sie noch nicht in der Kirche gewesen wären, und sagten mit der größten Unbefangenheit, daß sie ihn abholen wollten, denn eben hätten sie erfahren, der Kardinal und Lorenz wären schon da, und der Gottesdienst habe bereits seinen Anfang genommen. Julian sagte ihnen einige Gründe, warum er nicht mitgehen könnte; allein sie ließen ihn nicht zu Worte kommen, sprachen von der Empfindlichkeit, die der Kardinal äußern würde, wenn er einem so solennen Gottesdienste nicht beiwohnte, der ja überdieß bald zu Ende wäre — kurz, die bezaubernde Art, womit die beiden Verräther in ihn drangen, machte, daß er ihnen nachgab; er stieg mit in den Wagen, den sie mitgebracht hatten, und fuhr den Weg zu seinem Tode. Selbst die kältesten Geschichtschreiber äußern

ihr

ihr Erstaunen über die zwanglos verführerische Art, mit der die beiden Bösewichter, unter der Maske der zwanglosesten Fröhlichkeit und zärtlichsten Freundschaft, eine so wüthende Rach- und Mordsucht verbergen konnten. Noch auf dem Wege zur Kirche befühlte Franz Pazzi den Julian unter dem Schein eines zärtlichen Muthwillens, um den Ort auszusuchen, wo er seinen besten Dolchstich anbringen könnte, und zu forschen, ob er keinen Küraß anhätte, und sagte ihm mit einem Lächeln, er habe das besondere Glück vor andern, daß er durch Krankheit fett werde.

Die Verschwornen in der Kirche hatten in der peinlichsten Unruhe Franzen's Rückkehr erwartet, und waren hocherfreut, als sie ihn mit Julian kommen sahen. Die Mörder schlossen sich an die beiden Brüder an, und erwarteten mit scheinbarer Ruhe den für die blutige Ausführung bestimmten Augenblick. Als das Glöckchen ertönte und der Priester, der vor dem Altar die Kommunion nahm, sich den ersten Schlag vor die Brust gab, ergriffen die vier Mörder ihre kurzen Dolche, die sie bisher verborgen gehalten hatten, und bei dem zweiten Schlag und dem abermaligen Ertönen des Glöckchens, stieß Bandini dem Julian seinen Dolch mitten durch die Brust. Der Unglückliche sank zu Boden, und Franz, voll schäumender Rachgier, stürzte sich, indem er ihn nicht todt glaubte, über ihn her, und durchborte ihn mit so vielen Stichen und mit einer so entsetzlich blinden Wuth, daß er sich, da Julian sterbend noch den letzten Seufzer that, mit seinem eigenen Dolche eine tiefe Wunde ins Bein beibrachte. Ein vertrauter Freund Julians, der in der Nähe war, zog seinen Degen, aber Bandini kam ihm zuvor, und streckte ihn mit einem einzigen Stoß todt zu seinen Füssen.

Auf

Auf der Seite, wo Lorenz stund, war der Erfolg sehr verschieden. Anton von Volterra fühlte sich in dem Augenblicke, da er zustossen wollte, von einem heftigen Schrecken ergriffen, und war so verblendet, daß er dem betenden Lorenz mit dem Dolche beim Gesicht vorbei fuhr. Der Priester Stephan, der hinter ihm stund, zeigte eben so wenig Entschlossenheit und noch mehr Unklugheit, denn indem er den Dolch schwang, schrie er: „Ha, Verräther!“ worauf Lorenz, der beherzt war, sich schnell umkehrte und blos eine leichte Wunde am Halse erhielt. Rasch sprang er auf, zog den Degen, und hielt alle Stösse ab, die man ihm ferner beibringen wollte, bis einige seiner Freunde und Bedienten herbei kamen, ihn umringten, und schnell in der Sakristey verschlossen. Eilen war hier am rechten Orte, denn kaum hatten Pazzi und Bandini gesehen, daß Lorenz noch lebe, so drangen sie ihm wüthend nach, bahnten sich einen Weg durch die Menge, und Bandini war schon an der Thürschwelle der Sakristey, als ein Geistlicher ihn mit einem Kreuzstabe zurückschlug und zuschloß.

Der schröckliche Tumult, der sich in der Kirche erhob, geht über alle Beschreibung. Wenn alle Gewölbe des großen Gebäudes aus ihren Fugen gewichen, und mit dem schröcklichsten Gepraffel niedergestürzt wären, so hätte der Lärm und das Entsetzen nicht größer seyn können. Wer einen Degen hatte, der zog ihn. Einige drängten sich herzu, um zu erfahren, was vorgegangen wäre; andere wollten von dem gräßlichen Orte entfliehen, wo Blut und Mord so schröcklich wütheten. Unter den Thüren entstund ein so großes Gedränge, daß viele niederstürzten und den Nachfolgenden den Durchgang verschlossen; sie wurden zum Theil erdrückt, andere erstickten unter der Menge, die über sie her wogte. Die Weiber erhoben

ein jammervolles Geschrei; überall sah und hörte man nichts, als greuliche Unordnung, lautes Heulen, beklemmte angstvolle Seufzer und die äußerste Verwirrung. Anton von Volterra und der Priester Stephan suchten sich unter dem Gedränge zu verbergen; sie wurden aber von den Freunden der Medici mit tausend Stichen durchbohrt, und ihre Leiber der Wuth des Pöbels preisgegeben, der sie in Stücken zerrieß und in der Stadt herum schleppte. Der Kardinal flüchtete sich zum Altar und die Geistlichkeit diente ihm zu einer Verschanzung wider die Wuth des Pöbels, der ihn umbringen wollte, weil er ihn für mitschuldig hielt: er wurde durch die Vorsorge des Magistrats mit Mühe im Stadtpallaste in Sicherheit gebracht. Bandini, mit dem blutigen Dolche in der Hand, und mit von Wuth entflammten Augen, drängte sich durch den Haufen, der ihm Platz machte, ohne daß sich jemand an seiner Person vergrief. Er schwang sich auf ein, zur Vorsicht schon bestelltes Pferd, floh nach Venedig und von da nach der Türkey. Franz Pazzi, obgleich verwundet, öffnete sich auch einen Durchgang mit dem Degen, und wollte zu Pferd steigen, um das Volk aufzuwiegeln; aber seine Wunde und der Blutverlust schmerzte und entkräftete ihn so sehr, daß er nach Hause gehen und sich zu Bette legen mußte. Sein Onkel und Montesecco schwärmten inzwischen mit einigen Truppen in der Stadt umher und riefen die Einwohner zu den Waffen, aber niemand wollte sich an sie anschließen.

So lange noch in der Kirche Tumult und Unordnung herrschte, machte der Erzbischof Salviati von Pisa Anstalten, den Auftrag der Verschwornen zu vollziehen, und sich in Besitz des Rathhauses zu setzen. In Begleitung von drei andern Verschwornen, und unterstützt von mehr als hundert wohlbewafneten

Bür-

Bürgern aus Perugia, welche die mediceische Parthey aus ihrer Stadt verjagt hatte, setzte er sich in Bewegung. Die Peruginer schlichen sich ohne Geräusch und Lärmen in den großen untern Saal des Rathhauses, und der Erzbischof befahl ihnen, sobald sie Lärm hören würden, den Eingang zu besezen. Er selbst gieng mit seinen vornehmsten Begleitern die Treppe hinauf, und verlangte den Gonfaloniere *), damals Cäsar Petrucci, zu sprechen. Der Rathsthürhüter weigerte sich, irgend jemand, wer es auch sey, einzulassen, weil der Gonfaloniere sich mit seinen Gästen eben zur Tafel gesetzt hatte. Dieser Vorfall kam dem Erzbischof unerwartet, und er antwortete hastig, er müsse den Gonfaloniere auf der Stelle sprechen, weil er ihm von Seiten Seiner päbstlichen Heiligkeit eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Der Thürhüter zweifelte um so weniger an diesem Vorgeben, da er eine Menge Leute mit dem Prälaten hatte kommen sehen, und meldete dem Gonfaloniere, der Erzbischof von Pisa verlange ihn auf der Stelle zu sprechen, und bringe ein Breve vom Pabste.

Ein Besuch zu einer so unbequemen Zeit befremdete den Gonfaloniere nicht wenig. Da jedoch der Wohlstand erfoderte ihn anzunehmen, so stand er schnell vom Tische auf, empfieng den Erzbischof und

---

*) In Florenz hatte jede Zunft ihren Anführer, der im Rathe saß und Gonfaloniere (auf Deutsch so viel wie Bannerherr) hieß, weil er in Kriegszeiten die Zunftfahne trug. Von allen diesen Tribunen war der Gonfaloniere der Republik, der in der letzten Zeit alle zween Monate abgelöst wurde, das Haupt, hatte die oberste Justitzstelle, und machte während seiner Regierung einen vollkommenen Diktator.

und führte ihn in das Audienzzimmer. Dieß geschah mit besonderer Eilfertigkeit, weil er seine Tischgesellschaft, die Stadthauptleute, denen er gewöhnlich an Sonn- oder Festtagen eine Mahlzeit gab, nicht lange verlassen wollte. Vielleicht überraschte den Erzbischof diese Eilfertigkeit, vielleicht brachte ihn Petrucci's entschlossener Blick ausser Fassung, oder er hatte seine Rolle nicht genug studiert: genug, er ward blaß, als der Gonfaloniere das päbstliche Breve verlangte, sah schüchtern bald da bald dorthin, als suchte er Antworten auf unerwartete Fragen, fieng an mit zitternder Stimme zu sprechen und Worte ohne Sinn zu stammeln. Befremdet über dieses sonderbare Benehmen, schöpfte der Gonfaloniere sogleich Verdacht, verließ eiligst das Zimmer und rief zu den Waffen. Von den Verschwornen, die im Vorsaale waren, suchte ihn einer aufzuhalten, allein er faßte ihn bei den Haaren, und warf ihn zu Boden.

Da in eben dem Augenblicke das Gerücht der Verschwörung sich durch die ganze Stadt verbreitete, und Petrucci nun die Absicht des Erzbischofs leicht durchschauen konnte, so setzte er sich mit den Rathsherren, die bei ihm waren, in Vertheidigungsstand. Er behauptete mit ihnen den obern Stock, und weil er keine Waffen bei der Hand hatte, vertheidigte er allein die Treppe wider etliche Verschworne, mit einem aus der nahen Küche herausgerissenen Bratspieße. Unterdessen kamen die Rathspedellen und andere Magistratsbediente ihm und den Rathsherren zu Hülfe. Die Peruginer und andere Soldaten, die der Erzbischof mitgebracht hatte, hatten sich indessen in einen Versammlungssaal der Zünften geschlichen, und entweder aus Versehen oder aus Furcht, als sie den Lärm im obern Stocke hörten, die Thür zugemacht, ohne zu wissen, daß man die Thür weder von innen

noch

noch von aussen anders, als mit dem Schlüssel öfnen konnte. Sie waren also eingeschlossen, und konnten keine Hülfe leisten. Man bemächtigte sich daher der Verschwornen, die dem Erzbischofe in den obern Stock gefolgt waren, ohne große Mühe. Sie wurden alle niedergemacht, und zum Fenster hinaus geworfen.

Der Erzbischof Salviati selbst erhielt auf der Stelle die verdiente Strafe; er ward ohne alle Umstände und Form des Processes an ein Fensterkreuz nach der Strasse zu aufgehängt. Der hochwürdige Mann mußte vorher den ganzen Verschwörungsplan aufsetzen, und mit seinem Namen unterschreiben; aber seine Hofnung, sich damit zu retten, war eitel.

Bei dem schröcklichen Lärm, den die schleunigen Exekutionen auf dem Rathhause verursachten, fanden endlich die eingesperrten Peruginer Mittel, die Thüren zu durchbrechen. Sie besetzten den untern Theil des Rathhauses, und belagerten die Rathsherren, die sich im obern Stocke verschanzten und verrammelten. Bald strömte aber das Volk herbei, richtete ein schröckliches Blutbad unter den Rebellen an, und befreite den Magistrat. Der alte Jakob Pazzi und Montesecco hatten nun auch ihre Rolle ausgespielt. Eine Weile rannten sie mit ihren Bewafneten durch die Strassen, und riefen das Volk zur Freiheit auf, aber niemand wollte von ihrer Waare. Als Jakob unter dem Rathhause vorbei ritt, begrüßten ihn die Rathsherren mit Steinen, und überhäuften ihn mit Schmähungen und Drohungen. Sein Schwager Saristori, der ihm begegnete, machte ihm bittere Vorwürfe über sein unsinniges Beginnen, und gab ihm den Rath, sich aufs schleunigste der Wuth seiner Feinde zu entziehen. Er stund wirklich von seinem Vorhaben ab, lenkte sein Pferd

dem

dem Thore zu, und nahm seinen Weg nach Romagna. Montesecco ließ sich ohne Widerstreben gefangen nehmen.

Die Rache ereilte nun auch den Franz Pazzi. Der wüthende Pöbel stürmte seinen Pallast, riß ihn aus dem Bette, und schleppte ihn nackend, unter Schmach und Schande nach dem Rathhause, ohne daß die blutigen Beleidigungen, die man ihm unterwegs zufügte, ihn hätten zwingen können, weder das Gesicht zu verändern, noch einen Laut von sich zu geben. Mit starren, trotzigen Augen sah er seine Führer an, und mehr die Wuth als die Reue zwang ihm einige Seufzer ab. Unter lauten Verwünschungen hieng man ihn am Fensterkreuz des Rathhauses, dem Erzbischof zur Seite, auf, stürzte endlich seinen Körper auf die Strasse herab, und überließ ihn der Wuth des Pöbels.

7.

Schicksale und Strafe der Verschwornen. Lorenz Medici's hohes Ansehen.

Ganz Florenz stund jetzt unter den Waffen, und der Triumph der Medici war entschieden. Die Thür der Sakristey, in der Lorenz gleichsam gefangen war, wurde von den Freunden seines Hauses eingeschlagen, und unter einer zahlreichen freiwilligen Bedeckung wurde er in seine Wohnung begleitet. Ueberall erscholl: „es leben die Medici und sterben die Pazzi!“ das Volk schleppte die Leichname der Verschwornen durch die Strassen, zerrieß und zerfleischte sie mit äußerster Wuth, und trug ihre Köpfe auf der Spitze der Lanzen und Degen zur Schau. Siebenzig Theilnehmer an der Verschwörung wurden an die

Fen-

Fenster des Rathhauses aufgehängt, und wenn es an Platz fehlte, so wurden die halberstickten abgeschnitten und auf die Strasse geworfen.

Da die Wuth des Pöbels hauptsächlich gegen die Pazzi gerichtet war, so wurden die Häuser und Palläste derselben mit rasender Eile geplündert und zerstört. Alle Pazzi wurden für Feinde des Staats erklärt, und die Verfolgung traf auch diejenigen, welche an der Verschwörung keinen Theil hatten. So wurde Renat Pazzi, der, um die Theilnahme zu vermeiden, sich auf sein Landhaus begeben hatte, und nachher, als er die Katastrophe erfuhr, ins Ausland fliehen wollte, im appenninischen Gebürge angehalten, nach Florenz zurückgebracht und enthauptet. Weder seine bekannte Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, noch seine Religiosität und übrigen Tugenden konnten ihn der Strafe entziehen. Nur Wilhelm Pazzi, dem man den Anschlag nicht einmal entdeckt hatte, weil er ein Schwager der Medici war, entgieng auf Vorbitten seiner Gattinn einem gewaltsamen Tode; nur Lorenzens Schwester konnte es erhalten, daß die gedrohte Todesstrafe in eine lebenslängliche Verbannung verwandelt wurde.

Der alte Johann Pazzi war auf seiner Flucht nicht glücklich. Da er sich nicht mit Gelde versehen hatte, so wollte er einem Bauer in den Alpen, bei dem er einkehrte, sein Pferd zu kaufen geben. Der Bauer erkannte ihn, und machte Anschläge auf den Preis, der vom Magistrat auf seine Verhaftung gesetzt war. Unter dem Vorgeben, das Pferd in der nächsten Stadt zu verkaufen, eilte er nach Florenz, und verrieth den Flüchtling. Er wurde also abgeholt, mußte des Erzbischofs Aufsatz über die Verschwörungsgeschichte und deren Theilnehmer mit seiner Namensunterschrift beglaubigen, und hofte, eben so vergeblich

wie jener, mit diesem Geständnisse das Leben davon zu bringen. Er wurde am vierten Tage nach Julis ans Ermordung aufgehangen. Der Magistrat verfügte zwar im Stillen seine Beerdigung in einer Kirche, wo die Pazzi ihr Erbbegräbniß hatten; aber der Pöbel bekam davon Nachricht, und weil Jakob vor seiner Hinrichtung Priester und Sakramente ausgeschlagen hatte, ließ man ihn wüthend unter dem Vorwande, daß er unter dem Kirchenbann hingestorben sey, heraus, und schleppte ihn auf den Schindanger. Auch da ließ ihn der Magistrat wegnehmen und in einen Winkel des Gottesackers begraben; doch der Pöbel grub ihn wieder aus, und schleppte ihn ganz nackend mit dem Strick, woran er gehenkt war, durch alle Strassen der Stadt. Endlich, da der elende Ueberrest seines Leibes auf der Erde keinen Ruheplatz finden sollte, warf man ihn in den Arno, dessen Gewässer damals sehr groß waren. So schröcklich spielte das Schicksal mit einem Manne, der einer der angesehensten und reichsten im Staate war, und dem nichts von dem fehlte, was Menschen froh und glücklich machen kann. Einige ritterliche Fehler, die man ihm zur Last legte, vergütete er durch manche Tugend; er gab den Armen sehr reiche Almosen, machte große Geschenke an fromme Stiftungen, und war überhaupt voll thätigen Wohlwollens gegen Unglückliche. Einige Tage vor dem Sonntage, der zur Ermordung der Medici bestimmt war, bezahlte er alle seine Schulden, und ließ alle Waaren und Kleinodien, die er von andern in Verwahrung hatte, den Eigenthümern zustellen, damit niemand durch ihn zu Schaden käme, im Fall ihm ein Unglück begegnete.

Der einzige unter den Verschwornen, den seine Flucht der Rache der Medici entzog, war Napoleon Francesi, und ein minder schimpfliches Loos, als die

übri-

übrigen, traf den päbstlichen General, Montesecco, weil er sich lange geweigert und Vorstellungen gethan hatte, ehe er das Werkzeug dieses blutigen Unternehmens zu werden, durch seine Verhältnisse gezwungen worden war. Er wurde enthauptet.

Bandini, der sich durch die schleunigste Flucht gerettet hatte, und in der Türkey vor allen Nachstellungen sicher zu seyn wähnte, fiel doch auch der Gerechtigkeit in die Hände. Dieser Bösewicht, den unglaubliche Schlauheit und Verwegenheit auszeichnete, hatte von den Pazzi's große Summen in Geld und Wechseln erhalten, und war durch Umwege glücklich zu einem Hafen am adriatischen Meere gekommen, und von da nach Konstantinopel gesegelt. Während er nun in Galata seine Wechsel erhub, schrieb Lorenz Medici, der die Nachricht von Bandini's Ankunft von seinen dortigen Faktoren beizeit erhalten hatte, an den Sultan Muhamed den Zweiten, und bat um die Auslieferung des Mörders. Sey es nun, daß der Sultan ein Geschenk von Lorenz erhalten hatte, oder daß er den Pabst kränken wollte, oder aus reiner Gerechtigkeitsliebe: er ließ den Bösewicht vor sich kommen, und fragte ihn: ob er ein Christ wäre? Bandini antwortete, er wäre es. „Glaubst du, fuhr der Sultan fort, wie die andern Christen, daß dein Gott im Tempel, und selbst in dem Opfer gegenwärtig ist, das ihr ihm bringt?“ — „Ich glaube es,“ versetzte Bandini. — „Du glaubst es, verruchter Bösewicht, fiel der Sultan ein, und entweihest dennoch diesen Tempel freventlich! Du hast der Gegenwart deines Gottes Hohn gesprochen, und vor dem Glanze seines Angesichtes der Hölle ein Opfer gebracht; hast einen Menschen ermordet, den du so eben erst umarmtest und der dich nie beleidigte. Und nun hoffest du, abscheulicher Mensch, daß ich

dir

dir in meinen Staaten eine Freistatt geben, und daß meine Gewalt dich wider die verfolgende Gerechtigkeit schützen soll? Nein, du irrst dich, ich würde deinen Gott so sehr als dich selbst beleidigen; geh Unglücklicher, geh und empfange die Strafe deines Verbrechens; ich erlaube es, daß man dich Elender an den Füssen meines Thrones ergreife." Mit diesen Worten entfernte er ihn aus seinen Augen, und die florentinischen Abgeordneten, die schon an der Thüre standen, ergriffen ihn sogleich und führten ihn nach Florenz, wo er des Todes der Verbrecher starb.

Keine Stimme erhob sich seitdem in der Republik gegen die Medici, vielmehr war Lorenz von dem Tage an, da er den Dolchen seiner Mörder entronnen war, der Abgott des Volks. Er war nicht sobald aus der Kirche in seinen Pallast zurückgekommen, als alles, was in Florenz einen Namen hatte, zu ihm hin eilte, und ihm Leben und Güter wider seine gegenwärtigen und künftigen Feinde anbot. So diente eine Verschwörung, die das mediceische Haus gänzlich vertilgen sollte, nur dazu, dasselbe auf den höchsten Gipfel der unumschränkten Herrschaft zu erheben. Lorenz blieb seitdem der einzige Schiedsrichter aller Berathschlagungen; die Wache, welche ihm die Republik zur Sicherung seines Lebens gegen ähnliche Anfälle zuerkannte, und die er anfangs nicht annehmen wollte, gab ihm das Ansehen eines regierenden Fürsten, und seine Größe ward so befestigt, daß sich seinem Glücke nichts mehr widersetzte. Seinem Bruder Julian ward ein prächtiges Leichenbegängniß gehalten, und der Tag seiner Beerdigung war ein Tag allgemeiner Wehmuth. Alle die ihn gekannt hatten, priesen seine Sanftmuth, Liebenswürdigkeit und die großmüthige Freigebigkeit, die sein Geschlecht auszeichnete. Die Hochachtung und Verehrung, die sonst beide

Brüder getheilt hatten, gieng nun ganz auf den einen Lebenden über.

Weit entfernt von diesen wohlwollenden Gesinnungen war der Pabst, auf den nun so viele Schmach fiel, da ohne seine feindselige Mitwirkung die Verschwörung vielleicht gar nicht zu Stande gekommen wäre. Die beiden Korps seiner Truppen, deren eines nach Faenza in Romagna, und das andere nach Val di Tevere seinen Weg genommen hatte, waren wirklich auf dem Marsche nach Florenz, um die Pazzi zu unterstützen. Als sie aber hörten, daß die Unternehmung fehlgeschlagen war, kehrten sie wieder um. So viel Ursache man in Florenz haben mochte, den jungen Kardinal, der in keiner andern Absicht gekommen war, als der Verschwörung Vorschub zu thun, strenge zu richten, so behandelte man ihn doch mit ausgezeichneter Schonung. Da er bei seiner Vernehmung betheuerte, er habe von dem ganzen Anschlage nichts gewußt, so wurde er nach einem kurzen Arrest, der ihn überdieß vor der Wuth des Pöbels sicher stellte, wieder in Freiheit gesetzt, und Lorenz schickte ihn dem Pabste mit den höflichsten Entschuldigungen zurück. Allein Sixtus, der über den schlimmen Ausschlag der Entwürfe seiner Lieblinge tödtlich ergrimmt war, brauste auf, nannte den Kardinal seinen Legaten, den man sich erfrecht hätte, gefangen zu nehmen, und gelobte diese Entweihung strenge zu ahnden. Er verwarf alle Vorschläge zum Frieden, und that nicht nur den Lorenz Medici, sondern auch die ganze Republick Florenz in den Bann. Allein die Florentiner befahlen, den päbstlichen Bannstrahlen zum Trotz, ihren Priestern, sie sollten ihre geistlichen Funktionen, nach wie vor, unbesorgt fortsetzen; ja sie ließen sogar in allen umliegenden Gegenden bekannt machen: „der Pabst ha-

be sich ihnen nicht als Hirte einer Heerde, sondern als Wolf gezeigt; und, so wie er selbst den Stuhl des heiligen Petrus durch schlechte Wege erlangt, so habe er zu den obersten Aemtern der Kirche Unwürdige erhoben, die mit Meuchelmördern zusammen getreten wären, und unter der heiligsten Messe die abscheulichsten Bubenstücke verübt hätten. Daß er nunmehr, da sein Zweck, rechtschaffene Bürger umbringen zu lassen, und die Regierung zu ändern, mißlungen sey, sich durch den Bannstrahl rächen wolle. Aber Gott, der gerecht sey, könne solche Gewaltthaten nicht gut heissen, noch wollen, daß man solch einem Statthalter von ihm zu Fusse falle, sondern daß man sich an ihn, als den Allerheiligsten wende."

War der Pabst schon vorher gegen Florenz ergrimmt, so wurde er es noch mehr, als ihm solche Angriffe auf seine Heiligkeit kund wurden. Er reitzte alles, was er konnte, wider die Republick auf; der König von Neapel, sein Bundsgenosse, mußte von Florenz unter Androhung des Krieges die Auslieferung, wenigstens die Verweisung des Lorenz fodern. Die Republik schlug es aber ab; und die ebenfalls verbannte Klerisey und die Republik wetteiferten, ihre Unschuld darzuthun, und den Pabst, als den alleinigen Urheber aller dieser Aergernisse aufzustellen. Der Krieg brach völlig aus, war für Florenz, ob es wohl auch Hülfe erhielt, fürchterlich genug, übrigens aber meist Plünderung mit armseligen Katzbalgereyen. Alfons, der Prinz Ferdinands von Neapel, galt für einen besonders fürchterlichen Krieger, hat es aber höchstens mit Plündern bewiesen. Aus Patriotismus entschloß sich Lorenz zu einem äußerst kühnen Schritte. Er verließ heimlich Florenz, begab sich selbst, ohne Sicherheit zu haben, zum Kö-

nige

nige Ferdinand nach Neapel, zwang ihn durch diesen Heldenmuth zur Redlichkeit, und durch wohlangebrachte Freigebigkeit zu einem billigen Vergleich. Sixtus wollte dennoch nicht nachgeben, bis endlich Drohungen von Frankreich, Ungarn und von den Türken ihm mildere Gesinnungen einflößten, und ihn zwangen, den Bann gegen Florenz aufzuheben.

Lorenz, der bei allen Gefahren, welche die Republik bedrohten, eben so viel Einsicht als Patriotismus bewies, genoß als Vorsteher derselben das unbegrenzteste Vertrauen seiner Mitbürger, und er führte sein Vorsteheramt würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch seine weisen Maaßregeln, durch seine so redliche als kluge Politik, brachte er die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode Allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstandes gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürstenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue, oft ungeschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese Unglücksfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht, daß er beim öffentlichen Schatze oft große Summen borgen müssen, so fand er sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im Stande, weitläuftige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur diese mit Pallästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine Klugheit der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch geschmackvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit den geistreichsten Gelehrten

seiner Zeit, die sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen, und seine königliche Freigebigkeit belohnte. Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er im Jahr ein tausend vierhundert und zwei und neunzig, und mit ihm starb das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzens Nachkommen seiner würdig gewesen.

II. Die Belagerung von Magdeburg.

In den Jahren 1550 und 1551.

I.

Magdeburgs Wohlstand und Anhänglichkeit an die lutherische Reformation.

Der Wohlstand der deutschen Städte erreichte zu keiner Zeit einen höheren Flor, als gegen das Ende des fünfzehenten Jahrhunderts. Sie waren der Sitz vieler nützlicher Gewerbe, eines regen Kunstfleißes, des ausgebreitetsten Handels, und ihre gesammte Industrie gab ihnen Reichthum und Ueberfluß. Nürnberg wetteiferte damals mit den größten Städten der Welt. Es besaß eine große Anzahl von Künstlern aller Art, welche die Güte und Schönheit ihrer Waaren in der ganzen Welt berühmt machte. Man verführte die Nürnbergerwaaren nicht allein nach England, Spanien, Frankreich und Italien, son-

dern

dern auch nach der Levante. Die Nürnberger scheinen auch die ersten gewesen zu seyn, die ordentliche Fabriken anlegten, und sie mit künstlichen Maschienen versahen. Es gab in ihrer Nachbarschaft viele Eisenhämmer, Schmelzhütten und andere Werkstätte dieser Art. Die Stadt zählte auf zwei und fünfzig tausend Einwohner, und diese besaßen einen solchen Reichthum und führten ein so prächtiges Leben, daß ein berühmter Schriftsteller jener Zeit versicherte, die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie das gute Leben nur eines mittelmäßigen Bürgers dieser Stadt führen könnten. „In welchem Lande, sagt er, fände man aber auch so viel Reichthum und so viele schöne Städte, als in Deutschland, wo man in allen öffentlichen Häusern aus silbernen Schaalen und Bechern trinkt, wo die Tische mit Silbergeschirr belastet sind, und wo selbst die gemeine Bürgerfrau vom Golde schimmert?“

Eben der Wohlstand, dessen sich Nürnberg zu erfreuen hatte, herrschte auch in Augsburg, Frankfurt am Mayn, Strasburg, Cölln, und in mehreren ober- und niedersächsischen Städten, vornemlich in Erfurt und Magdeburg. Diese letztere Stadt, am Ufer eines schönen Stroms und im Schooße einer lachenden und fruchtbaren Ebene gelegen, war schon zu den Zeiten der Ottonen ein blühender Ort, und die folgenden Jahrhunderte sahen sie zu immer höherem Ansehen und Wohlstand aufwachsen. Die Hauptquelle dieses Flors war ein ausgebreiteter Handel, begünstigt durch die Nähe der schiffbaren Elbe, besonders mit Korn und allen übrigen Gattungen von Getreide. Ihr Umfang war fast derselbe, wie er es noch heut in unsern Tagen ist, und ihre Bevölkerung, mit Einschluß der Sudenburg und Neustadt, betrug nahe an vierzig tausend Köpfe. Sie ward von

ihrem Magistrat regiert, und war, bei großen bürgerlichen Vorrechten und Vergünstigungen, zwar den Erzbischöfen und dem Domkapitel mittelbar unterworfen, aber die Einwohner, von dem Geiste der Freiheit und Unabhängigkeit beseelt, ertrugen mit Unwillen die geistliche Herrschaft und strebten unaufhörlich nach reichsstädtischen Privilegien, ohne jedoch dieses Ziel ihrer Wünsche erreichen zu können.

Als Luthers Reformation die Fesseln zertrümmerte, in die Bigotterie und Aberglauben den menschlichen Geist geschlagen hatte, waren die Magdeburger unter den ersten, die das päbstliche Joch abschüttelten. Geführt von sieben ihrer Prediger überreichte die Bürgerschaft, im Junius des Jahres ein tausend fünfhundert und drei und zwanzig, dem Magistrat mit aller Förmlichkeit gewisse Artikel, in welchen die Veränderungen bestimmt waren, die man in Kirchensachen wünschte. Man verlangte hauptsächlich die Austheilung des Abendmahlskelchs und die Abschaffung des Meßopfers. Den Priestern und Mönchen sollte der Abzug aus der Stadt erlaubt seyn; wollten sie aber freiwillig bleiben, und den Neuerungen sich unterwerfen, so wollte man lebenslang für ihren Unterhalt sorgen. Die Geistlichen bedungen sich dabei die Erlaubniß aus, heurathen zu dürfen. Der Magistrat bewilligte alles dieses auf der Stelle, und die Magdeburger führten feierlich die Reformation ein, ohne daß der damalige Erzbischof, Kardinal Albert von Brandenburg und Churfürst von Mainz, es hindern konnte. Von jetzt an zeigte sich die Stadt stets als eine eifrige Anhängerinn des Protestantismus.

Bei den Gesinnungen Kaiser Karls des Fünften gegen die Reformation, und bei der allgemeinen Gährung der Gemüther war es leicht vorauszusehen, daß die Anhänger der neuen Lehre nicht ohne Verfolgung blei-

bleiben würden. Als daher die Magdeburger den kühnen Schritt gethan hatten, suchten sie sich auch gegen die möglichen Folgen desselben zu sichern. Die schon ein Jahrhundert früher, während des furchtbaren Hussitenkrieges vermehrten Festungswerke wurden aufs neue verstärkt, und die ganze Bürgerschaft in gewisse militairische Korperationen vertheilt und mit Waffen versehen.

Der Kaiser hatte die Protestanten nur so lange mit Schonung und Nachsicht behandelt, als er es aus Staatsursachen für nöthig hielt; nachdem sich die Umstände geändert hatten, dachte er auf ihren Untergang. Dieß geschah besonders im Jahr ein tausend fünfhundert und sechs und vierzig. Die Protestanten, welche überall von des Kaisers Zurüstungen hörten, suchten ihm zuvorzukommen, und erklärten ihm den Krieg, welcher in der Geschichte den Namen des schmalkaldischen führt. Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, und Philipp von Hessen führten das Kommando, und fochten anfangs mit Glück; allein ihre ersten Schritte waren doch nicht lebhaft und kräftig genug, und Herzog Moritz von Sachsen gewann Zeit, in die Churwürde einzufallen. Der Rückzug des Churfürsten, um sein Land zu decken, veranlaßte eine Zerstreuung der Armee, und störte die Eintracht des schmalkaldischen Bundes. Der Kaiser rückte nach Sachsen, und gewann die Schlacht bei Mühlberg (den 24. April 1547), in welcher er den Churfürsten gefangen nahm, und in deren Folge er auch den Landgrafen von Hessen nöthigte, sich ihm zur Haft zu stellen. Durch diesen Sieg glaubte er sich in den Besitz einer unumschränkten Macht gesetzt zu haben. Eigenmächtig ließ er dem Churfürsten das Todesurtheil sprechen, welches jedoch nicht vollzogen wurde; eigenmächtig ertheil-

er dem Herzog Moritz die seinem Vetter abgenommene Churwürde; eigenmächtig kündigte er sich selbst als den neuen Gesetzgeber und Verbesserer der Kirche an, und befahl ein auf sein Geheiß neugeschmiedetes Religionsbuch, das indessen (interim, daher das Interim genannt) gelten sollte, bis beide Partheyen sich verglichen haben würden. In diesem Buche hatte er diejenigen römischen Religionslehren und Gebräuche, welche ihm selbst besonders heilig waren, beibehalten lassen, dann aber auch den Evangelischen den Kelch im Abendmahl, die Priesterehe und die eingezogenen geistlichen Güter einstweilen nachgelassen. Er hielt Sinnlichkeit und Eigennutz für die Haupttriebfedern des Abfalls der Meisten von dem römischen Pabste, und schmeichelte sich deßhalb, durch jenen Köder „Weiber und Güter" die meisten Protestanten für seinen Willen im Uebrigen gar leicht fangen zu können. Kirchenversammlungen, die er allein künftig zu beherrschen gedachte, sollten die Stelle der päbstlichen Macht ersetzen und der Pabst nur dem Namen nach fortdauern.

Das neue Gebäude erhob sich mit Prangen; aber es fehlte an einer festen Grundlage — an der Einwilligung Aller. Denn Karl hatte nur auf sein, nicht auch auf Anderer Wohlgefallen Rücksicht genommen.

Unter den Städten, die Karls despotischem Uebermuthe kühn die Stirne boten, zeichnete sich vornemlich Magdeburg aus. Das unglückliche Schicksal des schmalkaldischen Bundes schwächte den Eifer der Stadt für die neue Lehre nicht; und als, nach der verlornen Schlacht bei Mühlberg, im nördlichen Deutschlande alle Theilnehmer desselben eilten, sich vor der Macht und dem Glücke des Siegers zu demüthigen, verleugnete Magdeburg allein seine Grundsätze

sätze nicht. Weder das Unglück und Beispiel der Bundsgenossen, noch die Nähe des vierzig tausend Mann starken kaiserlichen Heers bei Wittenberg, konnten seinen Muth erschüttern. Vergebens foderte es der neue Churfürst Moritz von Sachsen, als kaiserlicher Schutzherr des Erzstifts, und der Kaiser selbst zur unbedingten Unterwerfung auf: Rath und Bürgerschaft verweigerten sie, weil sie die harten Bedingungen, welche den übrigen Mitgliedern des schmalkaldischen Bundes aufgelegt wurden, für entehrend hielten, und den Verlust ihrer Religionsfreiheit und die Einnahme einer spanischen Besatzung scheuten. Gleich fruchtlos waren die Ermahnungen des Churfürsten von Brandenburg, die Stadt an den Kaiser zu übergeben. Die Magdeburger beharrten auf ihrem Vorsatze, alles für ihre Religion und bürgerliche Freiheit aufzuopfern; und in diesem heroischen Entschlusse wurden sie bestärkt durch die exaltirte Geistlichkeit der Stadt, welche hier, wie überall in jener Zeit, eine außerordentliche Gewalt über die Gemüther der Menschen übte. Mit unermüdeter Thätigkeit ward an den Vertheidigungswerken der Stadt gearbeitet, und zugleich ward auch die Besatzung durch neugeworbene Landsknechte vermehrt.

Der Kaiser, aufgebracht über die Kühnheit der Magdeburger, ließ die Stadt noch einmal zur Uebergabe auffodern, und empfieng abermals eine abschlägige Antwort. Darauf sprach er, am sieben- und zwanzigsten Julius des Jahres ein tausend fünfhundert und sieben und vierzig, die Acht über die Stadt aus, ohne daß dabei die gewönlichen rechtlichen Formen beobachtet wurden, oder die Stadt mit ihrer Rechtfertigung gehört ward.

Die Magdeburger erschracken, aber sie wurden nicht muthlos; ja sie reitzten den Zorn des Kaisers

 bald

bald darauf von neuem durch die kühnen Angriffe auf das Interim, dessen Annahme sie geradezu verwarfen. Bei ihnen fand jeder, der als Protestant oder wegen Widersetzlichkeit gegen das Interim verfolgt wurde, ein freies Asyl. Von Magdeburg aus, dem Zufluchtsort der meisten vertriebenen Interimseiferer, erschien alle Tage ein neues Manifest, das die Absicht, die Schwärmerey des Volks bis zur Wuth zu treiben, möglichst deutlich verrieth. Jeder Bekenner der Reformation konnte hier predigen, schreiben und drucken lassen, was ihm gefiel. Das Interim insbesondere ward nicht blos in Schriften bestritten; man suchte es auch durch Volkslieder, Schandgemählde, satyrische Kupferstiche und Holzschnitte verhaßt zu machen. Man schlug unter anderm sogenannte Interimsthaler, auf welchen das Interim, in Gestalt des höllischen Drachen mit drey Menschenköpfen, zu sehen war. Verschiedene Thiere, besonders Hunde und Katzen, erhielten von dieser verhaßten Glaubensnorm ihren Namen. Durch alles dieses erwarb sich Magdeburg in den Augen der protestantischen Zeloten ein solches Verdienst, daß sie es mit dem Beinamen unsers Herrn Gottes Kanzelley beehrten.

2.

Drohendes Ungewitter, das sich über dem Haupte der Magdeburger zusammenzieht.

Die Würde eines Erzbischofs von Magdeburg bekleidete seit dem Jahr ein tausend fünfhundert und fünf und vierzig Johann Albert, ein gebohrner Markgraf von Brandenburg-Culmbach, welchem zwei Jahr darauf der junge Prinz Friedrich von Brandenburg, des Churfürsten Joachim des Zweiten Sohn,

zum

zum Koadjutor gesetzt ward. Aber die Stadt Magdeburg verweigerte dem neuen Erzbischof, der für einen eifrigen Katholiken galt, die Huldigung, und hat sie ihm auch nie geleistet. Schon früher waren die meisten Mitglieder des Domkapitels, besorgt für ihre persönliche Sicherheit, ausgewandert, hatten die Ornate, den Schatz und andere Kostbarkeiten des Doms mit sich genommen, und hielten sich jetzt in der Nachbarschaft, größtentheils zu Quedlinburg unter dem Schutze des Churfürsten Moritz auf. Der Rath zu Magdeburg aber verbot, ihnen ihre Zinse und andere Einkünfte verabfolgen zu lassen, und die wenigen Zurückgebliebenen mußten sich verpflichten, nicht heimlich aus der Stadt zu gehen und nichts, weder durch Schrift noch That, gegen sie zu unternehmen, wofür ihnen vollkommene Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprochen ward.

Des Kaisers Zorn gegen die Magdeburger war jetzt im höchsten Grade gereitzt. Er foderte die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg und mehrere Fürsten Norddeutschlands auf: die geschehene Achtserklärung wider die Stadt in Vollziehung zu bringen und ihr allen möglichen Schaden zuzufügen. Bald darauf erklärte er die offenen, muthwilligen, beharrlichen, verstockten und ungehorsamen magdeburgischen Rebellen noch einmal in des heiligen römischen Reichs Acht und Oberacht, beraubte sie aller ihrer Freiheiten und Rechte, besonders aller Handelsvergünstigungen, um sie recht empfindlich zu kränken, hob alle Jahr- und Wochenmärkte auf, und entzog ihnen die davon abhangenden Zölle und andere Einkünfte.

Die nächste Folge dieses strengen Verfahrens war, daß die Magdeburger als Geächtete, die sich außer dem Schutz der Gesetze befanden, von mehre-

ren ihrer Nachbaren, besonders von den Märkern befeindet wurden, und mancherlei Störungen ihres Handels und andere Gewaltthätigkeiten erfahren mußten, welche sie jedoch nicht selten mit den Waffen in der Hand an ihren Beleidigern rächten. Etwas Ernstes und Entscheidendes wider die Stadt vorzunehmen, dazu fand sich aber noch keiner.

Das Domkapitel und die Stände des Erzstifts versammelten sich inzwischen zu Halle, und sandten von dort aus im Jahr ein tausend fünfhundert und fünfzig eine Botschaft an den Kaiser, der zu Augsburg einen Reichstag hielt. Sie baten ihn nicht nur um Bestrafung der Magdeburger, welche alle Obrigkeit zu unterdrücken und das Reich zum Aufruhr zu reitzen suchten, sondern trugen auch auf eine Beihülfe an Gelde und zehen tausend Mann Hilfstruppen, zur Unterwerfung der Geächteten an. Der Kaiser foderte hierauf den Reichstag ernstlich und dringend auf, zur Bezwingung der rebellischen Stadt die wirksamsten Maaßregeln zu treffen, der größte Theil der Deutschen, Protestanten sowohl als alle die, welche Karls despotisches Verfahren und die Unterdrückung und Entehrung des Vaterlandes mit Schmerz und geheimen Unwillen sahen, ohne den Muth zu haben, sich öffentlich dagegen aufzulehnen, bewunderten die Unerschrockenheit der Magdeburger, und nahmen den innigsten Antheil an ihrem Schicksal. Hätten daher die Stände und deren Abgeordnete am Reichstage nur ihrem Gefühl und ihrer besseren Ueberzeugung zu folgen gewagt, und wären sie nicht durch die Nähe der spanischen Truppen, und durch die Furcht vor dem Unwillen des Kaisers geschreckt worden: so würden sie den Antrag des Domkapitels und des Reichsoberhauptes wegen Magdeburg gewiß verworfen haben. Aber es fehlte ihnen unglücklicher Weise an

Muth,

Muth, sich dem ungerechten Verlangen eines beleidigten Despoten und einer Anzahl stolzer und unverschämter Pfaffen zu widersetzen. Als daher der Rath die nochmals versuchte gütliche Unterwerfung ablehnte, indem er zugleich eine Rechtfertigung der Stadt gegen die Beschuldigungen des Domkapitels eingab, so bestätigte der Reichstag die strengen Verfügungen des Kaisers wider sie, und faßte den Beschluß, ein Reichsheer zur Vollstreckung der Acht, durch eine förmliche Belagerung Magdeburgs, aufzustellen. Der Churfürst von Sachsen ward zum Oberbefehlshaber des Reichsexekutionsheeres ernannt, und man bewilligte ihm monatlich sechzig tausend Gulden zu den Kriegskosten; auch wurden die Beiträge der einzelnen Reichsstände an Geld und Mannschaft bestimmt.

Der Kaiser genehmigte die auf Moritz gefallene Reichsfeldherrn-Wahl, und ermahnte die Stände, alle ihre Kräfte zur Bezwingung Magdeburgs aufzubieten. Er rieth mit den Rüstungen zu eilen, ehe die günstige Jahreszeit verstreiche, Blockhäuser zum Schutz der Belagerer wider die Wuth der Elemente anzulegen, und standhaft auszuharren, bis die Rebellen unterworfen und bestraft wären.

So ward demnach über Magdeburg das Loos geworfen! Zu ihrer ewigen Schande decretirten die zu Augsburg versammelten deutschen Reichsstände, aus niedriger Furcht, die Unterjochung einer deutschen Stadt, weil sie sich muthig dem Strome der Tyranney widersetzte, welcher über das gemeinschaftliche Vaterland hereinbrach, und im Gefühl eines edlen Stolzes dem Despotismus die schimpfliche Huldigung versagte, welche die mächtigeren Stände nicht aus Ueberzeugung und Pflicht, sondern aus Feigheit geleistet hatten. Was wäre vielleicht schon damals aus Deutschland geworden, hätte Magdeburg die

schimpfliche Nachgiebigkeit der übrigen getheilt, und nicht das Schwerdt in der Hand behalten und mit männlicher Kraft geführt, als seine besiegten Bundsgenossen dem Ueberwinder ihre Waffen muthlos zu Füssen legten!

3.

Anfang der Belagerung von Magdeburg. Beschreibung der Festungswerke.

Um diese Zeit begannen zwischen den Magdeburgern und verschiedenen benachbarten Edelleuten solche Fehden, wie sie im Mittelalter sehr gewöhnlich waren. Grafen und Herren vermochten jedoch der mächtigen Stadt Magdeburg keinen großen Schaden zuzufügen. Die mit ihr im Streit begriffenen Edelleute und Geistliche sahen sich daher nach einem Fürsten um, der mit ihr anzubinden Lust hätte, und sie fanden ihn endlich an dem jungen und feurigen Herzog Georg von Mecklenburg. Dieser that mit zweihundert Reutern und drei tausend Fußgängern einen feindlichen Einfall in das Magdeburgische. Plünderung, Mord und Verheerung waren die Losung dieses grausamen Heeres; das Städtchen Wanzleben sank hinter ihm in Asche, und überall auf seinem Zuge hinterließ er schauderhafte Denkmale der Grausamkeit und Raubgier. Man beschuldigte das Domkapitel, daß es dem Prinzen durch das Versprechen, ihn zum Erzbischof zu machen, zu diesem Einfalle bewogen habe; und obgleich jenes alle Theilnahme daran leugnete, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß die unversönliche Rachgier der beleidigten hochwürdigen Diener des Aberglaubens das Ungewitter über Magdeburg gebracht hatte.

Die

Die Magdeburger, bestürmt durch die Klagen und Bitten der gemißhandelten Landleute, welche Leben und Gut für ihre Vertheidigung aufzuopfern versprachen, beschlossen sich mit dem Herzog im Felde zu messen. Alle Kriegsverständigen widerriethen es zwar dem kühnen Haufen, aber sie widerriethen es umsonst. Man wagte es also mit einer vermischten Mannschaft, die aus ordentlichem Kriegsvolk und aus Landvolk bestund, gegen die geübten und erfahrnen Kriegsleute des Herzogs anzurücken. Der Herzog richtete durch eine geschickte Wendung seinen vornehmsten Angriff auf die magdeburgischen Bauren, die, durch die Verwirrung, in die sie bald geriethen, ihr ganzes Heer in Unordnung brachten, und dem Herzog die Mühe, einen vollkommenen Sieg zu erfechten, gar sehr erleichterten. Zwölfhundert, größtentheils bewafnete Landleute, fielen auf der Wahlstatt oder fanden ihren Tod in der Ohre; dreihundert Bürger und Kriegsleute wurden gefangen. Kanonen, Gepäcke, Kriegsgeräthe — alles gerieth dem Sieger in die Hände.

Der Herzog schickte die eroberten Fahnen dem Kaiser, und das Gerücht von dem Unglücksfalle der Magdeburger verbreitete sich sehr bald durch ganz Deutschland. Ueberall machte diese Nachricht auf die Protestanten einen erschütternden Eindruck, denn jetzt hielten sie Magdeburg, die letzte Säule der Reformation, für verloren und zu Boden gestürzt. Die Magdeburger aber verloren keineswegs den Muth, vielmehr machten sie selbst von dem Vorfalle einen öffentlichen Bericht bekannt, worinn sie ihren Verlust nur auf zweihundert Mann angaben, und das Unglück als eine göttliche Prüfung ihrer Standhaftigkeit betrachteten.

Solche Prüfungen von Standhaftigkeit waren

jetzt

jetzt mehr über sie verhängt. Wenn die erlittene Niederlage gleich den Muth der Magdeburger nicht erschüttern konnte, so machte sie doch ihre Feinde kühner, und war gleichsam das Signal zur förmlichen Belagerung der Stadt. Die Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg, welche zu Jüterbock eine persönliche Zusammenkunft wegen der magdeburgischen Angelegenheiten gehabt hatten, der Markgraf Albrecht zu Culmbach und der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, das Magdeburgische Domkapitel und selbst der Adel des Erzstifts warben jetzt in größter Eil Kriegsleute, und rüsteten sich, gegen Magdeburg vorzurücken. Besonders bewies sich der Churfürst von Brandenburg sehr thätig; er stellte ein ansehnliches Kontingent zu dem vereinigten Reichsheere, welches seinen Landständen fünfzig tausend Gulden kostete und von dem Obersten Georg Blankenburg geführt ward. Mit Erstaunen sahen die Bekenner der Reformation, daß die beiden mächtigsten protestantischen Fürsten Deutschlands im Begriff stunden, eine glaubensverwandte Stadt feindlich zu behandeln, die nichts verbrochen hatte, als daß sie ein treues Mitglied des schmalkaldischen Bundes war, und die Annahme des allgemein verhaßten Interims verweigerte. Es schien ihnen dieß so unbegreiflich, daß viele anfangs auf den Gedanken kamen, dieses Kriegsvolk versammelte sich, um den Herzog Georg, der das magdeburgische Gebiet noch immerfort bedrängte, wieder herauszujagen; man sah sich aber plötzlich getäuscht, als die vereinigte Mannschaft vor Magdeburg rückte. Diese ganze vereinigte Macht betrug jetzt etwa fünfzehn tausend Streiter, erhielt aber in der Folge noch ansehnliche Verstärkungen. Geschütz und Kriegsvorräthe waren in hinreichender Menge vorhanden. Das Reich zahlte dem Domkapitel monatlich

natlich sechzig tausend Gulden Hülfsgelder zu den Belagerungskosten, und eine gleiche Summe mußte das Erzstift dazu aufbringen.

Aller Augen waren jetzt auf Magdeburg gerichtet; das Schicksal der unglücklichen Stadt schien entschieden. Niemand zweifelte an ihrem Untergange in dem ungleichen Kampfe mit einem übermächtigen Feinde, und schon sahen die bekümmerten Protestanten dieses letzte Asyl der Religions- und bürgerlichen Freiheit von der deutschen Erde vertilgt. Aber die Nähe und der Ernst der Feinde, weit entfernt den Muth der Magdeburger zu schwächen, gaben ihm einen noch höheren Schwung, und je näher ihnen die Gefahr rückte, desto unerschütterlicher war ihre Standhaftigkeit. Furchtlos blickten sie der Zukunft entgegen; und was auch das Verhängniß über sie beschlossen haben mag, fest und unerschütterlich ist ihr Vorsatz: lieber im ehrenvollen Kampfe das Leben aufzuopfern, als die Religion und die geistliche Herrschaft des Pabstes anzuerkennen, und die alten, von den Vätern ererbten, Vorrechten und Freiheiten, dem kostbaren Vermächtniß so vieler Jahrhunderte, zu entsagen. Alle, Rathspersonen, Geistliche und Bürger theilen diese heroischen Gesinnungen, alle sind von gleichem Eifer für die gemeinschaftliche Sache belebt, jeder ist zur Vertheidigung der Stadt bis zum letzten Lebenshauch entschlossen.

Die Besatzung bestund aus drei tausend Mann zu Fuß und dreihundert Reutern, unter welchen sich auch viele vom Adel und eine große Anzahl alter versuchter Soldaten befanden, die in den Kriegen zwischen Frankreich und dem Kaiser mit Ruhm gedient hatten. Graf Albrecht von Mansfeld mit seinen beiden Söhnen, Volrath und Johann, Graf Christoph von Oldenburg, der böhmische Hauptmann

Ka-

Kaspar Pflug und der waffenerfahrne Freiherr von Heideck standen an der Spitze des Kriegsvolks. Der Graf von Mansfeld war ein Theilnehmer des schmalkaldischen Bundes und treuer Anhänger des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrichs gewesen; dafür war er aller seiner Besitzungen beraubt. Der Baron von Heideck hatte als würtembergischer Oberster im schmalkaldischen Kriege gefochten und war geächtet worden; seitdem entflammte ihn ein brennender und unversöhnlicher Haß gegen den Kaiser. Diese und mehrere andere tapfere Officiere waren die Anführer der Besatzung. Die Kriegsleute erhielten ihre Wohnung bei den Bürgern, und zwischen beiden herrschte die vollkommenste Eintracht. Oft wurden Officiere und Soldaten von den Bürgern mit großem Aufwande bewirthet, denn die Freuden der Tafel gehörten zu allen Zeiten zu den Lieblingsgenüssen der Deutschen, und beide verbanden sich durch einen feierlichen Eid: für Freiheit und Religion, Haus und Hof, treulich mit einander zu kämpfen!

Geschütz, Kriegsbedürfnisse und Lebensmittel waren im Ueberflusse vorhanden. Um die Anzahl der Feuerschlünde zu vermehren, hatte man aus den Glocken der aufgehobenen Klöster Kanonen gegossen. Der Vorrath von Lebensmitteln konnte auf länger als ein Jahr hinreichen, obgleich die Volksmenge in der Stadt, mit Einschluß der dahin geflüchteten Landleute, über sechzig tausend Köpfe betrug. An den Festungswerken war schon seit mehreren Jahren gearbeitet worden, denn die größere Anzahl der Feuergeschütze, welche in diesem Zeitraum vor den belagerten Plätzen aufgeführt wurden, machte eine Vermehrung und Verstärkung der Vertheidigungswerke nöthig. Man sah daher die ehemaligen Mauern nach und nach in Wälle sich verwandeln, weil jene nicht

Fe-

Festigkeit genug hatten, dem zahlreicheren Geschütz zu widerstehen, und an die Stelle der hohen und viereckigten Thürme traten die sogenannten Rundele, welche ummauert und inwendig mit Erde angefüllt waren. Sowohl die Courtine als diese Rundele hatten eine beträchtliche Höhe, um das Ersteigen, bei dem damals so gewöhnlichen Stürmen, zu erschweren. Zur Vertheidigung der Gräben vor der Courtine, ward eine Art von niedriger steinernen Brustwehr aufgeführt, und da diese den Vertheidigern noch zu wenig Schutz gegen das feindliche Feuer gewährte, so suchte man sie durch dahinter angelegte Vertiefungen, durch Schanzkörbe und Blendungen zu sichern. Zum Schutz der Besatzung bei dem Rückzuge nach unternommenen Ausfällen, wider die verfolgenden Belagerer ward außerhalb dem Graben der sogenannte bedeckte Weg, wovon man früher noch nichts wußte, angelegt, und die Thore, welche stets in der Courtine lagen, wurden statt der ehemaligen Thürme durch einen halbmondförmigen Aufwurf gedeckt, aus welchem nach und nach das Ravelin der neuern Zeit entstand. Andere Außenwerke als diese Ravelins kannte man damals noch nicht. Ein solches Ansehen hatten die Festungen in jenem Zeitalter, wo der Gebrauch der Wurfgeschütze selten, und die Kunst des Belagerungskriegs noch in der Kindheit war.

Die Magdeburger sparten weder Fleiß noch Kosten, um ihrer Stadt die Festigkeit zu geben, welche sie nach der eben angeführten Art der damaligen Fortifikation erhalten konnte. Es wurden bedeckte Wege und Blendungen angelegt, und besonders die Werke auf der südlichen Seite der Stadt nach der Sudenburg zu, verstärkt; auch beim Sudenburger Thore das schon angefangene neue Werk, nach der Angabe des Obersten Heideck, dessen Namen es auch erhielt,

vollendet. Außerdem traf man überall sehr zweckmäßige Anstalten und Sicherheitsmaaßregeln, wozu auch die gehörten, daß sämmtliche Thurmuhren in der Stadt angehalten wurden, um das Zeichen der Sturmglocke desto auffallender zu machen. So vorbereitet sahen die Magdeburger getrost den Angriffen der Feinde entgegen.

4.

Kriegerische Ereignisse und Ausfälle.

Die beiden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg kamen am zweiten October bei dem Belagerungsheer an, und verabredeten mit dem Herzog von Mecklenburg einen gemeinschaftlichen Operationsplan. Der Churfürst Moritz und Markgraf Albrecht erhielten den Oberbefehl über das ganze Belagerungsheer, und Prinz Georg ward zum obersten Anführer der Reuterey ernannt. Der in der Folge so berühmt gewordene General Lazarus Schwendi kam als Kaiserlicher und Reichsbevollmächtigter bei dem Churfürsten von Sachsen, als obersten Vollzieher der Reichsacht gegen Magdeburg, ins Lager. Am vierten rückte Prinz Georg von Mecklenburg von Schönebeck bis gegen Fermersleben, ein Dorf welches nur eine halbe Meile südlich von der Stadt entlegen ist, vor. Hier nahm er ein Lager und verschanzte es, wobei er jedoch durch die Außenposten der Magdeburger unaufhörlich beunruhiget ward, bis es ihm gelang, diese in die Stadt zurückzudrängen.

Wenige Tage nach ihrer Annäherung machten die Feinde einen Versuch, sich der Stadt, deren Befestigung sie wahrscheinlich nur für unbedeutend hielten, durch einen raschen und unerwarteten Angriff zu be-

bemächtigen, denn bei solchen Orten, welche nach der alten Art, nur mit Mauren und Gräben versehen waren, hatten Unternehmungen dieser Art keine große Schwierigkeiten: man zersprengte das Thor mit Kanonenkugeln, oder schoß eine Bresche in die Mauer, und unternahm dann ohne weitere Umstände einen Sturm. Während der Nacht rückten die Belagerer in aller Stille heran, ordneten sich nahe vor der Stadt zum Angriff, und stürzten darauf plötzlich mit furchtbarem Geschrei gegen das Sudenburger- und Ulrichsthor heran. Sogleich gerieth die ganze Stadt in Bewegung, alles eilte auf die Wälle, Soldaten und Bürger, und die Stürmenden wurden mit einem so heftigen Feuer aus dem groben und kleinen Geschütz begrüßt, daß sie sich, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, mit großem Verluste zurück ziehen mußten. Nicht glücklicher waren sie am folgenden Tage, da sie den Angriff erneuern wollten. Die Belagerer hatten den Garten bei Klosterbergen besetzt. Als nun jene herausrückten, sahen sie sich plötzlich selbst angegriffen. Ein wüthendes Gefecht entbrannte, und ward mit gleicher Hartnäckigkeit von beiden Theilen unterhalten, bis es sich zuletzt mit einem schleunigen Rückzuge der Belagerer nach ihrem Lager endigte.

Diese beiden Vorfälle brachten den Feinden eine vortheilhaftere Meinung von der Festigkeit der Stadt und von der Tapferkeit und Kriegserfahrenheit ihrer Vertheidiger bei. Sie sahen jetzt ein, daß sie keinen so leichten Sieg zu hoffen hätten, und daß zur Bezwingung der Stadt größere Anstalten und eine regelmäßige Belagerung erforderlich seyn würden.

Ehe die Befehlshaber dazu schritten, wollten sie zuvor noch einmal den Weg der Güte versuchen. Sie verlangten deßhalb einen Stillstand, und thaten darauf der Stadt im Namen des Kaisers und des Reichs

Vergleichsvorschläge, welche jedoch kein Gehör fanden. Die Unterhandlungen wurden also wieder abgebrochen und die Feindseligkeiten durch ein Gefecht bei dem benachbarten Dorfe Bukau, im Süden der Stadt, erneuert. An eben dem Tage stieß der Churfürst von Brandenburg, indem er im Begriff war aus dem Lager vor Magdeburg nach seinem Lande zurückzukehren, in der Gegend von Wolmirstädt auf einen Haufen Kriegsleute, welche von Goslar kamen, und in die Dienste der Stadt Magdeburg treten wollten. Bei dem Dorfe Bukau legten die Belagerer, bald nach dem vorhin erwähnten Gefechte, die erste Schanze an, welche mit Geschütz, zwei Fahnen Fußvolks und einiger Reuterey besetzt ward. Das bisher bei Fermersleben gestandene Lager zog sich aus dem Süden der Stadt gegen Westen nach dem Diesdorfer Felde hin, wo die Belagerer zur Deckung ihrer Stellung eine zweite Schanze anlegten, welche gleich der ersten mit Geschütz und Kriegsvolk besetzt ward. Aber auch die Belagerten blieben nicht müßig. Sie plünderten das Nonnenkloster zu Plötzke, welches den Feinden Vorschub geleistet hatte, bemächtigten sich einer Anzahl feindlicher Fahrzeuge mit Mundvorrath, und schleiften das Frauenzimmerkloster der heiligen Agnes in der Neustadt.

Wenige Tage nachher gieng ein feindlicher Heerhaufe auf das rechte Ufer der Elbe herüber, und besetzte das Dorf Krakau, wo der Churfürst sein Hauptquartier nahm. Im Osten der Stadt legten die Feinde eine Schanze an, und schossen von dort aus Kanonenkugeln gegen die Stadt, welche bei der außerordentlichen Höhe, die man zu der Zeit den Geschützständen gab, und bei dem starken Kaliber der Geschütze, nicht selten bis mitten in die Stadt auf den alten und neuen Markt hin geschleudert wurden.

Die

Die Belagerten warfen dagegen ebenfalls eine neue Schanze vor dem Brückthore auf, um dieses Thor, die Strombrücke und den freien Platz jenseits derselben desto besser vertheidigen zu können.

In den letzten Tagen des Novembers kamen auch die sächsischen Kriegsvölker vor Magdeburg an, und nach dieser ansehnlichen, mit Geschütz versehenen Verstärkung, beschlossen die feindlichen Anführer sogleich durch einen nächtlichen Ueberfall sich der beiden Vorstädte, der Neustadt und Sudenburg, zu bemächtigen. Die Sudenburg wurde zuerst angegriffen. Mit Pechkränzen, welche man über die Mauer warf, wurden verschiedene der zunächst liegenden Häuser in Brand gesteckt, und während die aufsteigenden Flammen Schrecken und Verwirrung verbreiteten, warf sich der feindliche Haufe stürmend gegen das Thor. Aber die Bürger der Sudenburg, vereinigt mit einer Anzahl Soldaten und Bürger aus der Stadt, welche zu ihrer Unterstützung herbeigeeilt waren, schlugen den Angriff ab, und trieben die Stürmenden zurück.

Einen bessern Erfolg hatte der Angriff der Belagerer auf die Neustadt, den sie zu gleicher Zeit unternahmen. Die Bewohner derselben, keine Gefahr ahnend, weil sie dem Feinde die gefoderte Kontribution bezahlt und dem Domkapitel allen Gehorsam geleistet hatten, lebten in der größten Sicherheit. Es war an dem Tage eine Rathswahl gewesen, und man hatte bei dieser Gelegenheit, nach alter deutscher Sitte, wacker gezechet. Um Mitternacht nähern sich die Feinde in größter Stille. Alles liegt im tiefsten Schlafe begraben, nicht einmal Wachen sind aufgestellt. Unbemerkt werden die Mauern und Thore überstiegen, und alle Posten besetzt. Jetzt lassen die Feinde Lärm schlagen, und die erschrockenen Ein-

wohner eilen auf die Strasse hinaus. Aber sie finden noch halb schlaftrunken den Tod unter den Schwerdtern der Feinde, oder sind gezwungen sich nach der Altstadt zu flüchten. Hier grief sogleich alles zu den Waffen. Die Magdeburger thaten einen muthigen Ausfall und steckten auch einige Häuser in der Neustadt in Brand; aber es gelang ihnen weder die Feinde zu vertreiben, noch die Flamme über die ganze Neustadt zu verbreiten. So mußten sie es geschehen lassen, daß der Feind sich darinn festsetzte, und mehrere Schanzen erbaute, von welcher die Stadt jetzt auch auf dieser Seite beschossen ward. Der Churfürst selbst verlegte sein Hauptquartier von Krakau nach der eroberten Neustadt; die Magdeburger aber säumten nicht, die Sudenburg in Flammen zu setzen. Die Einwohner zogen in die Stadt, und die wehrhafte Mannschaft unter ihnen ward, so wie jene der geflüchteten Neustädter, förmlich in Sold genommen.

Der Kaiser erließ während dieser Vorgänge abermals einen geschärften Befehl wider die Magdeburger, wodurch männiglich bei der strengsten Strafe untersagt ward, den Geächteten irgend Beistand oder Hülfe zu leisten. Zugleich ward allen in der Stadt befindlichen Soldaten, sowohl Hauptleuten als Gemeinen, anbefohlen, binnen vierzehn Tagen Magdeburg zu verlassen, und sich bei dem Churfürsten von Sachsen und dem kaiserlichen Bevollmächtigten zu melden. Aber diese Befehle waren ohne Erfolg, denn die Magdeburger ließen sich nicht schrecken, und die Besatzung blieb.

Da Drohungen nichts fruchteten, so machten die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg den Belagerten noch einmal den Antrag zu einer freiwilligen Unterwerfung. Die vorgeschlagenen Bedingungen waren: Uebergabe der Stadt an die Churfürsten,

Lei-

Leistung einer fußfälligen Abbitte an den Kaiser und Bezahlung von hundert tausend Gulden; dafür bleibt die Stadt im ungestörten Genuß ihrer bürgerlichen und Religionsfreiheit; ihre Festungswerke werden nicht geschleift, und jeder Einwohner erhält Schutz und Sicherheit der Person und des Eigenthums. Diese Bedingungen sollten dem Kaiser vorgelegt werden. Die Stadt nimmt indessen Besatzung ein, welche aber sogleich wieder herausgezogen wird, wenn der Kaiser die Bedingungen verwirft. — Doch schon der Punkt, feindliche Besatzung einzunehmen, war hinreichend, den Argwohn der Magdeburger zu erregen. Sie hatten überdieß kein Zutrauen zu dem Churfürsten von Sachsen, und so blieb auch diese Unterhandlung fruchtlos.

Noch während der Dauer derselben, wenige Tage vor dem Christfest, beschlossen und unternahmen die Magdeburger einen Ausfall gegen das feindliche Reuterlager zu Groß-Ottersleben, wo vierhundert, größtentheils von Adel, mit ihren Dienstmannen, und die Kriegsleute des Erzstifts standen. Alle Posten der Stadt wurden durch bewafnete Bürger besetzt, die ganze übrige Besatzung rückte während der Nacht heraus. Die Ausziehenden trugen über den Kleidern, als Erkenntnißzeichen, weiße Hembden, nach Gewohnheit des Zeitalters bei nächtlichen Unternehmungen dieser Art, weil in Ermanglung einer gleichförmigen Bekleidung, die damals gewöhnlichen Unterscheidungszeichen, als Feldbinden oder aufgenähete Kreuze, nicht genug hervorstachen. Es ist ein Uhr Mitternacht, und ein dichtes Schneegestöber macht das Dunkel der Nacht noch undurchdringlicher. Zwischen den feindlichen Lagern bei Bukau und Diesdorf hindurch, dringen sie fast eine Meile weit vor. Zu Ottersleben liegt alles im tiefsten Schlafe. Man hat-

 te

te den Tag vorher wacker gezecht, und dachte so wenig an eine feindliche Unternehmung, daß nicht einmal Wachen ausgestellt waren. Ehe noch jemand im Dorfe die Nähe der Magdeburger ahnet, sind schon alle Ausgänge desselben besetzt und verschiedene Häuser in Brand gesteckt. Plötzlich wird Lärm, und alles greift zu den Waffen. Aber es ist zu spät, was sich wiedersetzt, wird niedergehauen. Viele vertheidigen sich noch in den Häusern, und finden ihren Tod in den Flammen; nur wenige entkommen halbnackend durch die Flucht. Dreihundert fünf und zwanzig Reuter, und unter ihnen zwei und dreißig vom magdeburgischen und märkischen Adel, wurden mit Roß und Rüstung gefangen, zwei hundert drei und sechzig Pferde erbeutet und das Panier des Erzstifts erobert. In drei Stunden ist alles ausgeführt, und mit solcher Stille, daß die benachbarten feindlichen Lager nicht einen Schuß thaten. Morgens um fünf Uhr waren die Sieger schon wieder in der Stadt.

Sobald dieser für die Belagerer so schimpfliche Vorfall den feindlichen Feldherren angezeigt ward, setzte der Herzog Georg von Mecklenburg mit einem zahlreichen Reuterhaufen den Magdeburgern nach, um ihnen die Früchte ihres Sieges zu entreissen. Doch diese waren auf einen Angriff vorbereitet, und Georg sah sich plötzlich so ungestümm empfangen, daß seine Reuter geworfen und in die Flucht gejagt wurden. Er selbst verwundet und ebenfalls auf der Flucht begriffen, stürzte mit dem Pferde, ward eingeholt, und nebst mehreren der ihn begleitenden Reuter gefangen genommen. Die frohe Nachricht von der Gefangennehmung des Herzogs von Mecklenburg flog schnell nach Magdeburg und verbreitete dort allgemeinen Jubel; denn er war der erste, welcher Feindseligkeiten gegen die Stadt ausgeübt hatte. Alles

eilt

eilt die Strassen hinab und strömt nach den Thoren: Geistliche und Laien, Bürger und Kriegsleute, Greise und Jünglinge, Jungfrauen und Matronen. Es ist ein Triumph, ein wahres Volksfest, an welchem jeder, ohne Unterschied des Ranges und Alters, Theil nimmt. Aber ein Haufe drängt sich mit wilden Verwünschungen durch die übrigen vor. Es sind die Weiber, deren Männer in dem unglücklichen Treffen bei Hillersleben gefallen waren. Sie stürmen wüthend nach dem Thore, entschlossen, den Gefangenen, als den Urheber ihres Verlusts, dem Dämon der Rache aufzuopfern; und kaum können die Bürgermeister, welche den Prinzen schon im Thore in Empfang nehmen, ihn vor der Wuth dieser Furien schützen. Unter einem außerordentlichen Zulaufe des zahlreich versammelten Volks, ward er nach dem Rathhause geführt; durch Glockengeläute und Freudenschüsse wird der frohe Tag gefeiert; der Gefangene blieb in der Stadt in leidlicher Haft, und erhielt erst nach aufgehobener Belagerung wieder die Freiheit.

5.

Schriftwechsel zwischen den Belagerern und Belagerten.

Im December des Jahres ein tausend fünf hundert und fünfzig erließen die Stände und das Domkapitel des Erzstifts Magdeburg eine heftige Klagschrift wider den Rath und die Bürgerschaft der Stadt, worinn sie sagten: Die Magdeburger hätten sich stets gegen die ungezweifelte Oberherrschaft des Erzbischofs, des Kapitels und der Stände aufgelehnt, und auch jetzt sey keineswegs die Religion, in deren freier Uebung man sie nie gestört habe, die

eigent=

eigentliche Veranlassung zu ihrer Rebellion gewesen, wie sie die Welt hätten überreden wollen; sondern jene haben nur einen Vorwand dazu abgeben müssen, die geschehene Einziehung der geistlichen Güter dadurch zu beschönigen. Um ihren Ungehorsam desto sicherer und ungestrafter durchsetzen zu können, hätten die Empörer ihre Festungswerke vermehrt, das Volk mit neuen Auflagen belästiget, Kirchen und Klöster geschleift, aus den Glocken Geschütz gegossen, die Gebeine der Todten, selbst von Adelichen und Priestern, aus ihren Gräbern gerissen und auf die neuangelegten Wälle umhergeworfen, und Altäre, Heiligenbilder und Grabsteine, gleich gemeinen Materialien, zu den Festungswerken verbraucht. In den noch übrigen Kirchen hätten sie den katholischen Gottesdienst aufgehoben, die Schätze und Urkunden aus selbigen geraubt, die Priester von den Altären hinweggerissen und mit Schlägen gemißhandelt; neue Zölle angelegt, und hätten sogar die Gruft Kaiser Otto's des Großen, des Stifters des Erzbisthums, mit frevelhaften Händen durchwühlt. Auch das Kloster Hadmersleben im Bisthum Halberstadt hätten sie geplündert, den Mönchen Gewaltthätigkeiten zugefügt und selbst einige von ihnen getödtet, die geweihten Hostien mit Füßen getreten, und mit den Kutten der Mönche ihren Muthwillen getrieben. Sie selbst, die Mitglieder des Domkapitels, hätten nun schon seit sieben und zwanzig Jahren alle mögliche Drangsale erdulden müssen. Sie wären zuletzt ihres Lebens nicht mehr sicher gewesen, nicht einmal in den Wohnungen ihrer Freunde, wohin sie sich geflüchtet; denn auch diese habe man geplündert, die adeliche Besitzer derselben herausgezogen und gemartert, und viele adeliche Frauen und Jungfrauen ihres Schmuckes beraubt, ihnen Mißhandlungen zugefügt und sie in Todesgefahr gebracht,

bracht, ja der Kinder nicht einmal geschont. Man habe sie, die Kläger, aller ihrer Güter und Besitzungen beraubt, so daß sie wenigstens achtmal hundert tausend Gulden an ihrem Einkommen verloren hätten. Und nicht genug ihr Vermögen einzubüßen, wären sie auch allen nur erdenklichen persönlichen Beschimpfungen und Gewaltthätigkeiten ausgesetz gewesen. Mit Hohnreden, Spottgemählden und Lästerbüchlein habe man sie angegriffen, auf den Straßen mit Koth- und Steinwürfen und mit unsinnigem Geschrey verfolgt, des Nachts ihre Thüren angezündet und ihre Glasfenster mit Steinen eingeworfen. Zuletzt wären sie zur Annahme der protestantischen Religion aufgefodert worden, und da sie sich dessen geweigert, habe man den Dom verschlossen, die Geistlichen herausgeworfen, und sie nach Beraubung aller ihrer Güter aus der Stadt getrieben. Und doch wären sie die rechtmäßige Obrigkeit der Angeklagten, und ihnen allein hätten diese allen ihren Reichthum zu verdanken. Als nemlich der Herzog von Mecklenburg, ganz wider des Kapitels Willen, in das Erstift eingefallen sey, hätten die Rebellen sie öffentlich als die Ursache dieses Einfalls genannt, welches doch durchaus falsch sey. Jene wären darauf dem Herzoge mit großer Vermessenheit entgegen gezogen und hätten in ihrem Gefolge verschiedene Henker mit Schwerdtern und einige Fässer mit Stricken gehabt, in der Absicht, nach Besiegung des Herzogs, sie, die Kläger, anzufallen und ihnen durch Strang und Schwerdt das Leben zu nehmen. Aber die Gnade Gottes hätte es ganz anders gefügt, und die Magdeburger wären, trotz ihrer großen Uebermacht, aufs Haupt geschlagen worden. Weit entfernt, den Herzog zu den Feindseligkeiten angereitzt zu haben, hätten sie, die Kläger, vielmehr stets zum Frieden gerathen,

doch

doch leider immer vergebens, und eben so wenig als ihre Vorstellungen hätten die Vergleichsvorschläge der beiden Churfürsten Gehör gefunden, ja selbst während des Stillstandes wären die Magdeburger aus der Stadt gefallen, hätten einen unschuldigen adelichen Greis und seine Familie geplündert und mißhandelt, und schröcklichen Unfug getrieben. Sie hätten sich auch berühmt, das Kapitel und die Stände sollten nie in ihre Rechte wieder eingesetzt werden, damit sie nicht nöthig hätten, die eingezogenen Güter wieder herauszugeben. Nach einem solchen Verfahren könne es niemand Wunder nehmen, daß man jetzt zweckmäßige Mittel anwende, die Magdeburger wieder zum Gehorsam zu bringen, und gewiß keiner, dem Ruhe und Ordnung theuer sey, werde den Rebellen hold seyn, und noch weniger ihnen Hülfe und Beistand leisten.

Wenige Tage nach ihrer Erscheinung ward diese Klageschrift von den Magdeburger beantwortet.

Wir hoffen, sagten sie, daß nicht alle Stände des Erzstifts uns solche Beschuldigungen machen werden, sondern daß nur die Geistlichen allein deren Urheber sind. Denn diese schmerzt es, daß bei uns das Evangelium geprediget wird, wodurch ihre Büberey an das Licht gebracht und ihr großes Ansehen geschmälert worden ist. Sehet da die wahre Veranlassung ihres Hasses gegen uns und ihrer Verleumdungen beim Kaiser, welche uns die Achtserklärung zugezogen haben. Wir sind uns keiner Handlung bewußt, wodurch wir dem Kaiser einen hinreichenden Grund zum Unwillen gegen uns gegeben hätten; und läßt er uns nur ungekränkt bei der Ausübung unserer Religion und Freiheiten, so werden wir ihm stets die unterthänigsten Dienste leisten.

Den Erzbischöffen sind wir zwar verpflichtet, je-

doch

doch nur Bedingungsweise, und wenn sie uns im Genusse unserer Vorrechte nicht stören. Da nun der Erzbischof Johann Albert, auf den Rath unserer Gegner, mancherlei ganz ungewöhnliche Neuerungen einführen wollte, so verweigerten wir ihm die Huldigung. Den Domherren aber sind wir gar nicht unterworfen und verpflichtet. Darum achten wir uns auch nicht zum Gehorsam gegen sie verbunden; darum haben wir uns auch auf den Landtagen den von ihnen vorgeschlagenen neuen Auflagen, wozu sie selbst nichts beitragen, widersetzt, und darinn allein besteht die Widerspenstigkeit, welche sie uns vorwerfen. Nicht von uns gezwungen, sondern aus eigener Bewegung verließen sie die Stadt, weil sie nach der Besiegung des Churfürsten (Johann Friedrich) von Sachsen und des Landgrafen von Hessen sich an uns rächen zu können glaubten. Freilich haben unsere Prediger sie zuweilen, ihres schändlichen Wandels wegen, gescholten, weil sie ein so viehisches Leben führen, daß an dem Orte ihres Aufenthalts die Bürger schwerlich ihre Weiber und Töchter bei Ehren erhalten können; indessen sind sie doch viele Jahre lang frei unter uns umher gegangen, ohne daß ihnen irgend etwas Leides zugefügt worden wäre. Als die Feinde unser Gebiet betreten hatten, verlangten wir eine Summe Geldes von ihnen, untersagten ihnen, Briefe aus der Stadt zu senden, und ermahnten sie, den Ertrag ihrer Güter bei uns in Ruhe zu verzehren. Aber sie zogen aus der Stadt und schmiedeten verderbliche Anschläge gegen uns. Wir mußten uns dagegen zu sichern suchen und ihre Städte und Flecken besetzen, weil man sie sonst den Feinden als Zufluchtsorte eingeräumt hätte. Ueberdieß gehören ja diese Güter der Kirche zu Magdeburg, und nicht den Verfolgern der wahren Religion. Es ist wahr, der Kaiser hat uns

in die Acht erklärt, aber ohne unser Verschulden; denn das ganze Verfahren gegen uns ist lediglich auf die Wiedereinführung des gottlosen Pabstthums abgesehen, und jedermann wird uns darinn beipflichten, daß man eher alles erdulden müsse, als einer Wahrheit entsagen, die man einmal als solche erkannt hat.

Die dem Volke von uns auferlegte Schätzung war nur gering, und es ist durchaus ungegründet, daß wir mit dem benachbarten Adel und dessen Frauen und Jungfrauen unbillig und hart verfahren wären. Was wir gethan haben, dazu hat uns der Adel selbst durch seine Gewaltthätigkeiten gegen die Unsrigen gezwungen. Unsere Gegner geben ihren Verlust auf achtmal hundert tausend Gulden an, aber welchen unermeßlichen Schaden haben sie uns nicht zugefügt? Die Spottgemählde und Lästerschriften, worüber sie Beschwerde führen, rühren nicht von uns her; wir haben sie vielmehr durch Verbote und Strafen zu unterdrücken gesucht. Dagegen aber geben wir gerne zu, daß Bücher bei uns erschienen sind, worinn gegen die Abgötterey des Pabstes geeifert wird. Wir bekennen ferner, daß wir eine Niederlage erlitten haben. Gott hat sie über uns verhängt, nicht um uns zu verderben, sondern um uns zur Besserung unseres Lebenswandels zu bewegen, obgleich die Gefallenen für die Ehre des göttlichen Namens und für das Vaterland rühmlich gestorben sind. Nicht aus eigener Bewegung, sondern durch ihre Geschenke und Versprechungen gereitzt, hat der Herzog von Mecklenburg den Einfall in unser Gebiet vorgenommen. Als wir gegen ihn auszogen, hatten wir allerdings Seile und Stricke bei uns, deren man zu den Fahrzeugen bedarf; aber daß wir auch eine Anzahl Henker mit Schwerdtern in unserm Gefolge gehabt hätten, ist

erdich-

erdichtet. Die uns von den beiden Churfürsten gemachten Vergleichsvorschläge haben wir aus wichtigen Gründen verworfen; denn hätten wir uns ergeben und Besatzung eingenommen, so ist leicht zu erachten, was aus unserer Religion geworden seyn würde. Gott hat uns die Erkenntniß seines Evangeliums verliehen, und wir bitten ihn, uns ewig dabei zu erhalten. Aber was können wir wohl von denen erwarten, die uns die Erhaltung desselben versprechen, und selbst in ihrer Religion wanken, um sich Menschen gefällig zu machen. Daß unsern Gegnern ihre Güter wieder zu Theil werden, wollen wir uns zwar gefallen lassen, aber nie werden wir zugeben, daß sie in die Stadt zurück kommen, und ihre Abgötterey von neuem einführen. Sie haben uns, wie sie sich rühmen, nie in der Uebung unserer Religion gestört; aber nicht ihnen, sondern Gott haben wir dieß zu danken, welcher sie daran gehindert hat. Mit den Leichnamen der Todten ist man nicht so verfahren, wie sie angeben. Denn als wir zu unserer Sicherheit einige vor der Stadt gelegene Kirchen abbrechen mußten, wurden die darinn gefundenen und unverweseten Leichname nicht umher geworfen, sondern an einem andern Ort begraben; und was sie von dem an Kaiser Otto's Grabe verübten Frevel anführen, ist eine unverschämte Lüge. Wir wissen sehr gut, was wir dem Kaiser, als der höchsten Obrigkeit, schuldig sind, und vorzüglich jenem Kaiser, der so herrliche Thaten ausgeführt und die Rechte und Freiheiten der Deutschen so mächtig geschützt hat. Der Gottesdienst, welchen wir gestört haben sollen, und den sie heilig und göttlich nennen, ist nicht heilig, sondern eine Schmähung Gottes; die Ornate und Kirchenschätze aber haben sie selbst aus der Stadt geschleppt, und geschla-

gen

gen hat man keinen Pfaffen. Das Kloster Hadmersleben haben wir besetzt, weil die Feinde den den Unsrigen abgenommenen Raub dort unter sich theilten; daß Frevel und Muthwillen dabei von uns verübt worden sey, ist eine Erdichtung der Mönche.

Was die Beschimpfungen anbetrifft, welche unsere Gegner in unserer Stadt erlitten haben wollen, so ist die Sache folgende: Als sie vor fünf und zwanzig Jahren ihren schändlichen Umgang am Palmsonntage hielten, lief das Volk haufenweise zusammen und lachte darüber; dieß konnten wir nicht hindern, aber die, welche ihnen die Fenster eingeworfen hatten, wurden von uns bestraft. Von andern ihnen zugefügten Gewaltthätigkeiten ist uns nichts bekannt geworden. Wir bitten daher einen jeden, ihren Verleumdungen keinen Glauben zu geben, und Theil an unserm Schicksale zu nehmen, weil wir gezwungen worden sind, uns gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen, und für die Erhaltung der alten, von den Vätern ererbten, Vorrechte und Freiheiten zu kämpfen. Wir wollen den Frieden, aber man verweigert ihn uns. Es bleibt uns also nichts übrig, als uns der ungerechten Gewalt zu widersetzen, und wir hoffen um so mehr, daß sich niemand, ohne von uns beleidigt zu seyn, in diesen Krieg mischen werde, denn dieselbe Veranlassung, weßhalb wir jetzt befeindet werden, wird alle übrigen, welche die reine Lehre üben und schützen, bald in gleiche Gefahr stürzen. Wir vertrauen auf Gott, der uns zur Erkenntniß seines Willens gebracht hat, und hoffen, er werde uns nicht verlassen.

6.

Gegenseitige Feindseligkeiten und Beschädigungen.

Zu eben der Zeit, da beide Theile einander durch Schriften bekriegten, rasteten auch die Waffen nicht.

Der Churfürst Moritz hatte die Truppen, womit er Magdeburg einschloß, in ein befestigtes Lager, oder in sogenannte Blockhäuser verlegt, damit sie auch den Winter hier zubringen könnten. Gegen das Ende des Jahrs unterbrach er die Belagerung, um den Grafen Volrath und Johann von Mansfeld entgegen zu gehen, welche, nebst dem Obersten Heideck, in den niedersächsischen Seestädten zu Magdeburgs Entsatz auf viertausend Mann Fußvolk und dreihundert Pferde zusammen gebracht hatten. Er überraschte sie mit seiner überlegenen Macht so sehr, daß die ganze Mannschaft zerstreut wurde, bis auf vier Fahnen Fußvolk, die in des Churfürsten Dienste traten. Der Oberste Heideck war bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft gerathen. Moritz wünschte sehr, diesen erfahrnen und tapfern Krieger in seinem Dienst zu haben, und Heideck erfüllte sein Verlangen, aber weit entfernt durch diesen Uebertritt der Feind der Magdeburger zu werden, leistete er ihnen vielmehr die wichtigsten Dienste bei dem Churfürsten, dessen volles Vertrauen er besaß.

Als Moritz am achtzehenten Januar wieder im Lager vor Magdeburg ankam, wurde er gewahr, daß der Mangel an Geld und Lebensmittel unter den Soldaten großes Mißvergnügen erzeugt hatte. Im Unwillen über die Noth, welche man sie leiden ließ, hatten sie dem Rath zu Magdeburg alles Geschütz und sämmtliche Kriegsvorräthe im Lager für einen mo-

monatlichen Sold anbieten lassen; aber die Magdeburger trugen Bedenken, diesen Vorschlag anzunehmen. Die Ankunft des Churfürsten mit den neuangeworbenen Kriegsleuten erhob den Muth und die Hofnung des Kriegsvolks wieder, und ward deshalb durch ein dreimaliges Freudenfeuer aus dem Geschütz und kleinen Gewehr gefeiert. Das Belagerungsheer bestand, nach der erhaltenen Verstärkung, fast aus zwanzig tausend Mann; dennoch hielten es die Anführer nicht für stark genug, um einen Sturm wagen zu können.

Den Belagerten war jetzt jede Aussicht auf auswärtige Hülfe entrissen; sie hatten überdieß drei ihrer besten Officiere verloren. Aber wenn der Verlust einer Hofnung den Muth des gewöhnlichen Menschen zu Boden schlägt, so giebt er nicht selten dem größeren Geiste eine höhere Spannkraft und feuert ihn an, alle seine Kräfte anzustrengen, um die Mittel zur Erreichung seines Zwecks, welche er nicht mehr von der Gunst des Schicksals zu erwarten hat, in sich selbst aufzufinden. Die Magdeburger ließen sich durch die erlittenen Unfälle nicht kleinmüthig machen, sondern sie fuhren fort, sich tapfer und standhaft zu vertheidigen. Fast täglich geschahen Ausfälle, besonders auf der Seite der Neustadt. Bei einer solchen Unternehmung hätte einst ein Magdeburger Bürger, an der Spitze von zwölf Reutern, beinahe den Churfürsten Moritz gefangen genommen; nur mit Noth entkam er, nachdem sein Stallmeister und ein Reuter an seiner Seite erschossen worden waren, durch schnelle Flucht. Die Magdeburger fanden so viel Geschmack an dieser Art des Kriegs, und verfuhren dabei zuletzt mit so weniger Vorsicht, daß der Rath sich endlich genöthiget sah, bei strenger Strafe jeden Ausfall, ohne ausdrücklichen Befehl, zu untersagen.

Die

Die Belagerten bewiesen sich auch auf dem Wasser thätig, und fügten auf diesem Elemente dem Feinde manchen Schaden zu. Sie rüsteten bald einzelne Fahrzeuge, bald kleine Flotten aus, überfielen die benachbarten Dörfer an der Elbe, und zerstörten die Niederlagen und Vorräthe der Belagerer, oder führten sie nach Magdeburg. Einst ward eine Anzahl mit Geschütz und Kriegsleuten besetzter Schiffe den Strom herab nach Niegrip gesandt, wo sie das Amt plünderten und mehrere vom Adel gefangen nahmen. Auf der Rückkehr, unweit der Neustadt, stieß das erste magdeburgische Fahrzeug auf ein großes feindliches Schiff, welches mit Geschütz und hundert Soldaten besetzt war, und jenen den Weg verlegte. Sogleich erhob sich ein heftiger Kampf. Das magdeburgische Fahrzeug hatte nur dreißig Mann Besatzung, und mußte den Strom hinauf; aber die Führer desselben waren geübter als die feindlichen. Sie gewannen ihren Gegnern die Flanke ab, gaben ihnen eine volle mörderische Lage, und enterten darauf das feindliche Schiff. Die Besatzung wird niedergehauen oder in den Strom gesprengt, das Schiff geplündert, und dann dem Strom preis gegeben. Der Churfürst selbst soll am Ufer ein Augenzeuge des Gefechts gewesen seyn, ohne die Niederlage seiner Leute verhindern zu können.

Durch diese und ähnliche Streifzüge versorgten sich die Belagerten von Zeit zu Zeit mit frischen Proviantvorräthen, deren sie auch öfter durch den Fürsten von Anhalt, einen sehr eifrigen Protestanten erhielten. Sie litten daher nie drückenden Mangel an Lebensmitteln, selbst nicht nach der erfolgten engeren Einschliessung der Stadt. Am wenigsten fehlte es ihnen an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln, dem Brode, weil Korn genug vorhanden war, und der

Schiff-

Schiffmühlen, welche unter der Strombrücke sicher lagen, ununterbrochen mahlen konnten. Gleich anfangs wurden die Preise für jede Gattung von Lebensmitteln festgesetzt, und diese blieben auch in der Folge der Belagerung.

Als die strengste Jahrszeit vorüber war, nahmen die Arbeiten der Belagerer einen rascheren Gang. Ausser den bereits vorhandenen Schanzen wurden jetzt noch zwei neue auf der Westseite der Stadt aufgeführt, und in der Entfernung einer Viertelmeile von der letztern ward eine Linie von Süden gegen Norden gezogen, welche eine Meile lang war, aus Graben und Brustwehr bestund, und von Entfernung zu Entfernung mit Redouten und Blockhäusern versehen war. Auf den beiden Flanken dieser Linie, welche sich bei Bukau und der Neustadt an die Elbe lehnten, wurden ebenfalls Schanzen angelegt, die den Strom bestrichen. Die Elbe selbst war oben- und unterhalb durch drei Schiffe gesperrt, welche über den Strom gelegt, durch starke Balken mit einander verbunden und mit Mannschaft besetzt waren. Am rechten Ufer des Stroms, Bukau und der Neustadt gegenüber, führte man ebenfalls Schanzen auf, und durch diese verschiedenen Werke ward die Stadt nicht nur auf der Süd- West- und Nordseite gänzlich eingeschlossen, sondern auch alle Schiffahrt der Belagerten auf der Elbe gehemmt. Im Osten der Stadt, auf der sogenannten langen Brücke, lag ebenfalls eine feindliche Schanze. Vier und zwanzig Fahnen Fußvolk und mehrere Reutergeschwader, bewachten die mit zahlreichem Geschütz besetzten Linien. So eng indessen auch Magdeburg dadurch, besonders von der Landseite, eingeschlossen war, so wagten es die Belagerten doch, das Ulrichs- und Brückenthor, während der ganzen Dauer der Belagerung, bei Tage offen

stehen

stehen zu lassen. Auch bauten sie die Gärten und Felder in der Nähe der Stadt, wie im Frieden, und weideten ihr Vieh auf dem Marsch, einer weitläuftigen Aue auf der östlichen Seite der Elbe, wodurch manches blutige Scharmützel mit den Feinden veranlaßt ward, wenn sich diese des Viehes bemächtigen wollten.

Sobald die Belagerer ihre Schanzen und Geschützstände, die man damals gewöhnlich von außerordentlicher Höhe erbaute, um die ebenfalls sehr hohen Wälle der Festungen zu überragen, vollendet und mit Geschütz versehen hatten, fiengen sie ein sehr lebhaftes Feuer an und beschossen nicht nur die Wälle, sondern auch die Stadt selbst und vorzüglich die Kirchen. Es geschah zu der Zeit sehr häufig, daß man in belagerten Städten Geschütz auf die Kirchthürme brachte. Auch in Magdeburg hatte man den hohen und festen Thurm der Jakobskirche mit Feuerschlünden besetzt, wodurch man den Feinden, besonders in der Neustadt, so großen Schaden that, daß ein einziger auf diesem Thurm angestellter Büchsenmeister nach und nach auf vierhundert derselben niedergeschossen haben soll. Die Belagerer führten zwölf Feuerschlünde gegen den Thurm auf, und beschossen ihn mehrere Wochen lang ununterbrochen, so daß über fünfzehnhundert Schüsse dagegen geschahen, ohne das außerordentlich dicke, feste und mit Wollsäcken behangene Gemäuer des Thurms beträchtlich zu beschädigen. Zuweilen geschahen an einem Tage an vierhundert Schüsse mit dreißig, vierzig und fünfzigpfündigen Kugeln auf den Thurm; und als endlich der obere Theil des Gemäuers zerschmettert ward, wurden weiter unterhalb neue Schießlöcher durch die Mauer gebrochen, und man feuerte daraus von neuem bis zu Ende der Belagerung. Mit ungeheurer Anstrengung

brachten die Belagerten auch eine Kanone auf den südlichen Domthurm, eine Höhe von vierhundert drei und dreißig Stuffen hinan, und feuerten von dort täglich in das feindliche Lager bei Bukau. Die Belagerer beschossen dagegen den Domthurm aus der Bukauer Schanze. Anfangs giengen die Kugeln alle zu niedrig, bis endlich eine derselben von der obern Galerie des Thurms ein zehn Schuh langes Stück wegrieß. Auch auf den Sebastians- und andern Thürmen hatte man Geschütze gepflanzt, womit man den Belagerern nicht geringen Schaden zufügte.

Zu dem vielen Ungemach, das die Soldaten im Lager vor Magdeburg erdulden mußten, kam auch dieß, daß sie keinen Sold erhielten. Das Murren darüber wurde immer lauter, und brach endlich in eine förmliche Rebellion aus. Mit dem Geschrei: „Geld! Geld!“ stürmten sie das Haus des kaiserlichen Bevollmächtigten, Lazarus Schwendi, und raubten ihm Geld, Silbergeräth und Lebensmittel. Sie bemächtigten sich darauf eines für die Reuter bestimmten Brodwagens, weil das Brod theurer im Lager als in der Stadt war, und die Empörung ließ die schröcklichsten Folgen fürchten, denn die Soldaten kämpften mit Widerwillen gegen die Stadt, da sie selbst größtentheils Protestanten waren. Der Entschlossenheit des Churfürsten gelang es endlich den Aufruhr zu stillen, und Ruhe und Ordnung unter den Truppen wieder herzustellen. Von den Rebellen wurden achtzehn ersäuft, sieben und zwanzig mit dem Strange und fünfzig mit Gefängniß bestraft.

Von einer Zeit zur andern ließ der Churfürst Moritz der Stadt Vergleichsvorschläge thun, welche aber von den Magdeburgern standhaft verworfen wurden, weil sie ihnen zu hart schienen. Sie sollten versprechen allen Reichsschlüssen und allen Urtheilen des

Kam-

Kammergerichts sich zu unterwerfen, sie sollten ihre Festungswerke niederreißen, zwölfhundert Mann Besatzung einnehmen u. s. w. Das war nicht nach dem Sinn der tapferen Bürger, die überdieß dem Churfürsten wegen seines treulosen und unedlen Verfahrens gegen den unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich nicht trauten. Dieses Mißtrauen ward durch die Warnungen ihrer Geistlichen genährt, welche den Churfürsten als einen Apostaten verabscheuten und von keinem Vergleich mit ihm hören wollten. Der Rath erklärte endlich dem Churfürsten geradehin: daß man lieber die Stadt ganz verlassen, als sie auf harte und schimpfliche Bedingungen übergeben würde. Ja es war auch wirklich schon in Magdeburg von einem allgemeinen Auszuge die Rede, wobei man sich mit gewafneter Hand einen Weg mitten durch die Feinde bahnen wollte.

7.

Glückliche Beendigung der Belagerung durch eine vortheilhafte Kapitulation.

Die lange Dauer der Belagerung Magdeburgs erregte in ganz Deutschland Aufsehen und Unzufriedenheit. Die Reichsstände, denen von Zeit zu Zeit neue Geldbeiträge dazu abgefodert wurden, zeigten sich immer weniger geneigt, neue Summen herbei zu schaffen. Selbst eine besondere Reichstagsdeputation, die deswegen zu Nürnberg zusammen kam, selbst eine scharfe Verordnung, die der Kaiser deswegen an alle Reichsstände ausgehen ließ, selbst ein Ermahnungsmandat des Reichskammergerichts vermochte die Beiträge nicht richtiger und nicht schneller herbeizuschaffen.

Daß die Belagerung sich so lange verzögerte,

daran war hauptsächlich die wenige Thätigkeit Schuld, mit welcher der Churfürst Moritz dieselbe absichtlich betrieb. Es war ihm sehr erwünscht, daß er, bis zur Ausführung eines großen Entwurfs, mit dem sich damals seine Gedanken beschäftigten, auf Unkosten des ganzen Reichs, eine ansehnliche Kriegsmacht beisammen erhalten konnte. Wenn er daher auch mit den Magdeburgern wegen eines Friedens in Unterhandlungen trat, so schrieb er ihnen so harte Bedingungen vor, daß sie ihn auf die Fortsetzung der Belagerung mit Sicherheit rechnen liessen. Auf diese Art war so bald kein Ende der Belagerung abzusehen. Allein der Kaiser selbst sehnte sich darnach, den langwierigen Handel beendiger zu sehen; und da er sich immer mehr überzeugte, daß mit Gewalt schwerlich etwas wider die Stadt auszurichten seyn werde, so schrieb er dem Churfürsten, er möchte mit den Magdeburgern einen Vergleich zu schließen suchen, aber sein kaiserliches Ansehen dabei behaupten. Es trat nun wirklich gegen Ende Augusts eine Waffenruhe ein, und der Churfürst sandte seinen Kanzler Arnold nebst dem Obersten Heideck in die Stadt, mit dem Auftrage, billigere Vergleichsvorschläge als die bisherigen zu thun. Man vereinigte sich bald über einige vorläufige Punkte, und alle Feindseligkeiten hörten auf.

Die Unterhandlungen verzögerten sich indeß doch länger als man gehofft hatte, und es kostete sogar den Rath anfangs außerordentlich viel Mühe, die Einwilligung der Bürgerschaft und Geistlichkeit zur Annahme der vorgeschlagenen Bedingungen zu erhalten. Endlich kam nach mancherlei Schwierigkeiten am dritten November, vorzüglich durch die thätigen Bemühungen Heidecks, eine förmliche Kapitulation zu Stande, welche am vierten von dem Rathe, der Bürger-

schaft

schaft und der Besatzung und den folgenden Tag im Lager unterschrieben ward. Die Hauptbedingungen derselben waren folgende: Bestätigung aller Vorrechte und Freiheiten der Stadt; freie Religionsübung und kein Zwang wegen Annahme des Interim's; kaiserliche Begnadigung der gesammten Bürgerschaft und Besatzung, ohne Ausnahme; Aufhebung der gegen die Stadt verhängten Reichsacht; dagegen von Seiten der letzteren das Versprechen, dem schmalkaldischen Bunde (welcher ohnedieß schon längst nicht mehr bestund) zu entsagen; sich in keine Verbindung wider den Kaiser und das Haus Oesterreich einzulassen; das Reich, das Erzstift und die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg für ihre Oberherren zu erkennen; dem Erzstift und Domkapitel, welches seinen Verlust in diesem Kriege auf mehr als eine Million Gulden berechnete, Entschädigung zu leisten; den Prinzen Georg von Mecklenburg, nebst allen übrigen Gefangenen, deren etwa siebenhundert seyn mochten, ohne Lösegeld freizulassen, fünfzig tausend Gulden zur Erstattung der aufgewandten Kriegskosten zu bezahlen, und dem Churfürsten von Brandenburg zwölf Stück Geschütz auszuliefern. — Die anfangs vom Kaiser verlangte Schleifung der Festungswerke, so wie die fußfällige Abbitte, wurde von den Magdeburgern durchaus verweigert und endlich erlassen. Statt des auszuliefernden Geschützes, erhielt der Churfürst von Brandenburg eine Summe Geldes, und ließ sich dadurch abfinden. Das damals in der Stadt, auf den Wällen und Thürmen vorhandene Geschütz, bestand aus hundert und dreißig Kanonen und vierhundert Doppelhaken.

Die tapfere Besatzung, welche während der Belagerung vierhundert und fünfzig Mann vor dem Feinde und sechs bis siebenhundert Mann durch Entweichung

chung oder Gefangenschaft verloren hatte, und jetzt noch aus zweitausend Mann zu Fuß und hundert und fünfzig Reutern bestund, ward zwei Tage nach Unterzeichnung des Vergleichs förmlich entlassen. Der Kaiser bestand anfangs hartnäckig auf ihrer Bestrafung, weil sie den ergangenen Abrufungsbefehlen nicht Folge geleistet hatte, und es kostete den Churfürsten nicht wenig Mühe, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Den Tag nach ihrer Verabschiedung zog die Besatzung aus und gieng, nach erhaltenem freiem Geleit, nach Schönebeck, wo sie den rückständigen Sold empfieng, zu dessen Bezahlung der Churfürst der Stadt siebenzehen tausend Gulden vorgeschossen hatte. Moritz aber ließ diese tapfere Leute nicht auseinander gehen, sondern nahm sie in seinen Sold.

Sobald die Besatzung abgezogen war, rückten fünf Fahnen churfürstlicher Kriegsvölker in die Stadt und besetzten sämmtliche Posten. Am neunten November kam der Churfürst selbst, unter großer militairischer Begleitung zu Fuß und zu Pferd, in die Stadt, und begab sich auf den alten Markt, wo die ganze Bürgerschaft versammelt war. Die drei Stadträthe, die Schöppen und der Bürgerausschuß giengen ihm in feierlichem Aufzuge vom Rathhause herab, etwa zwanzig Schritte weit entgegen, und überreichten ihm die Thorschlüssel. Darauf leistete die Bürgerschaft, von Kriegsleuten umringt, nicht ohne Besorgnisse, ob auch der Churfürst die Bedingungen des geschlossenen Vergleichs treulich halten werde, dem Kaiser und ihm, und zwar letzterem als ihrem rechtmäßigen Herrn, bis das Reichsoberhaupt sie an einen andern weisen würde, die Huldigung. Als beim Vorsagen des Huldigungseides, welches durch den churfürstlichen Kanzler Arnold geschah, die Worte vorkamen: „nachdem sich die Stadt ergeben“,

trat

trat der Stadtsyndikus Levin von Emden, ein eifriger Patriot, schnell hervor, unterbrach den Vorleser und rief voll edlen Stolzes: „Nein, nicht ergeben, sondern verglichen!“ Der Churfürst wandte sich zu ihm und erwiederte freundlich: „Ja, verglichen! soll es seyn und bleiben!“ Der churfürstliche Kan; mußte der Bürgerschaft die Versicherung ertheil sein Herr werde den geschlossenen Vertrag auf d.. pünktlichste erfüllen, und, mit den Bürgern, vereint, für Gottes Wort, Gut und Blut, Land und Leute wagen! Sodann nahm er in eigener Person von dem gesammten Rathe und den Schöppen den Handschlag der Treue, mit entblößtem Haupte und huldreicher Miene, an. Auch hielt er endlich die Bedingungen des Vergleichs; und da er besorgte, es möchte dieser dem Kaiser zu gelinde scheinen, so schrieb er ihm: er werde persönlich vor ihm erscheinen und über alles Auskunft geben.

Am wenigsten war der Churfürst mit den Predigern der Stadt zufrieden, die ihn wegen seines angeblichen Abfalls von der reinen Lehre öffentlich von der Kanzel mit den heftigsten Schmähungen verfolgt hatten. Er ließ ihnen diese Unart und Entweihung des öffentlichen Gottesdienstes durch seine Räthe ernstlich verweisen, und empfahl ihnen Sanftmuth, Duldung und Verträglichkeit. Aber sie achteten nicht darauf und rechtfertigten ihr Betragen auf eine höchst unbescheidene Art, worauf einer der eifrigsten Zeloten von ihnen, der Doctor Alberus, aus der Stadt verwiesen ward; denn dieser, erklärte der Churfürst, habe es so grob gegen ihn gemacht, daß es selbst kein Bauer ertragen könne.

Sogleich nach der Uebergabe der Stadt ließ der Churfürst, zum Besten der Armen und Nothleidenden, zweihundert fünfzig Scheffel Getreide hereinschaf-

schaffen, und sandte ihr in der Folge noch acht tausend Scheffel Korn, welche aufgeschüttet und ihm von dem Rathe bezahlt wurden. Aber auch ohne diese Zufuhr war noch kein Mangel an Korn in Magdeburg, und manche Bürger hatten nach aufgehobener Belagerung noch so beträchtliche Vorräthe von Getreide, daß sie davon verschiffen konnten.

Als der Churfürst Moritz im Jahr ein tausend fünfhundert und drei und fünfzig gestorben war, ward Magdeburg, durch dessen Bruder und Nachfolger August, von seiner sächsischen Besatzung befreit. Die gänzliche feierliche Lossprechung der Stadt von der Reichsacht geschah neun Jahre später, durch Ferdinand den Ersten, den Bruder und Nachfolger Karls des Fünften. Bald nach Aufhebung der Belagerung wurde die Reformation in der Stadt vollends allgemein; das Domkapitel selbst bekannte sich nach und nach zum Protestantismus. Die Erzbischöfe, welche man jetzt aus dem brandenburgischen Hause wählte, thaten ein gleiches, und Joachim Friedrich erlaubte sich sogar im Jahr ein tausend fünfhundert und siebenzig zuerst den Schritt, eine Gemahlinn zu nehmen. Vergebens eiferte Pabst Pius der Fünfte wider einen solchen, ihm unerhört scheinenden, Greuel, und foderte den Kaiser Maximilian den Zweiten zur Ahndung auf; dieser friedliche Fürst hatte weder die Macht, noch wahrscheinlicher Weise den Willen, es zu hindern.

So glücklich und ehrenvoll für Magdeburg endete eine Belagerung, welche ein Jahr und sieben Wochen gedauert hatte, und einen ganz andern Ausgang für sie fürchten ließ. Den Magdeburgern erwarb ihr standhafter Muth ein weit günstigeres Loos, als allen jenen Fürsten und Städten zu Theil ward, welche sich aus Furcht ohne Widerstand dem Kaiser unter-

unterworfen hatten. Was würde auch vielleicht aus Deutschlands Freiheit, was aus dem Protestantismus geworden seyn, wenn sich die Magdeburger, gleich den übrigen schmalkaldischen Bundesgenossen, unmittelbar nach der Mühlberger Schlacht, dem siegreichen Kaiser unterworfen hätten. Ganz Deutschland, und selbst auswärtige Nationen, nannten deshalb den Namen Magdeburg mit Bewunderung. Alles war voll von dem Lobe dieser Stadt, und Geschichtschreiber und Dichter wetteiferten mit einander, den Ruhm ihrer tapfern Vertheidiger auf die Nachwelt zu bringen und zu verewigen.

III. Die Pulververschwörung in London.

Im Jahr 1605.

I.

Glückliche Regierung der Königinn Elisabeth. England und Schottland werden nach ihrem Tode vereiniget.

Eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte von England ist die Regierung der Königinn Elisabeth. Aus dem Gefängnisse, in dem sie lange von ihrer grausamen Schwester Maria verwahrt wurde, stieg sie in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren auf den Thron, konnte sich nie entschliessen ihn mit einem Gemahl zu theilen, und behauptete sich auf demselben bis in ihr siebenzigstes Jahr. Reich

an

an Vorzügen des Geistes, an Kenntnissen, an Muth und Staatsklugheit, wußte sie in stürmischen Zeitläuften die Regierungsbürde mit Ruhm zu tragen. Ihr Character war fest und männlich; von den Eigenthümlichkeiten ihres Geschlechts hatte sie fast nichts als einige Schwachheiten. Sie war eitel, liebte die Kleiderpracht in einem sehr hohen Grade, und war vielleicht zärtlicher gegen ihre Lieblinge, als es ihrer eigenen Ruhe vortheilhaft war. Aber man kann ihr nicht Schuld geben, daß ihre Privatneigungen der Verwaltung der Geschäfte geschadet hätten; ein Lobspruch, den die unpartheyische Nachwelt wenig Regenten ertheilen kann. Wenn man die unglaublichen Schwierigkeiten bedenkt, womit sie immer zu kämpfen hatte, so verdient sie die größte Bewunderung. Sie gab ihrem Reiche Ruhe, Sicherheit und Wohlstand, da es durch tausend Partheyen zerrissen war. Manufakturen und Fabriken blühten unter ihrem Schutze, und der Reichthum Englands nahm erstaunend zu. Ihr Finanzsystem war ganz einfach: alle Einkünfte wurden hauptsächlich zur Vertheidigung des Vaterlandes verwendet. Sie schwächte die Obermacht Spaniens, und trug sehr viel dazu bei, den Niederländern ihre Freiheit erkämpfen zu helfen. Sie hatte mit Feinden zu streiten, die ihr an Macht weit überlegen waren, und sie behielt dennoch die Oberhand. Sie sah sich oft in die Nothwendigkeit gesetzt, denen, welche sie heurathen wollten, abschlägige Antworten zu geben; aber sie that es mit so viel Geschicklichkeit, daß ihr niemand feind ward.

Wäre Elisabeths Leben nicht durch den Tod der Maria Stuart befleckt, der Spiegel ihrer Seele nicht durch die Theatercoups, die sie in allen Verhältnissen anwendete, verdunkelt worden, sie stände als die größte Frau da, die je auf einem europäischen Thron ge-

gesessen, ihre tiefe Politik, ihre unermüdliche Aufmerksamkeit, ihr Muth, ihre Geschicklichkeit und Gewandheit in den mißlichsten Angelegenheiten, ihre Wirthschaftlichkeit, ihre mannigfaltigen Kenntnisse, sichern ihr einen unvergänglichen Ruhm und eine wahre Musterhaftigkeit. Was ihr Andenken unendlich ehrwürdig macht, ist, daß sie, ihrer unumschränkten Beherrschung und oft bewiesenen Strenge ungeachtet, immer von ihren Unterthanen geliebt ward. Das Zutrauen, das sie ihnen bewies, vermehrte die Zuneigung, womit sie ihr ergeben waren. „Nie, sagte sie, werde ich von meinem Volke glauben, was Väter und Mütter nicht von ihren Kindern glauben möchten.“ Die Nation, die unter ihrer Regierung glücklicher und mächtiger ward, ehrt und liebt noch jetzt ihr Andenken. Die Geschichte, die einzige Richterinn der Fürsten, streut Blumen auf ihr Grab.

Da der englische Thron durch den Tod der Königinn Elisabeth im Jahr ein tausend sechs hundert und drei erlediget war, und sie in ihren letzten Augenblicken erklärt hatte, daß sie ihren nächsten Verwandten, den König Jakob von Schottland zum Nachfolger wünsche, oder doch wenigstens im Verscheiden ein Zeichen gemacht hatte, das diese Auslegung litt, so ward Jakob durch die Lords, die im geheimen Staatsrath sassen, unverzüglich zum König ausgerufen. Sein Erbrecht war keinem Zweifel unterworfen, und die englische Krone gieng daher von dem Hause Tudor zu dem Hause Stuart mit eben so großer Ruhe über, als wenn sie vom Vater auf den Sohn gekommen wäre. Alle Stände vergaßen ihre alte Nationalfeindschaft gegen Schottland und ihren Haß gegen ausländische Beherrscher, und bezeugten ihre Zufriedenheit mit lauterem Zuruf, als man ihn bei der Thronbesteigung eingebohrner Prinzen zu hören

ren gewohnt war. Sie sahen von einem beständigen Bündnisse mit Schottland mehr Vortheile vorher, als sie von der Unterwerfung unter einen Monarchen aus jenem Königreiche Nachtheil befürchteten. Und durch diese Vereinigung seiner Macht ist in der That Großbritannien zu einer Größe und zu einem Einflusse in Europa erhoben worden, wozu Schottland und England, die durch ihre Lage bestimmt sind, eine blühende Monarchie zu bilden, als getheilte und feindselige Königreiche, niemals gelangt seyn würden.

Die Schotten, die von der Ehre, ihren reichen und mächtigen Nebenbuhlern einen Regenten zu geben, wie betäubt waren, und sich auf die Partheylichkeit ihres eingebohrnen Fürsten verließen, bezeugten nicht weniger Freude, als die Engländer, über diese erhöhete Würde ihres Souverains; und da seine Gegenwart in England, wo das Volk vor Ungeduld brannte, seinen neuen König zu sehen, nothwendig war, so rüstete sich Jakob unverzüglich, Edinburg zu verlassen, und trat seine Reise nach London an. Unterwegs floß überall die Volksmenge zusammen, um ihn zu bewillkommen; von allen Seiten her erschollen Zujauchzungen und lauter herzliche Begrüßungen. Allein Jakob, dem jene einschmeichelnde Leutseligkeit fehlte, wodurch Elisabeth die Herzen ihres Volks an sich gerissen hatte, und der, bei aller Gefälligkeit und Herablassung gegen seine Freunde und Hofleute, sich nicht Gewalt genug anthun konnte, um sich einem vermischten Haufen liebreich zu beweisen; Jakob, der zwar weit entfernt war, Schmeicheley zu hassen, aber doch noch mehr die Bequemlichkeit liebte, ließ unweislich einen Befehl ergehen, worinn dergleichen tumultuarischer Auflauf untersagt ward. Das verstimmte alle Gemüther. Denn nichts kränkt schmerzlicher, als wenn ein Opfer der

Lie-

Liebe, aus gutem Herzen dargebracht und lange vorher mit freudiger Erwartung vorbereitet, am Ende kalt aufgenommen, oder gar zurückgewiesen wird. Die getäuschten Bürger giengen unmuthsvoll nach Hause, und weissagten sich schon aus diesem ersten Zuge eine traurige Regierung.

2.

Charakter König Jakobs des Ersten. Verschwörung gegen ihn.

König Jakob der Erste (in Schottland der Sechste) kam in einem Alter von sieben und dreißig Jahren nach England, mit der Erwartung und dem Vorsatze, nunmehr sein Leben zu geniessen, das ihm in Schottland durch mannigfaltige Unannehmlichkeiten verbittert worden war. Er war weder ein unfähiger noch ein übelgesinnter Regent, aber er regierte dennoch schlecht. Er besaß einen guten natürlichen Verstand, den er durch Wissenschaften gebildet hatte, aber er war nicht gewohnt, ihn auf die Geschäfte anzuwenden. Er kannte die Grundsätze einer guten Regierung, aber er brachte sie nicht in Ausübung, weil er nicht thätig war, und sich seinen Lieblingen überließ. Er war ein Eiferer für die protestantische Kirche, zu der er sich bekannte, aber die Religion schien ihm oft gleichgültig. Er war verschwenderisch für seine Lieblingsprojecte, aber er hatte kein Geld zu den wahren Bedürfnissen des Reichs. Er war veränderlich; und, um seine Absichten auszuführen, oft treulos und niederträchtig. Er hatte eine Abneigung vor dem Krieg, die in Schwäche ausartete, und dem Interesse seines Reiches sehr nachtheilig ward.

ward *). Er hatte gar keinen Begriff von dem Geiste seines Zeitalters, und so sehr er den Willen hatte zu despotisiren, so sehr gebrach ihm dazu die Klugheit und die Kraft. Lebhafter als jemals träumte er bei seiner Erhebung auf den englischen Thron von einer uneingeschränkten Herrschaft, und seine Günstlinge träumten zum Theil mit; zum Theil bemühten sie sich auch nur, ihn in diesem Traume zu erhalten. Sie sowohl, als der König, hatten zu lange darnach getrachtet, die Königsmacht in ihrer möglichsten Ausdehnung auszuüben, als daß sie, sobald sie sich von der Gelegenheit einigermaßen begünstigt sahen, noch hätten einige Rücksichten oder Diskretion beobachten sollen.

Bei dem Streben nach einer absoluten Herrschaft hatte aber Jakob keineswegs die Absicht, die Regierungsgeschäfte selbst zu betreiben. Er wollte, wie die meisten Selbstherrscher, selbst befehlen; allein die Sorge für die Vertheilung, Anwendung und Ausführung dieser Befehle hielt er unter seiner Würde. Daher zeigte er seine Regententhätigkeit nur da, wo ein Geschäft in Prunk und Ceremonien bestand, oder wo es seiner Meinung nach auf seine Negociation ankam. Durchaus aber trug sie den Stempel eines schwächlichen niedergedrückten Geistes. Alles, was Kraftaufwand, Anstrengung, Ausdauer oder Wagen erfoderte, scheute er für seine Person und in der ganzen Staatsverwaltung. Sein stetes Dichten gieng da-

*) Die Abneigung des Königes von dem Kriege soll sich auf eine körperliche Schwachheit gegründet haben. Seine Mutter, die unglückliche Königinn Maria Stuart von Schottland, war gerade mit ihm schwanger, als man ihren Liebling, den Musikanten Rizzio, vor ihren Augen ermordete, worüber sie in einen außerordentlicheu Schrecken gerieth. Daher konnte Jakob keinen bloßen Degen sehen.

dahin, allem, was er sagte und that, einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben. Wo eine Rede zu halten war, säumte Jakob nicht, sich hören zu lassen; wo eine Handlung mit einem gewissen Pomp zu verrichten war, nahm er keinen Anstand sie selbst zu verrichten.

Jakobs Lieblingsneigungen waren die einer groben Organisation, welche die Sinne erschüttern, ohne irgend eine geistige Regung zu bewirken. Am meisten liebte er die Jagd, rittermäßige Leibesübungen, muntere Gesellschaften bei einem wohlbesetzten Tische, insbesondere beim Pokal, Späße und Harlequinaden. Durch Talente, welche sich hierinn auszeichneten, war es leicht seine Gunst zu gewinnen. Nächst seinen Herrscherideen schien die Jagd am meisten sein Vorstellungsvermögen zu beschäftigen. Auch überließ er sich dieser Unterhaltung uneingeschränkt, jedoch freilich nicht ohne auch ihr einen Anstrich von Ueberlegung und absichtlicher Wahl geben zu wollen. In dem ersten Winter, welchen er in England zubrachte, erließ er eine Kabinetsordre an den geheimen Rath, worinn er ihm die Autorität übertrug: sich Kraft derselben allen beschwerlichen Regierungsgeschäften zu unterziehen, und zu verhüten, daß Seine Majestät nicht durch Geschäfte unterbrochen und belästiget werde. Die Ursache war, weil der Monarch nunmehr die Jagd besuchen wolle, und diese, wie er hinzusetzte, zur Erhaltung seiner Gesundheit unentbehrlich sey, von dieser aber das Heil und die Wohlfahrt Aller abhienge. Die Jagd machte bei jeder Gelegenheit den Hauptgegenstand seiner Konversation aus, sobald er nicht von seinen Herrscherrechten, seiner Staatsklugheit oder theologischen Einsicht redete. Ungemein charakteristisch ist die Aeußerung seiner Achtung für König Heinrich den Vierten von Frankreich,

reich, weil er nicht allein der größte Fürst, sondern auch der größte Jäger in der Welt sey.

Von jeher hatte Jakob eine Verachtung gegen das weibliche Geschlecht an den Tag gelegt. Diese Gesinnung litt durch seine Verheurathung mit einer dänischen Prinzessinn keine Aenderung; vielmehr äusserte sie sich, nach Verlauf der ersten Jahre, stärker als vorher. Der Umgang mit seiner Frau wurde bald auf das Ceremoniel eingeschränkt, und man weiß kein Beispiel, wo die Reize eines andern Weibes seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, oder seine Wünsche erregt hätten. Desto mehr aber weiß man von Günstlingen, gegen welche er alle Zärtlichkeit eines Liebhabers äußerte. Es war in die Augen fallend, daß männliche Schönheit von einer gewissen Art allein diese ausschweifende Zuneigung erregte. Daß es nichts weiter bedurfte um ihn zu fesseln, beweist sein längster und vielleicht geliebtester Günstling, Georg Williers, nachheriger Herzog von Buckingham. In dem Umgange mit ihm wollte man die lebhafteste Theilnahme seiner Sinnlichkeit bemerken. Inbrünstige, wollüstige Küsse, Umarmungen ohne Zahl, die empfindlichsten Klage bei einer kurzen Trennung, die höchste Familiarität in dem Umgangstone — Dieß alles wurde bemerkt, und gab einem Argwohne Veranlassung, den man wenigstens nicht ganz entkräften kann.

Bei dem höchsten Grade der Familiarität, zu der sich der König gegen seine Lieblinge hergab, war sein ganzes Benehmen nichts weniger als human. Seine Art sich zu betragen veranlaßte gleich anfangs für ihn nicht sehr vortheilhafte Vergleichungen mit seiner Vorgängerinn. Elisabeth liebte Pomp und scheinbare Größe so gut wie Jakob, denn sie war eitel wie er. Allein sie wußte in ihrem ganzen Betragen

An-

Anmuth, Freundlichkeit und Herablassung so mit Würde und Erhabenheit zu vereinigen, daß sie anzog, indem sie imponirte und Zuneigung erweckte, indem sie selbst den stolzesten Geist durch Ehrfurcht vor sich niederbeugte. Sie zeigte sich gern öffentlich und gefiel sich nie besser, als unter einem dichten Haufen von Menschen, weil sie hier allemal eines schmeichelhaften Triumphs gewiß war. Ueberall, wo sie sich sehen ließ, strömte eine bunte gedrängte Volksmenge zusammen, und der freudigste Zuruf erscholl von allen Seiten. Jakob hingegen war allemal verlegen, wenn er sich unter einem dichten Haufen von Menschen befand. Was dann Würde seyn sollte, wurde Steifheit und Grimasse. Er fühlte, daß er von der Natur mit keiner wahren Größe, keinen über andere erhebenden Eigenschaften ausgestattet war. Daher suchte er diesen Mangel durch Künsteley in seinem Aeussern zu ersetzen. Außerdem, daß ein solches Bestreben durchaus mißrathen muß, erwachten auch noch stets alte widrige Eindrücke, so oft er einen großen Haufen Menschen erblickte. Die Kränkungen, welche er in der bei weitem größten Hälfte seiner Regierung fast allemal bei solchen Gelegenheiten erfahren müssen, hatten im allgemeinen einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen alle Volksversammlungen zurückgelassen.

Auffallend waren den Engländern die Menge Standeserhöhungen und andere fast ausschweifende Begünstigungen mancher Höflinge und bisherigen Anhänger unter dem hohen Adel, womit Jakob gleich den Anfang seiner Regierung bezeichnete. Auch hierinn fand man einen offenbaren Kontrast mit dem Verfahren der Königinn Elisabeth. So wie sie nun höchst selten Geschenke an Geld und Einkünften austheilte; eben so vorsichtig und sparsam war sie in der

Bayerische Staatsbibliothek München

Ertheilung von Titeln und Standeserhöhungen. Sie hatte die Maxime, daß beide keinen Werth und also keinen Zweck mehr hätten, wenn sie zu verschwenderisch ertheilt würden und zu leicht erworben werden könnten. Jakob dachte hierinn anders. Er nahm gleich bei seiner Thronbesteigung und in dem ersten Jahre seiner Regierung so viele Standeserhöhungen vor, daß die meisten Schriftsteller verzweifeln, sie alle angeben zu können. Ein Pasquill, das an der Paulskirche angeschlagen war, enthielt eine Auffoderung zur Erfindung einer das Gedächtniß stärkenden Kunst, um die Namen aller der neuen Lords und Knights behalten zu können. Das Publikum lachte darüber, und die Standeserhöhungen blieben keine Auszeichnung mehr, weil sie lächerlich geworden waren.

Es ist indessen zu vermuthen, daß die Freigebigkeit, womit der König dergleichen Würde vertheilte, weniger Tadel in England gefunden haben würde, wenn sie nicht samt andern Vortheilen, in einem zu ungleichen Verhältnisse seiner schottischen Höflingen, von denen er ein zahlreiches Gefolge mit nach London brachte, zugefallen wären. Die schottischen Herren waren in eben der Absicht nach England gekommen als ihr König: nemlich um die Vorzüge dieses reichern und bessern Landes zu genießen. Was Wunder also, daß sie sich Jakobs Schwäche zu Nutzen machten, daß sie sich in die höchsten Staatsbedienungen drängten, und sich von den Einkünften des Königs und seiner unüberlegten Freigebigkeit bereicherten. Besonders ärgerten sich die Engländer, daß mehrere die Grundstücke, die ihnen der König schenkte, verkauften, und mit dem Gelde nach Schottland zurück giengen. Deshalb klagt ein Schriftsteller der damaligen Zeit: daß sich die Schotten an den Königg hiengen

gen wie Blutigel, die, wenn sie sich vollgesogen haben, abfallen, und sich mit angefüllten Eingeweiden wieder in ihr voriges Element zurück ziehen.

So trat in Kurzem an die Stelle der weisen Oekonomie, die Elisabeth eingeführt hatte, eine Zersplitterung der öffentlichen Staatseinkünfte, die allgemeines Mißfallen erregte. Um der Habsucht und Verschwendung unwürdiger Lieblinge zu opfern brauchte Jakob große Summen. Er überhäufte sie mit Geschenken, ja er ließ sie mit Bedienungen und Pfründen beinahe nach ihrem Willen schalten. Auch für sich verschwendete er; er liebte eine übermäßige Pracht und ergab sich den Lustbarkeiten mehr als den Geschäften. Es gieng ihm wie einem Menschen, der aus einer anhaltenden Dürftigkeit plötzlich zu einem ansehnlichen Reichthume gelangt ist. Er bekümmert sich nicht darum, wo es herkommt, auch nicht, wozu es bestimmt ist. Einst stand der König in der Mitte eines Kreises von Höflingen, unter welchen sich ein junger schöner Mann befand, um dessen Gunst sich Jakob damals bewarb. Indem gieng ein Lastträger vorüber, der einen Sack mit Geld nach der Schatzkammer trug. Der Jüngling flüsterte seinem Nachbar etwas ins Ohr, und Jakob, der ihn beständig beobachtete, begehrte zu wissen, was er für eine Heimlichkeit habe? Nach einigem Zögern erfuhr er: Stich (so hieß der Liebling) habe geäußert, es würde ihn sehr glücklich machen, wenn er dieß Geld besäße. Sogleich schenkte ihm Jakob die Summe, welche sich auf dreitausend Pfund (damals mehr als jetzt zweimal soviel) belief. Wenn ihn der Besitz des Geldes glücklich mache, äußerte der König, so fühle er sich noch weit glücklicher, da er Gelegenheit habe, sich einem verdienstvollen Mann, den er liebe, zu verbinden — ein Verfahren, das wohl

 einem

einem Liebhaber, aber nicht einem Regenten ziemen mochte.

Das Aeußere des Königs, und sein Betragen im geselligen Leben war eben so wenig fähig, ihm allgemeine Liebe und Achtung zu erwerben. Die Ausbildung seines Körpers entsprach in den männlichen Jahren keineswegs dem, was er im Jünglingsalter anzudeuten schien. Die Verhältnisse desselben waren widrig, die Haltung linkisch und schwerfällig geworden. In seiner ganzen Person, in seinen Geberden und Bewegungen war etwas tölpisches und ungeschlachtes. Die Widrigkeit desselben mußte also verstärkt werden, wenn er sich zuweilen ein Ansehen zu geben, eine Würde anzunehmen bestrebte. Wenn er im Betragen einige Menschen auszeichnete, so begegnete er dafür andern kalt und verächtlich. Wenn er sich gegen seine Lieblinge wegwarf, wenn er hier allen Anstand aus den Augen setzte, so schiene es, als ob er dieß wieder durch ein desto zurückhaltenderes Benehmen gegen Andere einbringen wollte. Von der Kunst, Menschen zu gewinnen, war er eben so entfremdet, als von der Kunst, Menschen zu beurtheilen, und dem Bestreben, sie nach ihrem wahren Werth zu schätzen.

Daß Jakob der Regent nicht sey, der den Engländern gefiel, zeigte sich bereits in den ersten Monaten nach seiner Thronbesteigung, denn schon damals ward über einem Komplott gebrütet, die neue Regierung umzustossen. Man entdeckte neue zum Theil sehr angesehene Männer in einer Verschwörung, welche die Absicht hatte, Jakob des Throns zu entsetzen und die Lady Arabella Stuart auf denselben zu setzen. Dieß war die Tochter eines jüngern Bruders von Heinrich Darnley, Jakobs Vater. Sie war in England gebohren, und von ihrer Großmutter dort

erzo-

erzogen. In der Folge fand Elisabeth für gut, sie beständig an ihrem Hof zu behalten. Schon längst war sie von Jakob als seine Verwandte anerkannt; auch hatte er die Idee gehabt, sie mit seinem ersten Günstlinge, dem Grafen von Lenox, zu verheurathen. Dieß wurde indessen von Elisabeth hintertrieben. Auch hatte die arme Lady Arabella in der Folge noch einmal die Heurathsantipathie der Königinn Elisabeth, die mit der Verjährung ihrer eigenen Jungfrauschaft nur zuzunehmen schien, zu ihrer schmerzlichen Kränkung empfinden müssen. Arabella war ein unbedeutendes harmloses Geschöpf, die von nichts weiter entfremdet war, als Plane des Ehrgeizes oder der Herrschsucht zu entwerfen; auch wurde sie bei der Untersuchung gleich von jeder Theilnahme an dem Komplott frei gesprochen. Als die Anstifter der Verschwörung wurden zwei katholische Priester angeklagt; die eigentlichen Häupter derselben aber waren Lord Cobham und sein Bruder Broke, Lord Grey, Sir Grissin Markham, Sir Walter Raleigh und andere zurückgesetzte Höflinge. Diese kühnen und unternehmenden Köpfe waren häufig zusammen gekommen, und da sie die ganze Nation für eben so mißvergnügt hielten, als sie es selbst waren, so machten sie sehr strafbare Plane; ja einige unter ihnen, wie sich bei ihrem Verhör auswies, waren sogar mit dem österreichischen Gesandten Aremberg in ein Einverständniß getreten, um die neue Regierung zu stürzen. Cobham, Grey und Markham wurden begnadigt, nachdem sie ihren Kopf auf den Block gelegt hatten; Broke und die beiden katholischen Priester wurden hingerichtet und Raleigh blieb mehrere Jahre aufschubsweise im Gefängniß.

Die Untersuchung dieser Verschwörung war übrigens so wenig nach Ordnung und Recht, so tumul-

tua-

tuarisch und animos geführt worden, daß die Nation wenig dadurch befriediget wurde. Fast jede der verurtheilten Personen hatte einen erheblichen Anhang, stand in Achtung, oder gehörte zu einer wichtigen religiösen Sekte. Alle Katholiken, die Puritaner, die aufgeklärten Köpfe, die Politiker und Libertins waren in den Verurtheilten zugleich verletzt. Wäre nicht Jakob stets nur allein mit sich selbst beschäftiget gewesen, so würde er bei der Krönungsfeierlichkeit, welche fast unmittelbar auf diese Exekution folgte, schon eine Verstimmung der Nation haben wahrnehmen können. Allein durch seine Selbstgenügsamkeit eingewiegt, ahndete er nicht einmal etwas davon. Mit großer Zuversicht glaubte er sich von der Nation angebetet, weil ihm Höflinge und hinterlistige Minister schmeichelten. Eben dadurch verleitet, fuhr er schnell hintereinander fort, durch eine Menge von Fehlschritten alles, was ihm noch von Achtung übrig bleiben mochte, unwiderbringlich zu verscherzen.

3.

Schicksale der lutherischen Reformation in England.

Die Reformation Luthers, die überall dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung gab, und ihn über seine wichtigsten Angelegenheiten aufklärte, drang frühe auch nach England, und gewann unter den Laien aller Stände und Benennungen viele Freunde. Laut durfte man freilich in der ersten Zeit seine Gesinnung nicht werden lassen, denn die Geistlichkeit, die dem päbstlichen Stuhle anhieng, besaß große Macht und den entschiedensten Einfluß. Der Pabst selber nannte England den schönsten Edelstein in sei-

ner

ner Krone, weil aus keinem andern Lande so reiche Einkünfte nach Rom flossen. Die Geistlichkeit hatte darinn ein unerschüttertes Ansehen und unermeßliche Reichthümer an Einkünften und liegenden Gründen; das ganze Land war mit Bisthümern, Abteien und Klöster übersäet. Sämmtliche Priester machten nach ächt katholischer Weise einen Staat im Staate aus, und erkannten sich allein dem Pabste unterthänig. Der König Heinrich der Achte, der zur Zeit der lutherischen Reformation regierte, war in dieser Religion sorgfältiger als irgend ein König unterrichtet, und theilte mit jedem seiner Unterthanen die Ehrfurcht vor dem Statthalter Christi auf Erden. Er schrieb selbst ein Buch in lateinischer Sprache wider die Grundsätze Luthers, und sandte ein Exemplar davon an Pabst Leo den Zehenten, der ein so wichtiges Geschenk mit hohem Wohlgefallen aufnahm, und dem Könige dafür den Titel eines Beschützers des Glaubens gab.

Aus einem ganz andern Tone sprach aber derselbe König Heinrich der Achte, wenn ihn seine Leidenschaft trieb, und der Pabst ihr nicht huldigte. Wegen Gewissensscrupel, die man ihm über die Heurath mit seines Bruders Wittwe, der Prinzessinn von Aragonien, Kaiser Karls des Fünften Mutterschwester, machte, und die von seiner Liebe gegen die schöne Anna Boley begünstiget wurden, hielt er bei Clemens dem Siebenten um die Ehescheidung an. So geneigt der Pabst anfangs war, ihm zu willfahren, so erwog er doch nachmals, daß es höchst unpolitisch seyn würde, den Kaiser in der Person seiner Muhme zu beleidigen. Er suchte daher dem Verlangen des Königs auszuweichen, allein dieser ließ sich, nach vielen Streitigkeiten mit dem päbstlichen Stuhle, durch das Parlement scheiden, und heurathete die Anna Boley. Nach den kühnen Schritten, die sich

der

der Pabst gegen Heinrichs Maaßregeln erlaubt hatte, mußte er es erleben, daß dieser Fürst und seine Nation die päbstliche Gewalt in England ganz abschafften, und der König zum Oberhaupt der englischen Kirche erklärt wurde. Er ließ übrigens die Lehren der römischen Kirche ganz unberührt, und hielt strenge über ihre nnverletzte Sicherheit. Indem er die oberste Gewalt der englischen Kirche in Händen hatte, war er in seinem Königreiche ein strengerer Pabst, als je ein Pabst in Hinsicht auf dasselbe gewesen war, verurtheilte und verbrannte unter dem Vorwande der Ketzerey, wen er wollte, und war als König und als Oberhaupt der Kirche doppelt furchtbar.

Unter seinem Sohne Eduard dem Sechsten wurde die Reformation mit eben so viel Klugheit als Mäßigung eingeführt. Da ohngefehr die Hälfte der Engländer, auch Bischöfe und andere Gelehrte, sich für die Glaubensreinigung erklärten, so wurden Befehle gegeben, daß nach und nach die anstößigsten Religionsgebräuche, und endlich auch die Hauptlehren der römisch-katholischen Kirche, abgeschafft werden sollten. Die kirchlichen Stellen wurden mit Protestanten besetzt; man rief gelehrte und friedfertige Männer aus Deutschland, um die Theologie auf englischen Universitäten zu lehren. Eine Anzahl kurzer Lehrsätze, in welcher man den verbesserten Glauben zusammen faßte, diente zu einem öffentlichen Bekenntnisse, das deutlich, ohne Spitzfindigkeiten und so viel möglich zur Vermeidung vieler Streitigkeiten eingerichtet war.

Was die Reformation unter Eduard gewonnen hatte, das verlor sie unter seiner Schwester, der Königinn Maria. Sie war die Tochter einer katholischen Mutter, und der katholischen Religionsparthey mit fanatischem Eifer zugethan. Ihr vor-

nehm-

nehmstes Bemühen gieng dahin, alles, was in England für die Reformation geschehen war, zu zernichten, und die katholische Religion mit Feuer und Schwerdt wieder herzustellen. Die katholische Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Ein Einwohner von Süffolk, welcher die Königinn an ihr Wort, die protestantische Lehre zu schützen, erinnerte, wurde für diese Verwegenheit öffentlich gezüchtiget. Alle verheurathete Priester wurden abgesetzt. Die erste Parlamentsversammlung ward mit einer lateinischen Messe an den heiligen Geist eröffnet, und ein Bischof, der dabei nicht niederfallen wollte, wurde gewaltthätig zum Hause hinaus gestossen. Der Haß und die Härte, mit der man überall die Protestanten verfolgte, versetzte das Volk in Wuth; allein da es an Einheit und geschickten Anführern fehlte, so unterdrückten die königlichen Truppen alles bald wieder. Ein schröckliches Gericht ward über die Häupter des Aufruhrs gehalten; selbst die Verdächtigen mußten schon bluten. Das Restaurationswerk wurde mit verstärkter Grausamkeit fortgesetzt. Die Königinn brachte das Parlement dahin, daß es eine Deputation an den Pabst bewilligte, welche ihn wegen des langen strafbaren Abfalls der englischen Kirche von seiner Oberherrschaft um Verzeihung bitten, sich ihm aufs neue gehorsamst unterwerfen und ihn um einen beständigen Legaten in England ersuchen sollte. Man kann denken, wie vergnügt der heilige Vater darüber war. Als ihm Maria für seine Bereitwilligkeit zu verzeihen danken ließ, nannte er sich selbst lachend ein Glückskind, dem für etwas gedankt werde, das er nicht gegeben, sondern empfangen habe.

Als Maria mit dem Pabste in ein gutes Ver-

nehmen getreten war, brach die grausamste Verfolgung der Protestanten aus. Man rechnete binnen drei Jahren gegen dreihundert Ketzer, die auf dem Scheiterhaufen starben, und darunter waren fünf und fünfzig Weiber und vier Kinder. Es ward eine förmliche Inquisition eingeleitet. Spionen wurden allenthalben herumgeschickt, um ketzerische Reden aufzuhaschen; schon die Verdächtigen wurden angehalten und auf die Folter gespannt. Ein Edict ward gegeben, daß jeder, der ein reformirtes oder lutherisches Buch besitze, und es nicht gleich verbrenne, oder gar einem andern mittheile, als ein Rebell betrachtet und hingerichtet werden solle.

Hinrichtungen können keine Religionsgesinnungen gründen, sie verscheuchen vielmehr die Ueberzeugung, und weil sie nur Heuchler machen können, so verändert sich alles, sobald man sich nicht mehr fürchtet. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht hunderte zu seinem Glauben bekehrte, und man erlangte durch die thörichte Grausamkeit gerade das Gegentheil von dem, was man bezweckte. Zween der ehrwürdigsten Männer, die damals ihr Leben verloren, waren Ridley und Latimer, Bischöfe zu London und zu Worcester. Beide hatten sich durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Frömmigkeit ausgezeichnet; Latimer aber noch besonders durch eine strenge Einfalt der Sitten. Dieser achtzigjährige Prälat, der zugleich mit seinem Freunde Ridley verbrannt wurde, tröstete ihn mit den Worten: „Sey getrost, Bruder, wir werden heute eine Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöschen soll.“ Ein anderer Geistlicher, dem man Begnadigung anbot, wenn er seinen Glauben verleugnen wollte, umarmte dafür den Pfahl, an welchen er gebunden werden sollte, und rief: „Willkommen, Kreuz Christi! willkom-

kommen, ewiges Leben!“ Rogers, Pfarrer an der Paulskirche, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und zehen Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er sein Leben retten, aber dennoch that ers nicht. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlafe. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dörfen, aber der Erzbischof Gardiner, der englische Großinquisitor, ließ ihm sagen, er sey ein Priester, und könne also keine Frau haben. Harper, Bischof von Glocester, sollte zu desto größerer Warnung in seiner eigenen Diöcese verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude, denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiele die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Blatt von der Königinn vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber so hoch achtete er sein Leben nicht, um es durch eine Verleugnung seiner innigsten Ueberzeugung zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet, aber da ein heftiger Wind die Flamme seitwärts wegtrieb, so berührte sie nur seine untern Theile, und marterte ihn drei Viertelstunden lang, während welcher er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte. Andere starben singend, und alle dankten Gott, für die Ehre seines heiligen Wortes sterben zu können, und darinn Christo ähnlich zu seyn.

Die Wuth der Verfolger stieg mit der Standhaftigkeit der Märtyrer. Der Bischof Bonner von Lon-

London, Gardiners thätigster Gehülfe, verdammte nicht blos die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnügen daraus, sie eigenhändig zu geisseln, und verließ nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abschwören wollte, rieß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorschmack vom Verbrennen zu geben, hielt er dessen Hand mit Gewalt so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Mensch von neunzehen Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geleugnet. Er ahnte schnell die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bischof Bonner dessen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht sobald, als er sich wieder einstellte, und sich selbst angab; aber Bonner ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: „Tod durchs Feuer!“ über ihn aussprach. Die schröcklichste von diesen Barbareyen ist wohl folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebähren sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie zuerst berührten, machte, daß ihr Leib barst, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergrief es schnell, um es zu retten, aber eine Magistratsperson, die dabei stund, befahl ihm sogleich, es zurückzuwerfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe.

Die Engländer waren von den fortdaurenden Hinrichtungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Protestanten so betäubt, daß es das Ansehen gewann, die römisch-katholische Religion sey nun in ihrem Vaterlande unumstößlich eingeführt. Insgeheim machte aber die Reformation große Fortschritte in den Gemüthern, und es bedurfte nur einer günstigern Zeit, um viele tausende für dieselbe zu gewinnen. Diese Zeit erschien, als Maria starb und ihre Schwester Elisabeth den Thron in Besitz nahm. Sie begünstigte die Reformation, übereilte sich aber dabei in keinem Stücke, weil sie wohl einsah, daß Religionsveränderungen in einem Staate unendliche Klugheit erfodern. Sie gewann die Herzen, und bereitete die Gemüther vor. Man schaffte ohne Widerspruch die Messe und die römische Liturgie ab; aber man behielt noch Cärimonien genug bei, um bei dem öffentlichen Gottesdienst nicht zu große Neuerungen einzuführen. Das Parlament ertheilte ihr die höchste Gewalt in geistlichen Sachen (Supremacy) und damit dieselbe geistliche Macht über die Kirche, die ihr Vater und Bruder ausgeübt hatten. Wegen der katholischen Religion ward niemand verfolgt oder auch nur zurückgesetzt; aber die Geistlichen von dieser Parthey wollten nicht geduldet seyn, sondern herrschen. So lange daher Elisabeth lebte, folgte fast immer, unter dem Vorwande des von Rom über sie verhängten Bannes, eine Verrätherey und aufrührische Bewegung nach der andern; und diese waren die Ursache vieler harten Strafgesetze gegen das Pabstthum, welche aber wiederum den Groll der Eiferer gegen die Regierung anfeuerten.

4.

Der König Jakob als gelehrter Theolog. Unzufriedenheit der Puritaner und Katholiken.

Zu eben der Zeit, da die Reformation in England eingeführt wurde, breitete sich dieselbe auch in Schottland aus. Der Adel unterstützte sie zum Theil, das Volk trat ihr häufig bei, und der Hof, welcher ihre Anhänger aus Staatsursachen bald begünstigte bald drückte, konnte es nicht verhindern, daß dieselben sich endlich durch die Waffen behaupteten. Jakobs Erziehung fiel gerade in die Periode, in welcher der Reformationseifer in Schottland den höchsten Grad der Heftigkeit und Thätigkeit erreicht hatte; er sollte, nach dem Willen der herrschenden Parthey, auf alle Weise in den protestantischen Lehrsätzen befestiget werden. Dazu gehörte, nach der damaligen Meinung, vor allen Dingen, Sprachgelehrsamkeit, hauptsächlich in Anwendung auf die heilige Schrift. Daher erhielt der Prinz den Unterricht eines künftigen Theologen, wie er um diese Zeit in den Schulen und auf den Universitäten der gewöhnliche war. Auch nachdem er die Lehrjahre zurückgelegt hatte, widmete er sich fortwährend mit Fleiß dem Studium der Theologie, insbesondere mancher Theile der heiligen Schrift, und strebte selbst durch schriftstellerische Bemühungen nach dem Titel eines Vertheidigers des Glaubens.

Jakob hat bei verschiedenen Gelegenheiten durch sein Verhalten deutlich zu erkennen gegeben, daß ihm die Religion an sich eine gleichgültige Sache sey, allein die Eitelkeit trat bei ihm an die Stelle des Religionsinteresse; die schon frühe in seine Seele gestreuten Ideen von Beschützung des protestantischen

Glau-

Glaubens, als einer der ersten Regentenpflichten, wuchsen hervor, und so entstand sein erstes gelehrtes Produkt, welches unter dem Titel ans Licht trat: „Fruchtbare Betrachtung; enthaltend eine leichte und faßliche Erklärung des siebenten, achten, neunten und zehenten Verses des zwanzigsten Kapitels der Offenbarung Johannis, in Form einer Predigt; herausgegeben von dem aufrichtigsten Bekenner und vornehmsten Vertheidiger des Glaubens, Jakob dem sechsten Könige der Schotten.“

In dieser Schrift suchte der gekrönte Autor nach Anleitung der erwähnten Schriftstelle zu beweisen, daß der Pabst der Antichrist sey. Wenn diese fruchtbare Betrachtung für Wissenschaft und Wahrheit ziemlich unfruchtbar geblieben ist, so verdient sie dieß Beiwort vielleicht deswegen, weil sie als der erste Keim aller nachfolgenden zahlreichen literarischen Produkte dieses Königs anzusehen ist. Das nächste war eine vollständige Paraphrase der ganzen Offenbarung Johannis. Der Vorredner seiner Werke versichert, Jakob sey noch nicht zwanzig Jahre alt gewesen, als er dieselbe abgefaßt habe. Eben dieser Vorredner hat sich auch bemüht, seinen Autor gegen den Tadel zu sichern, als ob ein junger Regent, zumal in so unruhigen und unbestimmten Verhältnissen und in Betracht seines der Verbesserung so sehr bedürftigen Staats, seine Zeit und Arbeitsamkeit wohl auf etwas zweckmäßigeres hätte verwenden können. Er belehrt dergleichen vorwitzige Urtheilen nemlich: „daß die Offenbarung Johannis für Könige weit mehr Interesse habe, als für irgend einen andern Menschen in der Welt, denn, sagt er, da die Ausführung der meisten darinn enthaltenen Prophezeihungen den Königen übertragen worden ist, so darf man auch annehmen, daß sie in der Auslegung derselben

am

am glücklichsten seyn werden. Maßen sie das hauptsächlichste Werkzeug sind, welches Gott in diesem Buche angedeutet und beschrieben hat, zur Zerstörung des Reichs des Antichrists und seiner Herrschaft und Wohnstädte; so läßt sich auch von der göttlichen Weisheit unbezweifelt erwarten, daß er ihren Herzen auch werde eingegeben haben, zu entdecken und auszulegen, was darinn verborgen ist."

Es hat nicht an Urtheilern gemangelt, welche aus der Bearbeitung des königlichen Verfassers selbst gerade das Gegentheil von dem, was der Vorredner behauptet, haben erweisen wollen. Zu fruchtbaren Meditationen, in Form von Predigten über biblische Stellen, muß indessen Jakob besondern Beruf in sich gefühlt haben, denn er ließ nicht nur die oben erwähnte der vollständigen Paraphrase noch einmal anhängen, sondern stellte auch in der Folge bei manchen Gelegenheiten dergleichen ähnliche ans Licht. Ueberhaupt stach unter seinen Eigenschaften keine so sehr hervor, als die petantische Eitelkeit, womit er nach dem Ruf einer großen Schulgelehrsamkeit strebte — eine Eitelkeit, die durch die Schmeicheleyen, welche seine Höflinge ihm darüber sagten, sehr vermehrt wurde.

Als Jakob den Thron Englands in Besitz genommen hatte, sehnte er sich recht eigentlich nach einer Gelegenheit, seine theologischen Talente vor dem englischen Publikum glänzen zu lassen, und diese Gelegenheit gaben ihm die Puritaner, die um eine Reform in den Lehrsätzen der herrschenden Kirche baten. Sie selbst machten eine Secte aus, die sich in die Kirche eingeschlichen hatte, aber keinen Anspruch auf eine besondere Art des Gottesdienstes oder eine eigene Lehre machte. Sie besuchten keine dissentirende Versammlungen, weil es dergleichen in dem Königreiche

nicht

nicht gab; denn Einförmigkeit in der Religion ward in jenem Zeitalter von Menschen aus allen Ständen und der verschiedensten Denkungsart zur Erhaltung der Reichsverfassung, wo nicht zum Daseyn der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, für schlechterdings nothwendig gehalten. Sie behaupteten aber, daß sie die einzige reine Kirche wären; daß ihre Grundsätze und Gebräuche durch die Gesetze eingeführt werden müßten, und daß keine anderen geduldet werden sollten. Dieser Denkungsart zufolge weigerten sich die puritarischen Geistlichen unter Elisabeths Regierung häufig, sich in die gesetzmäßigen Ceremonien zu fügen, und wurden am Leben, oder auch auf andere Weise gestraft. Diese Strenge machte indessen auf die ganze Parthey einen so geringen Eindruck, daß nicht weniger als sieben hundert und fünfzig Geistliche die Bittschrift an den König, um eine weitere Reform in der Kirche unterschrieben.

Da Jakob in den Lehrsätzen der schottischen Kirche erzogen war, die beinahe mit der, welche die Puritaner in England eingeführt wissen wollten, übereinkam, und da er in seiner Paraphrase über die Offenbarung Johannis zu beweisen gesucht hatte, daß der heutige Pabst der Antichrist und das heutige Rom die Babylonische Hure sey, so hofften diese begeisterten Schwärmer, das Heiligthum völlig gereiniget, und jeden übrigen Faser der Hure hinweggeschafft zu sehen. Die Verunreinigungen, worüber sie sich sonderlich beschwerten, waren die bischöfliche Kleidung und einige unschädliche Ceremonien, die durch ihr Alter und den bisherigen Gebrauch ehrwürdig geworden waren, und welche die englische Kirche bei der Reformation beibehalten hatte: dahin gehörte der Gebrauch des Ringes bei der Trauung, das Kreuz bei der Taufe und das Bücken bei dem Na-

men Jesu. Sie schmeichelten sich wenigstens, daß der König, wo nicht diese Mißbräuche gänzlich abschaffen, doch die Strenge der Gesetze gegen die Nonconformisten mildern würde. Allein obgleich Jakob in seiner Jugend die calvinistischen Lehrsätze begierig in sich gesogen hatte, so war sein Geist doch jetzt auf eine andere Seite hingeneigt. Jemehr er die puritanischen Geistlichen kennen lernte, desto weniger ward er ihnen gewogen. Er hatte an ihren schottischen Brüdern eine heftige Neigung zu republikanischen Maximen bemerkt, und hatte gefunden, daß die eingebildeten Ansprüche, die sie an ihren Schöpfer machten, sie verleiteten, sich noch ungleich größere Freiheiten gegen ihren Souverain zu erlauben. Sie hatten seine Lehrsätze bestritten und sich seinen Befehlen widersetzt. Dergleichen Anmaßungen würden sie schwerlich bei irgend einem Fürsten empfohlen haben, und machten sie insbesondere bei Jakob verhaßt, dessen Kopf mit hohen Begriffen von der königlichen Würde und von erhabenen Vorrechten sowohl, als mit seinem Uebergewicht in theologischer Gelehrsamkeit und nicht der Oberherrschaft in der Kirche angefüllt war. Ueberdieß fürchtete er die große Gunst des Volks, welche die Puritaner sich in beiden Königreichen erworben hatten; und da er der Fröhlichkeit, dem Weine und den Lustbarkeiten aller Art ergeben war, so scheute er sich vor den Ausfällen, die ihre strenge Denkungsart auf seine freien und ungebundenen Sitten thun würde. So theils aus Neigung, theils aus Staatsklugheit gegen diese strenge Sekte eingenommen, war Jakob entschlossen, den ferneren Anwachs derselben in England so sehr als möglich zu verhindern, und selbst die engländische Liturgie in Schottland einzuführen, um die Sitten des Volks zu mildern.

Ein

Ein im voraus eingenommener Richter konnte nicht gerecht seyn. Die Puritaner beklagten sich nicht mit Unrecht über die unfeine Untersuchungsart in den Konferenzen, die der König mit ihnen hielt. Statt eines Schiedrichters spielte er die Rolle des Widersprechers, und alles was die Puritaner erhielten, waren einige geringe Aenderungen in der Liturgie. So endigte sich diese Angelegenheit, welche anstatt die Ruhe herzustellen und die Partheyen einander zu nähern, vielmehr der Anlaß zu neuen Gährungen und zu wechselseitigem Gegenstreben wurde.

Waren die Puritaner mit dem Könige unzufrieden, so waren es die Katholiken noch mehr. Sie hatten von ihm große Gunst und Gnadenbezeugungen erwartet, weil er von Maria Stuart abstammte, die ihr Leben für ihre Sache aufopferte, und weil er schon in seiner Jugend einige Liebe für sie geäußert hatte. Es wird behauptet, er habe sich sogar in ausdrückliche Verbindungen eingelassen, diese Religion zu begünstigen, sobald er den Thron von England besteigen würde; es sey nun, daß ihre Leichtglaubigkeit einige günstige Ausdrücke des Königs so erklärt hat, oder er mag diesen Kunstgriff angewendet haben, um sie bei seinem Anspruche auf seine Seite zu ziehen. Sie entdeckten bald, daß sie sich betrogen hatten. Voll Zuversicht hatten sie sich gleich nach seiner Krönung, mit einer Bitte um gesetzmäßige Duldung, an ihn gewandt. Die Antwort war: der König halte sich für verpflichtet, diejenige Religionsverfassung in seinen Staaten zu erhalten, welche er darinn vorgefunden habe. Darniedergestürzt war also auf einmal das ganze Gebäude ihrer Hofnungen. Unwille, Beschämung, Reue, Erbitterung waren die Empfindungen, welche nur mit Mühe in der bewegten Brust zurückgehalten wurden, bis zu dem Zeit-

 punk-

punkte, wo sie sich durch eine schröckliche Explosion wenigstens bei Einigen Luft machen sollten.

5.

Sorglosigkeit des Königs bei der Unzufriedenheit seiner Unterthanen. Die Pulververschwörung.

Der König Jakob ahndete nichts von dem Ungewitter, das sich über seinem Haupte zusammen zog; vielmehr war er mit seinem Zustande zufriedener als jemals. Er hatte sich auf seinem neuen ehrenvollen und so lange sehnlichst gewünschten Throne völlig festgesetzt. Er lebte derselben Zuversicht, daß er ein großer, ein vollkommener Regent sey, und die Höflinge ermangelten nicht, sein Selbstgefühl hierinn täglich auf das nachdrücklichste zu bestätigen. Seine Souverainität hielt er für völlig gesichert; die ganze Nation an Unterwürfigkeit gewöhnt. Es fiel ihm nicht ein, daß sich Verhältnisse ergeben könnten, durch welche seine Ruhe erhebliche Störungen erleiden würde. Warum sollte es unter ihm anders gehen, als unter Elisabeth? War er doch in seiner Idee ein viel größerer Regent, Staatsmann und Gelehrter als sie. Seine ehemaligen Bemühungen, die Katholiken zu gewinnen, die Hofnungen und Versprechungen, die er deshalb erregt und gemacht hatte, verschwanden ganz aus seinem Gedächtnisse. Mit den Umständen hatten sich auch seine Grundsätze geändert. Die herrschende bischöfliche Kirchenverfassung, die er in England antraf, war für den Thron eben so vortheilhaft als die katholische; sie war ihm noch lieber, weil sie nicht durch Orden und Korporationen unter sich und mit dem römischen Stuhle un-

zer-

zerreißbar zusammen hieng. Zudem war sie im Besitz, und sie daraus zu verdrängen mit so vielen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, daß er dieß keineswegs würde unternommen haben, wenn es ihm wirklich auch noch so sehr am Herzen gelegen hätte. Da er aber in Rücksicht auf das Materielle der Religion indifferent war, an der bischöflichen Form aber, in Beziehung auf die Monarchie, nichts auszusetzen fand, überdem ihm der Grundsatz von der Einheit der Kirche sehr einleuchtete; so konnte er wohl keineswegs geneigt seyn, irgend eine andere Sekte oder religiöse Korporation besonders zu begünstigen.

Indem Jakob ganz sorglos, und ohne um sich zu sehen, den einmal betretenen Weg fortschlenderte, gieng aber unter seinen Füssen die fürchterliche Masse des allgemeinen Willens nach und nach mehr in Fermentation über; die zwar nur langsam, gleichwohl mit jedem Tage etwas sich einem schröcklichen Ausbruche näherte. Unter dem Mittelstande der Nation verbreitete sich immer mehr Bewußtseyn seiner Selbstheit, mehr Beobachtungs- und Urtheilstrieb. Die Unzufriedenheit des Clerus in allen Parteien nährte überall die ungünstige Stimmung; Beurtheilung und Tadel des Monarchen verbreitete sich durch alle Provinzen des Reichs; die Achtung gegen den König verschwand beinahe gänzlich. Die, welche zum Hofe gehörten, ausgenommen, gab es kaum einen Stand mehr, welcher nicht zu einigen Beschwerden über das Betragen des Königes Ursache zu haben glaubte. Jeder hatte sich auf irgend eine Weise in seinen Erwartungen von ihm betrogen gefunden.

Die Unzufriedenheit würde jedoch vielleicht so heftig nicht gewirkt haben, hätten sich nicht die Jesuiten, diese bekannten Thronumstürzer, in das Spiel gemischt. Sie konnten es der Königinn Elisabeth

nicht verzeihen, daß sie ihren Einfluß schon im Werden vernichtet hatte. Von den zwei ersten Jesuiten, die sich in England hatten sehen lassen, war der eine Edmund Campion, ein gewesener englischer Protestant, wegen seines rasenden Eifers für den Pabst hingerichtet worden; der andere Robert Porson, arbeitete seitdem von Rom aus um so vorsichtiger und thätiger daran, sowohl die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu untergraben, als auch die katholischen Weltpriester in demselben der Herrschaft seines Ordens gänzlich zu unterwerfen. Daneben suchte er durch eine große Anzahl von kleinen Flugschriften, mit und ohne seinen Namen, in lateinischer und englischer Sprache, seine glaubensverwandten Landsleute zu überreden, daß einer von der katholischen Religion angefallenen Regierung, aller ihr geleisteten Eide ungeachtet, auch ohne den Spruch des obersten Hirten der Kirche abzuwarten, rechtglaubige Unterthanen allen Gehorsam aufkündigen, und sich durch die That selbst stillschweigend für frei und ledig gezählt halten dürften.

Obgleich die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu in England gewissermaßen geächtet waren, so hielten sie sich doch, unter mancherlei Gestalten, im Reiche auf, schlichen sich überall ein, und wirkten überall ein. Ja man behauptet, daß sie, mit Erlaubniß der Obern, auch in den Gestalten bischöflicher und presbyterianischer Geistlichen sich in diese Konfessionen eingedrängt hätten, um durch Gespräche, Predigten und Schriften überall die Funken zu lichten Flammen anzufachen. So viel ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie keine geringere Absicht hatten, als einen allgemeinen Aufruhr zu Stande zu bringen. Wo der Monarch nicht mit ihnen war, da waren sie bekanntermaßen überall gegen ihn. Nur

durch

durch eine völlige Revolution war hier die römische Kirche wieder herzustellen, und diese Revolution konnte nur durch Aufruhr ausgeführt werden.

Schon im zweiten Jahre der neuen Regierung verbanden sich einige der eifrigsten Katholiken, unter der geheimen Leitung des Superiors der Jesuiten in England, Namens Garnet, zu einem gewaltsamen und verwegenen Streiche, der unter dem Namen der Pulververschwörung, als einer der schauderhaftesten Entwürfe des papistischen Feuereifers, bekannt ist. Sie verschworen sich mit einander, den König und seinen Prinzen, zugleich mit der ganzen Versammlung des Parlements, in welchem sie sich befinden würden, durch eine große Menge Schießpulver, das in dem Gewölbe des Parlamentshauses angezündet werden sollte, in die Luft zu sprengen. Alsdann wollten sie sich der allgemeinen Bestürzung, die ein so schröcklicher Schlag verursachen müßte, bedienen, der katholischen Religion die Oberhand im Reiche zu verschaffen. Alle Bewegungsgründe zu diesem schaudervollen Anschlage, welche durch die verschiedenen Aussagen an den Tag kamen, trafen in folgenden Beschwerden überein: der König habe sein, den Katholiken vor seinem Regierungsantritte in England gegebenes Wort nicht gehalten; man habe sogar Ursache gehabt, von der nächsten Parlementssitzung noch schärfere Gesetze gegen das Pabstthum zu erwarten. Dahin rechnete man unter andern, daß die Männer, für die Vergehungen der Weiber bestraft werden sollten, und daß jedermann, der sich zur katholischen Religion bekenne, zum wenigsten Gefängnißstrafe, oder Einziehung seiner Güter sich zu gewärtigen habe. Nun sey die Aufrechterhaltung und Widerherstellung der katholischen Kirche in alle ihre Rechte, die erste, allgemeinste und unverbrüchlichste Pflicht eines jeden,

der

der von Gott so hoch begnadiget worden, in derselben gebohren zu seyn. An der Ausübung dieser Pflicht aller Pflichten könne nichts hindern, weder die Verbindlichkeit, welche genossene Wohlthaten oder Gunstbezeugungen sonst für alle Fälle auflegen, noch die Pflichten gegen das Vaterland zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung in demselben, noch auch die engsten Verbindungen des Bluts und die Rücksichten auf die Erhaltung und das Wohl einer Familie, auf die Erhaltung seines eigenen Glücks und Lebens. — Wer mag die ächte jesuitische Weisheit in diesen Grundsätzen verkennen.

Das Oberhaupt und der Anführer der Verschwornen war Robert Catesby, Er stammte aus einer alten Familie, und war für einen kühnen Wagehals, eifrigen Katholiken und unversöhnlichen Feind der protestantischen Religion bekannt. Seit mehreren Jahren war er in einige von den Jesuiten geschmiedete Komplote tief verwickelt, und ungeachtet das bald nach Jakobs Thronbesteigung gewagte rebellische Unternehmen mißlang, so ersann sein listiger Kopf ein neues, von dem er sich den besten Erfolg versprach. Er beschloß: den König und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen. Diesen Plan eröffnete er zuerst seinem Freunde und Glaubensgenossen, Thomas Percy, einem von den Edelleuten der Wache des Königs, der von einem berühmten Hause aus Northumberland abstammte. Als Percy in einer Unterredung von dem bedrängten Zustande der Katholiken in heftigen Zorn gerieth, und von einer Ermordung des Königes sprach, ergrief Catesby die günstige Veranlassung, und entdeckte ihm einen größern und umfassendern Entwurf, durch dessen geschickte Ausführung nicht allein der Rache das schuldige Opfer gebracht, sondern auch der Grund zur Einführung der katholischen Religion gelegt

legt würde. „Umsonst ist es, sprach er, daß ihr dem Leben des Königes ein Ende machen wollt; er hat Kinder, die ihm auf dem Throne und in den Maaßregeln der Regierung folgen werden. Umsonst ist es, daß ihr die ganze königliche Familie vertilgen wollt; der Adel, die Bürger, das Parlament sind alle von derselben Ketzerey angesteckt, und könnten einen andern Prinzen und eine andere Familie auf den Thron setzen, die außer ihrem Haß gegen unsere Religion, auch durch den tragischen Tod ihrer Vorgänger zur Rache erweckt werden würden. Um etwas nützliches auszuführen, müssen wir den König, die königliche Familie, die Lords, und die Gemeinen auf einmal aus dem Wege räumen, müssen alle unsere Feinde in einem gemeinschaftlichen Ruin begraben. Zum Glück sind sie bei Eröffnung des Parlements alle in einer Session versammelt, und geben uns Gelegenheit zu einer eben so nützlichen als rühmlichen Rache. Große Zurüstungen sind nicht nöthig. Wenige von uns können mit vereinten Kräften eine Miene unter dem Saale graben, wo sie sich versammeln, den rechten Augenblick wählen, wenn der König beide Häuser anredet, und den Untergang dieser offenbaren Feinde aller Gottesfurcht und Religion gewiß machen. Inzwischen werden wir sicher und ohne Verdacht von ferne stehen, und frohlocken, daß wir die Werkzeuge des göttlichen Zornes sind. Mit Vergnügen werden wir den Einsturz der unheiligen Mauren sehen, worinn die Befehle gegeben wurden, die unsere Kirchen in die Acht erklären und ihre Kinder tödten; werden uns freuen, wenn die Ruchlosen, die vielleicht neue Verfolgungen gegen uns aussinnen, aus der Flamme dieser Welt in die Flamme der Hölle versinken, um daselbst auf ewig die Quaalen zu leiden, die ihre Sünden verdient haben.“

So

So sprach Catesby mit fanatischer Wuth, und Percy war von seiner Rede so ergriffen, daß sie sogleich den Plan verabredeten, bei der nächsten Parlamentseröffnung, den König und das ganze Parlament durch Pulver in die Luft zu sprengen. Bei näherem Nachdenken sahen sie aber wohl ein, daß sie selbst durch diesen schröcklichen Streich ihre Absichten noch nicht völlig erreichen würden, wenn sie nicht eine völlige Revolution damit verbänden, den deshalb erregten Volksaufstand benutzten, und eine neue Regierung nach ihrem Sinne einrichteten.

Dem Ziele näher zu kommen, war es vor allen Dingen nöthig, daß sie zu dem großen Unternehmen Genossen fanden, auf deren Klugheit und Muth sie sich verlassen konnten. In Kurzem vermehrte sich die Zahl der Verschwornen durch den Beitritt einiger Edlen, welche sich in ansehnlichen Vermögensumständen und Verbindungen befanden. Einer der Verschwornen, Thomas Winter, ward nach Flandern geschickt, um den Guy Fawkes zu gewinnen und herbei zu rufen, einen Officier, der in spanischen Diensten stund, und dessen Eifer und Muth sie alle genau kannten. So oft sie einen neuen Mitverschwornen warben, mußte er sich nicht nur durch einen feierlichen Eid, sondern auch durch den Genuß des heiligen Abendmahls, das er aus den Händen eines Jesuiten empfieng, verbindlich machen; keinen der Verschwornen zu verrathen, und bei der Ausführung selbst Hand anzulegen. Merkwürdig ist es, daß unter allen, die dem Bunde der Verschwörung beitraten, keiner den geringsten Gewissenscrupel über die entworfene grausame Ermordung aller der Personen empfand, die in der Nation groß und erhaben waren. Einige stiessen sich nur daran, wenn sie bedachten, daß nothwendig viele Katholiken gegenwärtig

seyn

seyn müßten, als Zuschauer, als Begleiter des Königs oder als Beysitzer im Hause der Pairs. Aber der Jesuit Garnet wußte sie darüber vollkommen zu beruhigen, indem er ihnen vorstellte: das Wohl und die Erhaltung der Religion fodere es, daß diese Unschuldigen hier mit den Schuldigen aufgeopfert würden. Diese Vorstellung schlug alle Bedenklichkeiten nieder, und die Verschwornen, die sich nun als geliebte Werkzeuge des Himmels betrachteten, waren, in dem Falle, wenn ihr Vorhaben entdeckt werden sollte, entschlossen sich das Leben zu nehmen.

Alles dieses gieng im Frühling und Sommer des Jahres ein tausend sechs hundert und vier vor. Zu Bath, wo die Verschwornen eine allgemeine Versammlung hielten, verbanden sie sich noch förmlicher, setzten den Plan der Revolution fest, und vertheilten die verschiedenen Geschäfte. Zugleich erklärten sie dem Catesby gewissermaßen zu ihrem Anführer, und übertrugen ihm insbesondere die Vollmacht, zur Ausführung derselben ferner solche Personen in die Verschwörung zu ziehen, die er für zuverläßig und geschickt genug finden würde. Diesem Plane zufolge setzte man voraus, daß der Prinz Heinrich, ältester Sohn des Königes, mit seinem Vater sich im Parlamente befinden, und also mit jenem und diesem in die Luft gesprengt werde. Während dieß geschähe, sollte einer der Verschwornen den jüngern Prinzen Karl im Schlosse ermorden. Zu gleicher Zeit sollten andere sich der Prinzessinn Elisabeth, die auch noch ein Kind war, bemächtigen, und diese zur Königinn ausrufen.

Catesby suchte das Vertrauen, das die Verschwornen in ihn setzten, durch fortgesetzte Thätigkeit zu rechtfertigen. Er wandte sich zuvörderst an seinen Freund Everard Digby, der auf seinen Gütern in

Works-

Workshire lebte, um ihn für die Plane der Verschwornen zu gewinnen. Digby stammte aus einer alten und ansehnlichen Familie, und ward für einen der liebenswürdigsten Edelleute in England gehalten. Die Königinn Elisabeth, an deren Höfe er sich einige Zeit aufgehalten, hatte ihm viele thätige Beweise ihrer Gnade gegeben, und Jakob hatte ihn in den Ritterstand erhoben. In jeder Hinsicht vom Glücke begünstigt, hätte er in ungestörtem Genusse frohe Tage verleben können, wenn nicht einige eifrige Katholiken sein Gemüth verstimmt, und eine lebendige Abneigung gegen den König in demselben erzeugt hätten. Jetzt kam sein Freund Catesby zu ihm, und eröfnete ihm mit allem Feuer der Beredsamkeit das große Vorhaben der Verschwornen. Insbesondere entdeckte er ihm, daß man beschlossen hätte, sobald das Parlament in die Luft gesprengt wäre, sich der Prinzessinn Elisabeth zu bemächtigen und sie als Königinn auszurufen. Dabei müßten die vereinigten Retter des Vaterlandes aber vornemlich auf seine Unterstützung zählen, weil die Prinzessinn sich in seiner Nähe zu Combabbry in dem Hause des Lord Harrington aufhielt. Digby war zu sehr verblendet, als daß er einen solchen Antrag hätte ablehnen sollen. Er trat nicht nur der Verschwörung willig bei, sondern gab noch überdieß fünfzehn hundert Pfund Sterling, zur Bestreitung der Unkosten, her.

In London wurden die geheimen Vorbereitungen mit unermüdeter Thätigkeit fortgesetzt. In Percys Namen wurde ein Haus gemiethet, das nur eine Mauer vom Parlamentssaale trennte; man ließ Pulver aus Holland kommen, und Guy Fawkes übernahm es, sich selbst mit dem ganzen Hause in die Luft zu sprengen. Unermüdet wurden die Zubereitungen fortgesetzt, und um bei den Nachbarn weniger

Ver-

Verdacht zu erwecken, und im Arbeiten nicht gestört zu werden, brachten die Verschwornen Vorräthe von Lebensmitteln in das Haus, in dessen Keller sie das Pulver verbargen. Keine Bedenklichkeit kam in ihre Seele, kein Zweifel konnte ihren Entschluß wankend machen; ihr Leben dünkte ihnen eine Kleinigkeit, wenn sie es mit dem Verdruß verglichen, der den mißlungenen Anschlag begleiten würde, und da sie sich so gut mit Waffen als Instrumenten zu der Arbeit versehen hatten, so waren sie entschlossen zu sterben, wenn sie entdeckt werden sollten. Die verblendeten Fanatiker, zugleich barbarisch und heilig, verrätherisch und getreu, bildeten sich ein, daß sie Lieblinge des Himmels wären, indem sie Feinde der Menschen waren, und erstickten alle Empfindungen ihrer Bosheit und der Einbildung, daß sie sich ein erhabenes und vorzügliches Verdienst erwerben würden. Ihre Beständigkeit trieb das Werk immer weiter, und in Kurzem hatten sie sich durch die drei Ellen dicke Mauer durchgearbeitet. Als sie sich der andern Seite näherten, hörten sie ein Geräusch, das sie nicht zu erklären wußten. Bei einigem Nachforschen entdeckten sie, daß es aus einem Gewölbe unter dem Parlamentspallaste herkomme; daß hier ein Magazin für Kohlen angelegt war, und daß, wenn diese Kohlen verkauft wären, das Gewölbe dem Höchstbietenden überlassen werden sollte. Sie ergriefen augenblicklich diese Gelegenheit. Percy miethete den Platz, und füllte die finstere Werkstätte mit sechs und dreißig Tonnen Pulver, die er mit Kohlen und Reisig bedeckte. Um keinen Verdacht zu erwecken, ließen die Verschwornen die Thüren des Kellers dreist offen stehen, und jeder konnte hinein gehen, als ob nichts gefährliches darinn wäre.

Alles war nun auf das sorgfältigste veranstaltet,

selbst

selbst schon ein Ausruf an das Volk war abgefaßt, um dasselbe zu gewinnen. Dieß hofte man leicht zu bewirken, durch gänzliche Abstellung aller Monopole, der despotischen Vormundschaften und aller Regalien, wodurch sich dasselbe gedrückt fühlte. Die Unterstützung der katholischen Mächte, auf welche man sich verlassen zu können glaubte, sollte dann das Uebrige thun, und die Revolution, ihrem eigentlichen Zwecke gemäß, vollenden und befestigen. Die Verschworrien waren in der Erbitterung gegen ihre Feinde so unbedachtsam, und von der Hofnung sich zu rächen so sehr eingenommen, daß sie alle Sorge für ihre eigene Sicherheit vergaßen. Da sie alles auf eine allgemeine Verwirrung ankommen ließen, die aus einem so unerwarteten Vorfall entstehen mußte, so dachten sie nicht daran, daß die Wuth des Volks, welche alsdann durch keine Gewalt im Zaum gehalten werden konnte, auf sie fallen mußte, und sich, nach aller Wahrscheinlichkeit, durch eine allgemeine Ermordung aller Katholiken sättigen würde.

6.

Entdeckung der Verschwörung.

Der Tag, nach dem sich die Verschwornen so lange gesehnt hatten, nahte endlich heran; es war der fünfte November des Jahres ein tausend sechs hundert und fünf, an welchem der König nach mehrmaliger Prorogation endlich das Parlament wieder mit einer Rede eröffnen wollte, bei welcher feierlichen Gelegenheit das Oberhaus und Unterhaus sich in Einem Saale versammelten. Die Verschwornen waren voll von der größten Erwartung eines günstigen Ausganges; auch hatten sie alle Ursache dazu; denn un-

ungeachtet um das abscheuliche Geheimniß mehr als zwanzig Personen wußten, so hatten doch weder Vorwürfe des Gewissens, noch Mitleid, noch Furcht vor der Strafe, noch Hofnung der Belohnung irgend einen von den Mitverschwornen, nach mehr als einer Jahrlangen Frist bewegen können, weder von der Verschwörung abzutreten, noch sie zu entdecken. Vielmehr hatte die heilige Wuth, ungeachtet sie in ihrer Brust jedes edle Gefühl und jede Regung des Eigennutzes erstickte, sie dennoch mit jener bigotten Partheylichkeit erfüllt, wodurch sie zu jener Abscheulichkeit waren aufgefodert worden, und die zum Glück die Nation rettete.

Zehen Tage vor der Zusammenkunft des Parlaments bekam Lord Monteagle, ein katholischer Edelmann, dessen Vater unter Elisabeths Regierung wegen seiner Anhänglichkeit am Pabstthum ungemein gelitten hatte, folgenden anonymen Brief, der von einer unbekannten Hand seinem Diener überreicht worden war:

„Mylord, aus Liebe für einige Ihrer Freunde, liegt mir Ihre Erhaltung am Herzen; ich rathe Ihnen also, daß Sie, so lieb Ihnen Ihr Leben ist, irgend eine Entschuldigung erdenken, um von dieser Versammlung des Parlaments zurück zu bleiben. Denn Gott und Menschen haben sich vereiniget, die Bosheit dieser Zeit zu bestrafen. Halten Sie diese Warnung ja für keine Kleinigkeit, sondern begeben Sie sich auf Ihr Landgut, wo Sie den Ausgang in Sicherheit abwarten können. Denn ob es gleich nicht das Ansehen eines Aufruhrs hat, so sage ich Ihnen doch, daß dieses Parlament einen schröcklichen Streich empfangen wird, von dem niemand wird errathen können, woher er kommt. Diesen Rath müssen Sie nicht verachten, weil er Ihnen nützen und

nicht

nicht schaden kann, denn die Gefahr wird eben so schnell vorüber seyn, als Sie diesen Brief verbrannt haben werden, und ich hoffe, Gott wird Ihnen die Gnade erweisen, daß Sie einen guten Gebrauch davon machen. Seinem heiligen Schutze empfehle ich Sie."

Der Lord wußte anfangs nicht, was er aus diesem sonderbaren Briefe von unbekannter Hand machen sollte; er hielt es für einen läppischen Versuch, ihn lächerlich zu machen, indem man ihn abschrecken wollte, seine Pflicht bei der Versammlung des Parlaments zu beobachten. Bei näherer Ueberlegung und wiederholtem Durchlesen des Briefs fand er jedoch so etwas Bedeutungsvolles darinn, das man in einen blos ersonnenen Brief dieser Art, seiner Meinung nach, nicht würde gerade so legen können. Dieß bewog ihn, noch an diesem Abend den Brief dem Staatssecretair, Grafen von Salisbury mitzutheilen. Allein dieser sowohl, als einige andere bei ihm sich befindende Räthe des Königes, waren gleichfalls geneigt, den Brief für eine Posse zu halten, die keine Aufmerksamkeit verdiene. Weil man es jedoch dem Könige nicht ganz verhehlen konnte, so beschlossen sie, die Anzeige wenigstens auf sich beruhen zu lassen, bis Jakob, der sich auf dem Lande aufhielt, nach London kommen würde.

Einige Tage nachher kam der König, und der Staatssecretair versäumte nicht, ihm diesen merkwürdigen Brief mitzutheilen. Zugleich aber äußerte er sich dahin, daß er den Verfasser desselben für einen Narren halte, dem irgend eine schwärmerische Idee den Kopf verrückt habe. Allein der König, dessen Argwohn in solchen Fällen leicht erregt, und dessen Aufmerksamkeit durch alles Räthselhafte und Abentheuerliche besonders angespannt wurde, sah die Sache

für

für ernsthafter an, Er ließ sich den Brief lesen und wieder lesen, verweilte bei jedem Ausdruck, bei jeder Zeile. Aus dem ernsthaften und andringenden Style des Briefes schloß er, daß er auf einen schwarzen und gefährlichen Anschlag gegen den Staat ziele. Besonders hielt sich sein Nachdenken bei der bedenklichen Stelle auf, wo gesagt wird: das Parlament werde einen Streich erhalten, von dem es nicht werde entdecken können, woher er komme. Als Kritiker und Exeget machte ihm ferner die zweite Stelle, wo von der schnellen Ausführung des Streichs die Rede ist, viel zu schaffen. Er bemerkte, daß in den Ausdrücken: as soon as you have barned the Vetter, ein offenbarer Doppelsinn liege. Es könne nemlich heissen: so schnell als du u. s. w. aber auch; so bald als du diesen Brief wirst verbrannt haben.

Diese Bemerkungen sind vermuthlich die Veranlassung geworden, daß die allzeit fertige Schmeicheley die Unrichtigkeit in der Geschichte in Umlauf gebracht hat, als sey der Scharfsinn Jakobs zuerst dem wirklichen Plane der Verrätherey auf die Spur gekommen. Richtiger ist, daß der Graf von Salisbury und der Oberkammerherr, Herzog von Suffolk, durch das Nachgrübeln des Königs ebenfalls zu einem ernsthaften Nachdenken veranlaßt wurden, und daß einem von diesen das Verdienst gebührt, der wahren Deutung zuerst auf die Spur gekommen zu seyn.

Da verschiedene Ausdrücke des Briefs auf eine Verschwörung mit Pulver zu deuten schienen, so hielt man es für rathsam, alle Gewölbe unter den Parlamentshäusern zu besichtigen. Absichtlich wurde beschlossen, die Besichtigung bis auf den Tag vor der Zusammenkunft des Parlaments auszusetzen. Der Oberkammerherr, Graf Suffolk, dem das Geschäft übertragen war, durchsuchte in Begleitung vieler kö-

niglicher Bedienten, alle Gewölbe und Keller unter den Parlamentshäusern, ohne auf eine Spur zu kommen. Endlich kam er in einen mit Kohlen und Reisig angefüllten Keller, und fragte: wer diesen gemiethet habe? Man sagte ihm, Percy, vermuthlich um Feuerwerk auf den Winter zu verwahren. Er sieht einen Menschen, der sich in einen Winkel des Kellers zu verstecken sucht; es war Fawkes, der sich für einen Bedienten von Percy ausgab. Mit anscheinender Gleichgültigkeit verließ Graf Suffolk das Gewölbe und kehrte in seine Wohnung zurück.

Noch immer ahndeten die Verschwornen nichts von der Entdeckung, und beschlossen ihre That am folgenden Tage auszuführen. Allein um Mitternacht ward die Untersuchung wiederholt; ein Friedensrichter drang geradezu in den Keller, den Percy gemiethet hatte, und warf seine Blicke auf Fawkes, der in einem finstern Winkel stund. Die standhafte und verwegene Herzhaftigkeit, welche diesen Verräther unter allen Mitverschwornen auszeichnete, war völlig in seinem Gesichte zu lesen, und blieb jetzt auch nicht unbemerkt. Eine solche Menge feuerfangender Sachen zum Gebrauch einer Person, die in der Stadt so eingezogen lebte, als Percy, schien auch ziemlich ausserordentlich, und als man alle Umstände zusammen hielt, wurde beschlossen, den Fawkes gefangen zu nehmen. Zu gleicher Zeit stellte man die genaueste Untersuchung an, und war so glücklich den angehäuften Pulvervorrath zu entdecken. Man fand in Fawkes Taschen die Lunten und alle Erfordernisse zum Anzünden und Fortleiten des Feuers. Anfangs betrug er sich mit großem Uebermuth und vieler Hartnäckigkeit; denn er weigerte sich nicht nur seine Mitschuldigen anzugeben, sondern bezeugte auch sein äusserstes Bedauren, daß er die köstliche Gelegenheit ver-

verloren hätte, seinen Tod wenigstens durch die Rache an seinen und Gottes Feinden zu versüßen. Nachdem er aber im Gefängniß einige Tage einsam zugebracht hatte, verließ ihn beim Anblick der Folter sein Muth und er entdeckte vollständig alle seine Mitverschwornen. Viele derselben waren Männer aus alten Familien, von großem Reichthume und untadelhaftem Charakter, die zu einem so schändlichen Verbrechen blos durch den fanatischen Eifer ihrem Schöpfer zu dienen, indem sie den Untergang ihres Vaterlands und das Unglück ihrer Nebenmenschen bereiteten, waren verleitet worden.

7.

Lezte Anstrengungen der Verschwornen. Bestrafung derselben.

Als die Nachricht von Fawkes Verhaftnehmung sich in London verbreitete, verließen die Verschwornen eiligst die Stadt und flüchteten sich nach Warwickshire zu ihren Genossen, die voll Sehnsucht auf Nachrichten von der glücklichen Ausführung des Hauptentwurfs warteten. Alle Anstalten wurden mit größtem Eifer betrieben, um die Provinz zu revolutioniren. Einer der Verschwornen daselbst, John Grant, konnte seinen heiligen Eifer nicht so lange zurückhalten, bis er sichere Kunde von dem Erfolg der Unternehmung in der Hauptstadt erhalten hatte. Er brachte verschiedene von seinen Bekannten jugendliche, durch Hang nach Abentheuern und Fanatismus auf gleiche Weise erhitzte Köpfe zusammen, und brach in den Marstall eines berühmten Pferdebändigers der Gegend. Nachdem sie sich hier auf das beste beritten gemacht hatten, begaben sie sich nach Dunchurch,

 um

um sich mit Sir Everard Digby zu vereinigen, der bereits in Waffen war, um sich der Prinzessinn Elisabeth zu bemächtigen. Hier fanden sie aber schon Nachricht von dem, was zu London vorgegangen war. Bald trafen auch Catesby, Percy und andere Verschworne ein, die sich aus der Hauptstadt geflüchtet hatten. Die Vorstellung, daß sie durch die Gefangenen würden verrathen und dann verfolgt werden, bewog sie, wo möglich sich in Vertheidigungsstand zu setzen. In der zweifelhaften Lage, in der sie sich jetzt befanden, blieb ihnen kein Mittel hierzu übrig, als einen allgemeinen Aufstand zu erregen. Der Jesuit Tasmond, der sich bei ihnen befand, bestärkte sie in diesem Entschlusse. Er übernahm es sogar, die zahlreichen Katholiken in der Grafschaft Lancaster aufzuwiegeln, und zu einer Vereinigung mit ihnen zu bewegen.

Die Ausführung blieb aber sehr weit hinter der Erwartung zurück. So sehr sie sich überall bemühten, einen zahlreichen Anhang zu gewinnen, so brachten sie doch kaum achtzig Mann, größtentheils elendes Raubgesindel zusammen, was sich wenig um die Verschwornen und ihre Absichten und Interesse bekümmerte. Sie fanden bald, daß sie sich auf diese, ja selbst zum Theil auf ihre eigenen Bedienten nicht verlassen konnten. Leicht gelang es daher dem Sir Fulk Grevil, einem alten hinfälligen Manne, in Vereinigung mehrerer Edlen bei einem muthigen Angriff über sechzig von ihrem kleinen Heere gefangen zu nehmen. Der Oberscherif Robert Verney zerstreute die übrigen.

Die Verschwornen sahen sich nunmehr einzig ihrer eigenen Vertheidigung überlassen. Voll Muth und Verzweiflung begaben sie sich nach der Wohnung Robert Winters, eines ihrer Bundesgenossen. Hammond, ein jesuitischer Priester, nahm hier ihre Beich-

te an, ertheilte ihnen eine allgemeine Absolution und munterte sie auf, in der gerechten und verdienstlichen Sache, für welche sie kämpften, auch den letzten Blutstropfen aufzuopfern. Der Scherif der Grafschaft Worchester brachte in Kurzem eine beträchtliche Mannschaft zusammen. Daher die Verschwornen sich genöthiget sahen, sich weiter nach dem Wohnsitze eines gewissen Stephan Litleton in der Grafschaft Stafford zurück zu ziehen. Hier wurden sie bald von den nachsetzenden Reisigen und dem zusammengelaufenen Volke umringt, und ihnen jede Gelegenheit zur Flucht abgeschnitten. In dieser verzweifelten Lage bereiteten sie sich zum Tode, und beschlossen ihr Leben denen, die sie eingeschlossen hatten, so theuer zu verkaufen, als sie nur immer könnten.

Noch war in dieser Gegend von dem, was in London vorgegangen war, von der Pulververschwörung und ihren Antheil an derselben nichts bekannt geworden. Der Scherif hatte also weiter keine Absicht, als diesen Aufruhr zu dämpfen, wovon er sie allerdings als die Anstifter betrachtete. Zu dem Ende sandte er einen Trompeter an sie ab, und ließ sie auffodern, sich in gefängliche Haft zu stellen. Er versprach ihnen auf diesen Fall, ihnen Leben und vielleicht auch Freiheit zu sichern. Allein die Verschwornen, die sich freilich von diesem Anerbieten nicht viel versprechen konnten, verwarfen dasselbe mit Stolz und Halsstarrigkeit, und machten Anstalt, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das Unglück verfolgte sie aber eben so schnell als die Strafe. Bei den Vertheidigungsanstalten wurde bemerkt, daß ihr Schießpulver etwas feucht geworden sey. Man war keine Minute vor einem Angriffe sicher, und gerieth auf den Einfall, um es recht schnell wieder in einen brauchbaren Stand zu setzen, eine

damit

damit angefüllte Pfanne an das Kaminfeuer zu bringen. Unvorsichtiger weise ließ man daneben einen Beutel stehen, in welchem sich gegen achtzehn Pfund Pulver befanden. Ein Bedienter, der dieß nicht bemerkte, warf einige Stücken Holz in das Feuer. Ein Funke flog in die Pfanne, und das Pulver in der Pfanne sowohl, als in dem Beutel entzündete sich. Das Dach des Gebäudes ward in die Luft geschleudert und Catesby nebst ein paar andern Verschwornen, die sich in der Nähe befanden, stürzten betäubt und verwundet zur Erde. Allein auch dieser Unfall machte ihren Muth nicht wankend. Der Sherif grief am folgenden Tage die Belagerten mit seiner ganzen Macht an. Die Verschwornen leisteten, ihrer geringen Zahl ohngeachtet, den hartnäckigsten Widerstand. Catesby, Percy und Winter schlossen sich mit den Rücken an einander und vertheidigten sich, bis die beiden ersten erschossen waren. Winter nebst sieben andern wurden gefangen, einige andere retteten sich durch die Flucht. Diejenigen Mitschuldigen, welche in die Niederlande geflüchtet waren, wurden nicht ausgeliefert. Der vornehmste ward nach Spanien geschickt, wo man ihn günstig aufnahm.

Die Verschwornen, welche der Gerechtigkeit in die Hände gerathen waren, wurden im Tower einer langwierigen Untersuchung unterworfen. Unter ihnen erregte keiner größere Theilnahme, als Everard Digby, ein in jedem andern Betracht vernünftiger, achtungswerther und geachteter Mann. Als man ihn zur Rede setzte, beharrte er hartnäckig auf der Behauptung seiner eigenen Unschuld in Ansehung des Pulvervorraths, und bei der Versicherung seiner Unwissenheit, daß irgend einige andere Personen an diesem Vorschlage Antheil haben sollten, außer denen, welche entweder verhaftet oder getödtet worden waren. Diesem

sem hartnäckigen Läugnen lag keineswegs die Hofnung zum Grunde, dadurch sein Leben zu retten, sondern es trieb ihn dazu der Wunsch, wo möglich zu verhüten, daß nicht durch sein Geständniß andere Mitverschworne gleiches Schicksal mit ihm theilen möchten. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er aus dem Gefängnisse an seine Gattinn: „Ich kann dir nicht sagen, was es mir für Bekümmerniß verursacht hat, daß ich hören muß, man verdamme die Handlung allgemein, von der ich hoffte, sie werde wenigstens mit den Vorstellungen aller Katholiken übereinstimmen. Dieß ist es allein, was in mir aufs neue einen Wunsch nach der Verlängerung meines Lebens erzeugt. Bei meinem Eintritt ins Gefängniß wäre mir der Tod gleich herzlich willkommen gewesen, denn es war in der That mein sehnlichster Wunsch. Allein jetzt, da ich sehe, daß Katholiken, und sogar Priester die Veranlassung zu meinem Tode für eine große Sünde halten; jetzt beunruhigen mich schröckliche Zweifel über die Handlnngen und Absichten, welche ich bisher für meine verdienstlichsten hielt. Leider weiß ich nur zu gut, daß ich mich selbst in einem solchen Falle leicht täuschen könnte. Die Zweifel meines Gewissens, die ich jetzt empfinde, machen mich unglücklicher, als alles, was ich jemals gelitten habe. Sie veranlassen mich jetzt, die Fristung meines Lebens wenigstens so lange zu wünschen, bis ich irgend einen aufrichtigen geistlichen Freund finden möchte. Lange habe ich nichts thun können, als Gott mit Thränen um die Verzeihung meiner Vergehungen in Handlungen und Absicht, vornemlich in dieser unglücklichen Angelegenheit, zu flehen. Ich bat ihn in Demuth und Aufrichtigkeit des Herzens, daß mein Tod zur Versöhnung für mein Verbrechen gereichen möge. Wie freudig wollte ich dann mein Leben dem

Geber

Geber desselben darbieten! Glaubt mir, so wahr ich zu Gott zu kommen hoffe, meine Anhänglichkeit an mein Vermögen, und was sonst mein irdisches Glück ausmachte, stört nicht einen Augenblick meine Ruhe. Auch ist mir deshalb seit meiner ganzen Gefangenschaft nicht ein einzigesmal der Wunsch zum Leben aufgestiegen. Wäre es mir aber vergönnt zu leben, um Gott und der Welt, dafern ich ihr ein Aergerniß gegeben habe, eine Genugthuung zu leisten: o gewiß, ich werde es mit Freudigkeit ertragen, wenn ich auch nie wieder einem Menschen unter die Augen sehen dürfte, oder jede andere Mühseligkeit des Lebens übernehmen müßte, u. s. w.“

Kann man diese redliche Ergießung des Herzens ohne Rührung lesen; kann man aber auch den bittern Unmuth gegen die heuchlerische Priesterlist unterdrücken, welche diese sancta simplicitas zu ihren nichtswürdigen Absichten zu mißleiten vermochte? —

Zur Hinrichtung der vornehmst n Theilhaber an der Verschwörung hatte man am Ende der Paulskirche in London ein Blutgerüste mit einem halben Galgen errichtet. Die Verurtheilten wurden vermittelst eines Schlitten, am ein und dreißigsten Januar des Jahres ein tausend sieben hundert und sechs, zum Schaffote hingeschleift. Alle mußten, dem ihnen gesprochenen Urtheile gemäß, zuerst gehängt, alsdann noch lebend vom Galgen abgenommen, hernach aufgeschnitten, und sobald das Herz heraus gerissen und ins Feuer geworfen worden war, enthauptet und geviertheilt, die Köpfe aber auf die Brücke aufgesteckt und die Viertheile bei den Thoren von London, aufgehängt werden.

Der Anfang der schaudervollen Exekution wurde mit Digby gemacht. Nachdem er auf das Blutgerüste gestiegen war, und die nächsten Zuschauer gegrüßt

grüßt hatte, bekannte er reuevoll, daß er die Todesstrafe wohl verdient habe. Er bat Gott, den König, die Königinn, den Prinzen und das ganze Parlament aufrichtig um Vergebung, und betheuerte feierlich, daß er die Verbindung, zu der ihn Catesby verleitet, gewiß nicht verschwiegen haben würde, wenn er sie für eine so abscheuliche Verrätherey gehalten hätte. Dann rief er das Volk zum Zeugen an, daß er bußfertig sterbe und das Vertrauen habe, um des Verdienstes Jesu willen selig zu werden. Er betete hierauf ohngefehr eine halbe Viertelstunde in lateinischer Sprache, indem er auf den Knien lag und den Kopf wiederholt auf die Erde beugte. Als sein Gebet zu Ende war, kleidete er sich selbst bis auf das Hemde aus, und stieg muthig die Leiter hinauf. Der Henker warf ihm den Strick um den Hals und stieß ihn von der Leiter ab. Nachdem er wenige Minuten unter heftigen Konvulsionen gehangen hatte, schnitt ihn der Henker wieder ab, legte ihn noch halb lebend auf einen Block, und schnitt ihm den Leib auf. Wie ihm der Henker das Herz ausrieß, es der Gewohnheit nach emporhielt, und dabei sagte: „hier ist das Herz eines Verräthers!“ soll der unglückliche Digby noch gerufen haben: „Du lügst!“ Sein ausgerissenes Herz wurde ins Feuer geworfen, ihm der Kopf abgeschlagen, der Rumpf geviertheilt, und dann der Kopf auf der Brücke aufgesteckt, die Trümmer seines Körpers aber wurden bei den Thoren von London aufgehangen.

Unter den übrigen Verschwornen, welche dem Nachrichter übergeben wurden, befanden sich auch die beiden Jesuiten Garnet und Oldecorne. Der letztere hatte öffentlich behauptet, der verunglückte Ausgang der Verschwörung mache den Anschlag nicht verwerflich. Zwei katholische Lords wurden um Geld

gestraft, weil ihr Nichterscheinen im Parlament die Vermuthung erregte, daß sie um die Verschwörung gewußt hätten. Der Graf von Northumberland mußte dreißig tausend Pfund Sterling bezahlen, und einige Jahre im Gefängnisse sitzen, weil er den Percy, ohne ihm den gewöhnlichen Eid abzunehmen, unter die im königlichen Solde stehenden Edelleute aufgenommen hatte.

Nachdem der König dieser Gefahr entgangen war, schien er eine Art von vorübergehender Volksgunst, selbst bei seinen englischen Unterthanen, zu genießen. In Kurzem aber wurde die Unzufriedenheit herrschend, und seine fernere Geschichte dient nur zur Bestätigung der Wahrheit, daß kein unglücklicherer Mensch gedacht werden könne, als ein ungeschickter Regent. Seine Räthe waren unfähige und treulose Menschen, seine Plane waren Eingebungen einer eigensinnigen Laune, nicht einer das Wohl des Ganzen berechnenden Klugheit, und er hat vielleicht nicht eine einzige That gethan, die mit den Wünschen der Nation übereingestimmt hätte. Anstatt daß seine Vorgänger das spanisch-österreichische Haus aus allen Kräften unterdrückt hatten, buhlte er um die Freundschaft desselben, bettelte fünf Jahre lang um eine Infantin für seinen Sohn, und ließ darüber seinen Schwiegersohn in Deutschland zu Grunde gehen. Daß die allgemeine Unzufriedenheit des Volks jetzt noch nicht ausbrach, kam wohl nur daher, daß man sich auf seinen nahen Tod vertröstete. Aber im Anzuge war das Gewitter schon, und es brach aus unter seinem Sohne.

IV. Die Schlacht bei Höchstädt.

Am 13ten August des Jahres 1704.

I.

Die spanische Monarchie soll beerbt werden. Die vornehmsten Kompetenten. Der König macht sein Testament.

Am ersten November des Jahres ein tausend siebenhundert starb der König Karl der Zweite von Spanien, der weder von der ersten noch von der zweiten Gemahlinn Erben hatte, als der letzte männliche Sprosse der österreichisch-spanischen Stammlinie. Sein Tod war die Sturmglocke zu dem furchtbaren spanischen Successionskriege, der zwölf Jahre lang die größten Mächte beschäftigte, die schönsten Länder verwüstete, und Namenlosen Jammer verbreitete. Schon lange hatte man vorhergesehen, daß der an Körper und Geist gleich schwache Karl ohne Erben und bald sterben würde. Alle benachbarten Fürsten waren auf diesen Fall aufmerksam; es lohnte sich auch allerdings der Mühe, denn die bald ledig werdende spanische Erbschaft war wirklich die beträchtlichste in der kultivirten Welt. Sie begriff in sich Spanien, Neapel, die Lombardie, die Niederlande, beinahe die Hälfte des südlichen Amerika, und die reichsten westindischen Inseln.

Von allen, die ihre Blicke auf dieses reiche Erbe richteten, hatte niemand stärkere Ansprüche auf dasselbe, als der deutsche Kaiser Leopold der Erste,

und

und der französische König Ludwig der Vierzehente. Leopold war Ludwigs Schwager; Ludwig hatte die ältere, und Leopold die jüngere Schwester Karls des Zweiten zur Gemahlinn. Blos auf diesen Umstand Rücksicht genommen, konnten beide Theile gleiche Ansprüche machen; allein, alles erwogen, hatte unstreitig das Haus Oesterreich ein auf mehreren Gründen beruhendes Recht auf die Erbfolge. Mehrere Ehepakten, Testamente und andere Verträge hatten ihm dieselbe feierlich zugestanden. Der König Ludwig von Frankreich hatte früher schon für sich und seine Gemahlinn eidlich auf die spanische Erbfolge Verzicht gethan; in dem Heurathsvertrage zwischen Leopold und seiner Gemahlinn hingegen war das Recht der letztern ausdrücklich erneuert worden. Allein was gelten Verträge, wenn von Befriedigung der Herrschsucht die Rede ist.

Im Auslande gönnte man die spanische Monarchie keinem weniger, als dem stolzen Könige von Frankreich. Voll bittern Unwillens pochte jedes Nichtfranzosen Herz über die Ungerechtigkeiten und Kränkungen, die Holland, Spanien, Italien, und vor allen das arme deutsche Reich von diesem Unruhestifter binnen dreißig Jahren erlitten hatten. Besonders waren die vereinigten Niederlande und Großbritannien den französischen Ansprüchen auf Spanien entgegen. Jene hatten in einem Bündnisse, das sie mit dem Kaiser schlossen, ausgemacht, daß man mit Frankreich nicht eher Frieden schließen sollte, als bis es seinen vermeinten Rechten auf die spanische Monarchie entsagt haben würde Holland machte sich zugleich verbindlich, dem österreichischen Hause, zur Behauptung seiner Rechte auf das spanische Erbe, mit seiner ganzen Macht beizustehen. Großbritannien, Spanien, Savoyen und verschiedene deutsche Fürsten

tra-

traten dieser Verbindung bei. Alle diese wünschten Frankreich vom Besitz der spanischen Monarchie ausgeschlossen zu sehen.

Der Kaiser fühlte indessen wohl, daß man nicht das ganze spanische Erbe mit den schon so weitläuftigen Ländern des österreichischen Hauses ruhig würde vereinigen lassen. Er trat deswegen seine Erbrechte an seinen jüngern Sohn, den Erzherzog Karl ab. Doch auch Ludwig war so vorsichtig, die große Erbschaft für einen jüngern Prinzen des Dauphins den Herzog Philipp von Anjou, zu bestimmen. Jeder dieser beiden mächtigen Kompetenten hatte an dem Hofe zu Madrid seine eigene Parthey. Der schwache Karl, dessen Kränklichkeit immer bedenklicher wurde, fühlte am Ende seines traurigen Lebens noch die ängstliche Verlegenheit, daß er nicht wußte, wem er seine Monarchie hinterlassen sollte. Hätte er blos auf das, was ihm sein Herz sagte, Rücksicht genommen, so würde er sich ganz für das Haus Oesterreich entschieden haben; aber selbst unter den königlichen Ministern, selbst in der königlichen Familie, gab es zwey Partheyen, die einander entgegen handelten. Der kaiserliche Hof bewies dabei eine Sorglosigkeit, die seinem Interesse höchst nachtheilig war. Leopold und seine Rathgeber verließen sich auf Karls des Zweiten bekannte Liebe für das österreichische Haus, und versäumten die günstigsten Zeitpunkte zur Sicherung ihrer Ansprüche. Der damalige Gesandte des Kaisers, der Graf von Lobkowitz, besaß auch gar nicht die Eigenschaften, wodurch er die spanische Nation für die österreichische Herrschaft hätte gewinnen können. Vielmehr war sein stolzes Benehmen den spanischen Großen so kränkend, daß man ihn endlich abrufen mußte. An seine Stelle kam der Graf von Harrach, der schon in Madrid gewesen war, und ge-

gen

gen den die Spanier kein Vorurtheil hatten. Er kam mit den uneingeschränktesten Vollmachten, den Vortheil seines Hofes auf jede Art und Weise durchzusetzen; aber es währte lange, bis sich die spanischen Minister nur mit ihm einlassen wollten.

Der schlaue Ludwig wußte sein Interesse besser wahrzunehmen, um die spanische Erbschaft seinem Gegner zu entwinden. Er schickte den Marquis von Harcourt als seinen Gesandten nach Madrid, empfahl ihm die Gesinnungen des Volks und der Großen in Hinsicht auf die Thronfolge zu studieren, die geheimen Maaßregeln der kaiserlichen Minister zu beobachten und zu vereiteln, und die wahren Absichten des Königs von Spanien auszuforschen. Dieser empfieng den Gesandten erst im dritten Monate nach seiner Ankunft bei dem schwachen Scheine zweier Lichter, und es war so dunkel im Gemache des Monarchen, daß Harcourt nicht einmal seine Gesichtszüge deutlich unterscheiden, und von denselben auf die Gesundheit des Königes schließen konnte. Mit dem schwachen Karl war freilich nichts anzufangen, desto mehr lenkte Harcourt seine Aufmerksamkeit auf die Umgebungen desselben. Er war noch nicht lange zu Madrid, als ihm die Unordnung und Verschwendung, die am Hofe und unter den Großen herrschten, ein sehr sicheres Mittel darboten, das Interesse seines Herrn zu befördern. Der Erfolg zeigte auch bald genug, daß Harcourt durch Freigebigkeit und durch sein gefälliges, einschmeichelndes Betragen mehr ausrichtete, als Harrach durch Politik und durch den Einfluß der Königinn auf ihren Gemahl. Diese zweite Gemahlinn Karls war eine Prinzessinn von Pfalz-Neuburg, und Schwester der Gemahlinn des Kaisers Leopold. Wenn reellere Beweise als bloße Versicherungen erfodert wurden, so öffnete Harcourt

seine

seine Schätze, dem Mangel der alten castilischen Häuser, die in Dürftigkeit gerathen waren, abzuhelfen. Sowohl der Gesandte als sein Gefolge machten einen großen Aufwand; jeden kleinen Dienst bezahlten sie mit einer Art von Verschwendung. Harcourt begegnete einem jeden mit der gebührenden Achtung, und sein ganzes Haus beobachtete dasselbe Betragen. Er studirte die Sitten und Gebräuche der Spanier, um sie bei Gelegenheit selbst auszuüben. Alles zielte darauf ab, die Spanier mit der französischen Nation auszusöhnen. Er bewarb sich um die Gunst der Geistlichen, weil er ihre Herrschaft über den hohen und niedern Pöbel kannte, und schmeichelte ihrem Stolz durch jede Art von Hochachtung und Ehrerbietung, die er ihnen ohne Verletzung seines Characters erweisen konnte. Sein Haus war das Muster der Artigkeit und der reinen Sitten; jede unlautere Galanterie war seinen Leuten im Namen des Königes strenge verboten.

Die Spanier waren über das alles sehr verwundert, fanden sich dadurch angezogen, und fiengen allmählich an, ihren alten Haß gegen die Franzosen abzulegen, die sie bisher nicht recht gekannt zu haben glaubten. Dazu trug auch die Abneigung nicht wenig bei, welche sich die Königinn und ihr raubsichtiges, aus Deutschland mitgebrachtes Gefolge zugezogen hatte. Man rühmte die zuvorkommende Höflichkeit der freigebigen Franzosen eben so sehr, als man die Steifheit und den Stolz der habsichtigen Deutschen verachtete.

Harcourt hatte bereits den größten Theil des Ministeriums auf seine Seite gezogen, und verdoppelte nun seine Bemühungen, um auch die Königinn zu gewinnen. Hierzu brauchte er vorzüglich seine Gemahlinn, die sich ihr durch ihre Artigkeit und ih-

ren feinen Geschmack gar bald beliebt machte, und zuletzt so sehr ihre Vertraute ward, daß Karls Gemahlinn fast keinen Tag hinbringen konnte, ohne die Marquise zu sehen, wodurch dann die österreichische Parthey immer mehr verlor.

Jetzt erst, da alles bestens vorbereitet war, fieng Harcourt an, über die Erbfolge ein und das andere Wort fallen zu lassen, und die Ansprüche seines Hofes zu vertheidigen. Der Dauphin und seine Descendenten, sagte er, seyen die nächsten Blutsverwandten; sein Herr verlasse sich auf die Gerechtigkeit und Billigkeit des Königs von Spanien, der gewiß nicht ermangeln würde, die Succession dem rechtmäßigen Erben zu bestimmen; und sollte jemand die Rechte des Dauphins bezweifeln, so werde Frankreich zu jeder Zeit im Stande seyn, sie mit hundert tausend Zeugen zu beweisen; auch werde es in politischer Rücksicht nützlich seyn, sich für einen französischen Prinzen zu erklären, indem auf solche Art ein sonst unvermeidlicher Krieg verhütet, und die spanische Monarchie ungetheilt beisammen erhalten würde.

Alle diese Künste führten immer näher zu dem Ziele, das der schlaue Unterhändler verfolgte. Das bestochene spanische Ministerium verwendete sich warm und eifrig für Frankreichs Sache, und der schwache König, der nicht die Kraft zu widerstehen hatte, kam mit seiner Vorliebe zu Oesterreich in Kollisionen, die ihm seine Tage nicht wenig verbitterten. Das gegenseitige Drängen der Verhältnisse, setzte ihn in eine verzweiflungsvolle Verlegenheit, er suchte seinem beklommenen Herzen in trostlosen Klagen Luft zu machen, und sein kraftloser Geist arbeitete unter einer drückenden und quaalvollen Unentschlossenheit. Ein Umstand war dem frömmelnden Könige besonders anstößig. Die spanischen, nach Frankreich vermählten

Prin-

Prinzessinnen, hatten förmlich auf die spanische Erbfolge Verzicht thun müssen; und der Gedanke, zu einer Art von Meineid Anlaß gegeben zu haben, erfüllte Karln mit allen Schrecknissen der Hölle und des Fegfeuers. Die Geistlichen, und besonders der Erzbischof von Toledo, Kardinal Portocarero, von Frankreich gewonnen, boten unter diesen Umständen alles auf, die geängstete Seele des Königs von einer andern Seite noch mehr zu bestürmen, und dadurch nach ihrem Willen zu lenken. Um gewisse Personen, die sein Vertrauen hatten, von ihm zu entfernen, machte man ihn glauben, daß er bezaubert wäre, daß daher seine Krankheiten und Unglücksfälle kämen, und daß ihm nur durch Beschwörungen der Kirche geholfen werden könne. Der königliche Beichtvater, in Verbindung mit dem Großinquisitor und Portocarero, veranstalteten eine Beschwörung, und eine fürchterliche Ceremonie machte Karls schwachen Kopf noch schwächer. Der Kardinal, der jetzt sein erster Rathgeber war, stellte ihm vor, daß Frankreichs Ansprüche das größte Gewicht hätten, und daß nur dieses im Stande wäre, die Erbschaft unzerstückelt zu behaupten; das Haus Oesterreich hingegen sey schwach und erschöpft, und die Fürsten dieser Familie wären alle genöthiget, ihre hauptsächlichste Unterstützung bei verabscheuungswürdigen Ketzern zu suchen. Dabei gab er ihm den Rath, die Meinungen der vornehmsten Rechtsgelehrten und Theologen über die österreichischen und französischen Ansprüche einzufodern. Der König befolgte diesen Rath, und trug dem Kardinal auf, die Sache ohne Geräusch untersuchen zu lassen. Portocarero wählte hierzu lauter Männer, deren Gesinnungen ihm bekannt waren; daher stimmten sie alle für einen französischen Prin-

zen, und unterstützten ihr Gutachten mit Gesetzen, die sie nach beliebiger Art auslegten.

Der König war über diesen Ausspruch nicht wenig bestürzt, denn noch immer neigte sich seine Seele auf die österreichische Seite. Da er zu keinem Entschlusse kommen konnte, so versuchte der Kardinal einen andern Weg. Er insinuirte Seiner Katholischen Majestät, den Pabst über diesen wichtigen Gegenstand um Rath zu fragen; und Karl schrieb, trotz seiner Krankheit einen eigenhändigen Brief, worinn er diesen untrüglichen Richter um seine Meinung ersuchte. Innocenz der Zwölfte machte aus diesem Gewissensfall eine Staatsangelegenheit. Er sah, daß die Freiheit Italiens größtentheils davon abhienge, daß das Haus Oesterreich eingeschränkt würde, und er antwortete also dem andächtigen Könige: Die Gesetze Spaniens und das Wohl der Christenheit verlangten, daß er dem Hause Bourbon den Vorzug gebe.

Kaum war der Courier mit dem Antwortsschreiben des Pabstes zu Madrid angelangt, so verlangte Portocarero dringend vom Könige, den Herzog von Anjou nunmehro zu seinem Nachfolger zu ernennen. Aber der päbstlichen Entscheidung ungeachtet konnte Karl nicht aller Bedenklichkeiten los werden; seine alte Vorliebe für Oesterreich erwachte stets wieder von neuem. Da aber sein Lebensende immer stärker heranrückte, so hörte der Kardinal nicht auf, heftig in ihn zu dringen. Er erschütterte das ängstliche Gemüth des gequälten Fürsten vornemlich durch die Vorstellung, daß er, indem er eine Ungerechtigkeit begienge, oder die Ausübung der Gerechtigkeit unterließe, dem Heil seiner Seele schaden würde. Diese wiederholten Vorstellungen von augenscheinlicher Gefahr der Verdammniß bestimmten den schwachen und

krank-

kranken König, die endliche Entscheidung seinem Staatsrathe zu überlassen.

Es ließ sich voraus sehen, wie der Ausspruch des Staatsraths ausfallen würde; denn die meisten Glieder desselben waren für Frankreich gewonnen, und der Graf von Harrach, vertrauend auf die gerechten Ansprüche des Kaisers, war dabei eben so gleichgültig und schläfrig, als Harcourt thätig und geschäftig. Ein starkes französisches Heer, das an die Grenze vorgerückt war, mußte ebenfalls mächtig auf die Entscheidung einwirken. Der Staatsrath entschied für den Herzog von Anjou.

Ein neuer Schlag für den unglücklichen König, der es kaum über sich erhalten konnte, die Verordnungen seiner Vorgänger umzustossen. Unter dem steten Wechsel unangenehmer Gefühle, und von Sorgen, Angst und Verdruß unabläßig geplagt, erschöpfte seine zerrüttete Gesundheit ihre letzten schwachen Kräfte. Täglich näherte er sich merkbarer seinem Ende, und täglich vermehrten sich seine Sorgen, seine Angst und die Plagen, durch die Anfoderungen, Zuredungen und Klagen derer, die sich ihm näherten. Er gab andern Theologen und Juristen den Befehl, die Sache nochmals aufs genaueste zu untersuchen; aber auch diese sprachen für Frankreich. In einem schauerlichen Gemählde zeigte man ihm die blutigen Kriege, das Niedermetzeln seiner getreuen Unterthanen und die Verwüstung seines Reichs unter dem österreichischen Scepter; in stralendem Lichte ließ man ihn den glücklichen Zustand erblicken, in den Spanien unter der Regierung eines französischen Prinzen versetzt werden würde. Als endlich seine Lebensgeister sichtbar zu schwinden anfiengen, und der Kardinal ihm die Weihe der letzten Sakramente gab, grief ihn dieser mit den Waffen seiner geistlichen Beredsamkeit so hef-

tig an, erschütterte sein Gewissen so gewaltsam, daß der Bedrängte, vor Todesangst und der Furcht vor einer endlosen Bestrafung gemartert, den Auftrag gab, seinen letzten Willen nach dem Gutachten der verständigsten Theologen und Juristen aufzusetzen, mit dem Beifügen, daß er alle Verantwortung auf ihn allein zurückwerfe. Portocarero säumte keinen Augenblick mit Vollziehung dieser Gewissenssache. Er ließ öffentliche Gebete anordnen, um vom Himmel die Erleuchtung der Gelehrten, die er zuletzt um Rath fragen wollte, zu erbitten. Hierauf versammelte er einige einsichtsvolle und berühmte Männer, und legte ihnen das Gutachten des Pabstes vor. Alle bestätigten es, als höchst billig und der Staatsklugheit völlig gemäß. Nun endlich konnte Karl nicht länger widerstehen; das schon fertige Testament wurde ihm vorgelegt, er weinte, unterschrieb es vor Notar und Zeugen und ließ es besiegeln. Gleich darauf sank er in eine Ohnmacht, und nach vier Wochen war er eine Leiche, in einem Alter von neun und dreißig Jahren.

2.

Wirkungen des Testaments. Kriegerische Zurüstungen. Ausbruch des Krieges gegen Frankreich.

Ganz Europa war gleichsam betäubt über das Testament des Königes von Spanien. Die spanische Monarchie in den Händen von einem Enkel Ludwigs schien eben so viel, als in seinen eigenen Händen zu seyn; somit war jener politische Glaubensartikel von der Nothwendigkeit des Gleichgewichts vernichtet.

Die Vollziehung des Testaments hatte inzwischen keinen Aufschub erlitten. Unmittelbar nach des

Kö-

Königs Tode war dasselbe in einer großen Versammlung des Staatsraths zu Madrid eröffnet, von diesem im Namen der ganzen Nation angenommen, und sogleich durch einen Courier nach Versailles geschickt worden, um es Ludwig dem Vierzehenten zur Annahme vorzulegen. Unerwartet kam das Testament freilich nicht, man war mit dessen Inhalt auf geheimen Wegen schon bekannt geworden. Der stolze König verleugnete aber auch hier die Rolle nicht, die er schon so lange in der Welt zur Schau getragen hatte. Mit der Miene der Befremdung und des ernsten Nachdenkens antwortete er dem spanischen Gesandten, der ihm meldete, daß der Herzog von Anjou zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt worden sey, und daß die Nation sich nach seiner Ankunft sehne: „Mein Herr Abgesandter, ich will es überlegen.“ Der Spanier war über diese Aufnahme so erstaunt, daß er sich nicht enthalten konnte, bei seinem Hinweggehen auszurufen: „Wie ist es möglich! zwei und zwanzig Königreiche biete ich auf einmal an, und meine ganze Antwort ist: ich will es überlegen!“

So zufrieden Ludwig mit dem Testamente seyn mochte, so konnt' er sich doch dabei der Sorgen nicht erwehren. Es bedurfte seiner schlauen Politik nicht, um einen Krieg mit dem Kaiser als unvermeidlich vorauszusehen, und doch hätte ihn niemand lieber verhütet als gerade er. Seine Finanzen waren durch vieljährige Kriege erschöpft, sein Geschmack an Kriegsunruhen hatte sich bereits mit seinem Jugendfeuer verlohren, und in Politik grau geworden, konnte er übrigens wohl voraussehen, daß England und Holland keine gleichgültigen Zuschauer bei einer Sache bleiben würden, die ihr Interesse so nahe berührte. Allein sein Charakter bewog ihn, die Parthey zu neh-

men,

men, davon er sich Glanz und Ruhm versprach. Das Testament ward nach allen Theilen angenommen; Ludwig erklärte seinen Enkel unter dem Namen Philipps des Fünften zum Könige von Spanien, und ließ sogleich französische Kriegsvölker von allen Seiten in die spanischen Länder einrücken, um sie für den neuen König in Besitz zu nehmen. Dieser verließ mit einem glänzenden Gefolge den französischen Hof, und ward mit lautem Jubel in Spanien aufgenommen. Das verblendete Volk pries sich glücklich, einen König zu erhalten, den Ehrgeitz, Vergrößerungssucht und Privatinteresse ihm aufgedrungen hatte, bei dessen Wahl und Einsetzung weder auf sein, noch auf das Wohl irgend eines Volkes, sondern allein auf die Beziehung einer unersättlichen Herrschsucht und das trügliche Phantom, Ehre und Glanz einer Königsfamilie, Rücksicht genommen worden war; den ihm Trug und Täuschung zuführte, und welcher Krieg und Verderben in seinem Gefolge hatte. Der Eifer der spanischen Minister gieng so weit, daß sie noch vor der Ankunft des siebenzehen jährigen Philipps die ganze Regierung der Disposition des Königes von Frankreich überließen, und ihn, wie er selbst im Scherz sagte, gleichsam zu ihrem Premierminister machten. Wirklich geschah seitdem im spanischen Staatsrathe nichts ohne Ludwigs Direction und Einwilligung, ungeachtet er dem spanischen Staatsrathe versichert hatte, daß er sich in die Regierung nie einmischen, sondern blos Rathgeber seyn wolle, dafern etwa sein Enkel sich in schweren und zweifelhaften Fällen an ihn wenden würde.

Das Erstaunen Europa's, als es einen Prinzen aus dem Hause Bourbon den spanischen Thron besteigen sah, war so groß, daß, den Kaiser ausgenommen, alles anfangs ruhig schien. Der Pabst, der

Her-

Herzog von Savoyen, Venedig, die nordischen Mächte, selbst Portugal, England und Holland*) erkannten ihn als König von Spanien an. Man konnte auf den Churfürsten von Baiern, Statthalter der Niederlande, auf seinen Bruder, den Churfürsten von Kölln rechnen. Man mußte den Herzog von Savoyen, dessen Schwiegersohn Philipp werden sollte, als einen Freund betrachten. Der Herzog von Mantua nahm französische Besatzung ein. Ludwig, voll seines Glücks, und immer stolz auf seine Macht, kannte noch nicht die schrecklichen Streiche, die von dem, was man Glück nennt, zu befürchten waren.

Diese Streiche ihm zu versetzen, bot der Wienerhof alle seine Kräfte auf. Hier hatte das unerwartete Testament das größte Erstaunen erregt. Zu spät bereute man nun, daß man, im Vertrauen auf seine gerechte Sache, sich von Frankreich hatte überlisten lassen. Jetzt half aber keine Reue; man mußte, wenn man seine Rechte nicht ganz verlieren wollte, zu andern Mitteln greifen. Das Haus Oesterreich hatte in allen Ländern der spanischen Monarchie viele Anhänger, auf deren Beistand man rechnen konnte. Es wurde also Krieg beschlossen: dieß war die ein-

mü-

---

*) Es scheint befremdend, daß die vereinigten Niederlande, und selbst der König Wilhelm von England, Philipp den Fünften als König von Spanien sogleich anerkannten. Aber die erstere hatten gegen zehentausend Mann ihrer besten Truppen in den spanischen Niederlanden, die jetzt so gut als in französischer Gefangenschaft waren, sobald die Staaten sich weigerten, Philipp anzuerkennen. Und nicht nur ihr Beispiel, sondern auch seine französischgesinnten Staatsdiener bewogen den König Wilhelm, eben das zu thun. Wir werden aber bald hören, daß die Staaten und der König von England die französische Parthey verließen, und sich mit Oesterreich vereinigten.

müthige Stimme aller kaiserlichen Minister. Auch Leopold, so sehr er sonst den Frieden liebte, zauderte dießmal nicht, der Meinung seiner Minister beizutreten, und mit Gewalt zu erobern, was Ludwigs Argliſt ihm entrissen hatte. Der fromme Kaiser rechnete dabei auf sein Gebet und auf seine Almosen. Er hielt es für unmöglich, daß Gott ihm, einem so frommen und wohlthätigen Kaiser, nicht in dieser Unternehmung Glück geben sollte. Deswegen machte die Unternehmung dieses neuen und höchst mißlichen Krieges ihm bei weitem die wenigsten Besorgnisse. Wenn man über die Erschöpfung der Finanzen, über den Mangel an allem, was zu der nachdrücklichen Betreibung eines Krieges erforderlich ist, klagte, so meinte der fromme Kaiser, der liebe Gott werde schon sorgen. Er würde den Krieg, der für eine gerechte Sache angefangen sey, auch selbst führen und zu einem glücklichen Ende geleiten.

Anders dachten hierinn die kaiserlichen Minister. Sie erkannten die Nothwendigkeit, nicht allein alle Streitkräfte der Monarchie in Bewegung zu setzen, sondern auch, sich recht viele Freunde und Bundesgenossen zu verschaffen. Das fand aber anfangs nicht geringe Schwierigkeiten, denn auch hier war Frankreich dem kaiserlichen Kabinete zum Theil schon zuvorgekommen. Churkölln und Churbaiern waren Französisch gesinnt, und mit Frankreich, eingeschläfert durch große Versprechungen, in ein geheimes Bündniß getreten. Frankreich hatte dem Churfürsten von Baiern zur Erlangung der Kaiserwürde Hofnung gemacht. Der Herzog Philipp von Anjou und nunmehriger König von Spanien war der Sohn einer Schwester des Churfürsten, welche er immer zärtlich geliebt hatte. Einen Verwandten, der ihn nie beleidiget hatte, dem er vielmehr von ganzem Herzen

gewogen war, zu bekriegen, oder ihn auch nur ohne Unterstützung zu lassen, war höchst wahrscheinlich in seinen Augen ein Unrecht, gegen welches sein ganzes Herz sich empörte. In einer so äußerst kritischen Lage neutral bleiben zu können, dazu zeigte sich keine Hofnung. Es war auch bei den damaligen Conjuncturen kaum möglich. Kein Wunder also, wenn bei dem Churfürsten die Stimme der natürlichen Empfindung über jeden andern Zuruf siegte, und wenn ein Fürst von so hohem Ehrgefühl, und so vielem Edelmuth, als Maximilian Emanuel wirklich besaß, sich mit dem Könige von Frankreich vereinigte, um den geliebten Sohn seiner eben so sehr geliebten Schwester auf dem spanischen Throne zu handhaben.

Die andern Fürsten Deutschlands zeigten anfangs eben so wenig Geneigtheit, dem Kaiser in seinem Vorhaben beizustehen, daß sie vielmehr alle ihre Kräfte aufboten, auch die übrigen Reichsstände von Entschließungen abzuhalten, die für den Kaiser vortheilhaft ausfallen konnten. Der fränkische und schwäbische Kreis schlossen ein Bündniß neutral zu bleiben, und sich gegen alle Anfälle in eine gute Verfassung zu setzen. Doch allmählig drang die kaiserliche Parthey durch. Eben der Patriotismus, der die Reichsstände beseelte, sich dem Kaiser in Dingen zu widersetzen, worinn ihre Rechte und die Reichsgesetze gekränkt waren, bewog sie nun auch, sich mit ihm gegen den König von Frankreich zu verbinden, welcher der Feind ihres Vaterlandes war. England und Holland, voll gerechter Besorgnisse vor Frankreichs despotischer Anmassung, schlossen im September des Jahres ein tausend siebenhundert und eins ein Bündniß mit dem Kaiser; ihnen folgten noch im nemlichen Jahre Brandenburg, Hannover und Hessenkassel; und in zweien Jahren darauf trat endlich das ganze

deut-

deutsche Reich (nur Baiern und Kölln ausgenommen) diesem großen Bündnisse bei, und erklärte den König von Frankreich für einen Reichsfeind.

So fieng denn der große spanische Erbfolgekrieg an, der in Deutschland, den Niederlanden, in Italien und Spanien und nachher auch in Portugal mit großer Anstrengung geführt wurde, der den stolzen Ludwig von seiner bisherigen politischen Höhe herabstürzte, und den ersten Grund zu dem Fall Frankreichs legte, der erst in unsern Tagen erfolgt ist.

3.

Eugen und Marlborough, die größten Helden des Krieges.

Der Krieg war zu allen Zeiten der Schauplatz, auf dem sich große Talente entwickelten, deren strahlender Glanz durch alle Länder sich verbreitete. Wer im Schooße der Ruhe und des Friedens keine Gelegenheit findet, sich hervorzuthun, dem ist hier die Laufbahn zu unverwelklichem Lorbeer geöffnet. In dem furchtbaren Kampfe um die Erbfolge in Spanien waren es vornemlich zween Helden, die unsterblichen Ruhm errangen: Eugen und Marlborough.

Eugen, einem der berühmtesten Männer in der neuern Kriegsgeschichte, hatte Savoyen den Namen, Frankreich das Daseyn und Deutschland die Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben, gegeben. Er gehörte zu den seltenen Menschen, die große Eigenschaften, ohne große Fehler besitzen; auf dem geraden einfachen Wege des Verdienstes gelangte er zum Tempel des Ruhmes. Seine Erziehung war wissenschaftlich, wie man sie gewöhnlich in Frankreich dem geistlichen Stande giebt, für welchen er bestimmt war. Mit

uns

ungemeiner Leichtigkeit lernte er die Anfangsgründe der griechischen und lateinischen Sprache. Er las gern, und schon in seiner zartesten Kindheit bestimmte er täglich einige Stunden zu einer lehrreichen und unterhaltenden Lectüre; ein Hang, der ihn auch unter dem Geräusche der Waffen nie völlig verließ.

Einem Geiste wie Eugen konnte der geistliche Stand nicht lange gefallen; auch war es geübtern Beobachtern leicht, trotz des Schleiers, womit die Leidenschaften und Fähigkeiten der Kinder in diesem Alter verhüllt zu seyn pflegen, bei ihm Neigungen und Anlagen zu entdecken, die dem Stande, welchem er sich widmen sollte, wenig angemessen schienen. Er hörte von nichts lieber reden, als von Belagerungen und Schlachten; beim Schall einer Trommel sah man seine Augen funkeln. Ein Regiment Soldaten in ihren Kriegsübungen ergötzte und erbaute ihn mehr, als die feierlichste Procession, und Alexanders Thaten im Curtius oder Justin zu lesen beschäftigte seinen Geist angenehmer als alle Legenden der Heiligen. Seine herrschende Leidenschaft war der Krieg, wozu ihn auch die Natur vorzüglich bestimmt zu haben schien. Der Name Abbe, den man ihm beilegte, wurde seinen Ohren verhaßt, weil er seinem innigsten Wunsche entgegen war, und als endlich der Zeitpunkt kam, wo er von seinen Handlungen nur sich selbst Rechenschaft geben durfte, gieng er zum Könige (Ludwig dem Vierzehenten), dankte ihm für die geistlichen Würden, die er ihm zu ertheilen die Gnade gehabt hatte, und bat, ihn unter seinen Truppen anzustellen, wo er ihm nützlichere Dienste leisten zu können hoffe, als er bisher im Stande gewesen sey.

Der König war über das Ansuchen des kleinen Abbes von Savoyen, wie man ihn am Hofe zu nennen pflegte, voll Verwunderung, und statt seine Bit-

te

te zu erfüllen, empfahl er ihm, im geistlichen Stande zu bleiben. Ludwig schien ihn zu verachten, und die Hofleute, das Echo des Regenten, sprachen mit der äußersten Geringschätzung von ihm. Diese Ungerechtigkeit entschied über Eugens Gesinnungen. „Ich werde also einem fremden Monarchen dienen, sagte er aufgebracht zu seinen Freunden, und nicht anders als mit dem Degen in der Faust nach Frankreich zurückkommen.“

Die Zeit führte bald eine Begebenheit herbei, die dem jungen Helden Gelegenheit verschaffte, seinen Lieblingswunsch zu befriedigen. Sultan Muhamed der Vierte hatte im Jahr ein tausend sechshundert und drei und achtzig dem deutschen Kaiser den Krieg erklärt. Schon hatten die Türken ganz Ungarn überschwemmt, und führten nichts Geringeres im Schilde, als Wien zu belagern, und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern zu machen. Aus allen Theilen der Christenheit kamen Freiwillige herbei, ihr Glück gegen die Unglaubigen zu versuchen. Eugen versäumte eine so schöne Gelegenheit nicht, und reisete mit mehreren französischen Offizieren nach Wien. Je kälter sie Ludwig entlassen hatte, desto freudiger empfieng sie der Kaiser Leopold. Eugen verweilte nur einige Tage am Hofe, und gieng sogleich zur Armee nach Ungarn, welche bestimmt war, den Türken das weitere Vordringen gegen Oesterreich zu verwehren. Schon bei dem Entsatz der Kaiserstadt heftete er durch Muth und Einsicht die Augen der vornehmsten Generale auf sich, und der Kaiser gab ihm, was sein König ihm versagt hatte, ein Dragoner-Regiment.

Die Entwicklung und Ausbildung seiner ausgezeichneten Talente gieng, bereits in den nächsten Feldzügen, mit derjenigen Schnelligkeit der Vollendung entgegen, welche den eminenten Geist bezeichnet. Auch

blieb

blieb derselbe in seinen Aeußerungen nicht unbemerkt. Deutlicher und wirksamer wurden sie indessen in der Folge, als sich der König mit Frankreich (gegen das Ende des Jahres ein tausend sechshundert und acht und achtzig) an den Krieg mit den Türken schloß. Italien war der Schauplatz, auf welchem er nun seine schon entwickelten großen Talente der Welt zur Anerkennung und Würdigung vorlegte. Sie wurden nicht verkannt. Europa zollte ihm die gebührende Schätzung, und der Kaiser zeigte ihm ein stets wachsendes und sich mehr befestigendes Vertrauen. Im Anfange des Jahres ein tausend sechs hundert und drei und neunzig wurde ihm der Marschallsstab verliehen, und im folgenden Jahre vertraute ihm sein Monarch das Oberkommando über die ganze kaiserliche Armee in Italien.

Ludwig der Vierzehente hatte nun Zeit gehabt, sein vorschnelles und irriges Urtheil in Ansehung Eugens einzusehen. Um es wieder gut zu machen, ließ er ihm den Marschallsstab von Frankreich, das Gouvernement von Champagne, nebst einer jährlichen Pension von zweitausend Louisd'or anbieten; aber alle diese Anerbietungen hatten nicht Reitz genug für den Helden, um ihn vom Dienste des Kaisers zu entfernen. „Sagen Sie ihrem Könige, antwortete er dem Abgeordneten, die Feldmarschallswürde der kaiserlichen Armee sey wenigstens eben so viel werth als der Marschallsstab von Frankreich, und reich schätze ich mich übrigens genug, so lange ich im Stande bin, dem Kaiser Beweise meines Eifers und meiner Treue zu geben.“ Und wahrhaft exemplarisch ist die Dankbarkeit, mit der er dem Hause Oesterreich ergeben blieb. Alle drei Kaiser, denen er diente, waren so eingeschränkte Köpfe, daß sie seiner Einsicht und Willkühr unbedingt huldigen mußten, und dennoch fiel

ihm

ihm nie ein, etwas mehr als ihr Diener seyn zu wollen, und in seinen späteren Jahren hörte man ihn oft sagen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder und Karl ist mein Herr.“ Er erkannte sich selbst so richtig, und war so vollendet in sich, daß man nie eine Bemühung bei ihm wahrnahm, sich über andere erheben zu wollen. Seine officiellen Berichte stellen selbst die glücklichsten Dispositionen, die seine Klugheit entworfen und seine Thätigkeit ausgeführt hatte, als nothwendige und natürliche Maaßregeln vor, die sich von selbst verstünden, und alle Zufälle, feindliche Fehler, und was sonst ohne seine Berechnung zum glücklichen Ausgange einer Schlacht beigetragen, ist alles ehrlich mitgenannt. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, und seine Officiere fürchteten eben so sehr seinen Falkenblick, als sein ungeheures Gedächtniß. Im Treffen war er sich bei dem größten und feurigsten Heldenmuthe eben so sehr seiner gegenwärtig und behutsam, als wenn er zu Hause ruhig die Landcharte betrachtete, um zu sehen, wo er dem Feinde den Rang ablaufen könne. Fremden Rath zu hören war er weder zu stolz noch zu eigensinnig; und er ließ gern, wenn der Rath fruchtete, die Ehre der guten Wirkung desselben auf den zurückfallen, dem er gebührte. Er besaß Verstand, ohne mit demselben äußerlich schimmern zu wollen, Tapferkeit und viele andere große Tugenden, ohne sie öffentlich mit Prunk zu zeigen: ein Fürst voll edler und großer Gesinnungen, der fest über seiner Pflicht hielt, in Staatssachen gleich groß, als im Kriegswesen, von jener rühmlichen Ehrliebe belebt, welche nur das Eigenthum erhabener Seelen ist. Ein so großer Mann war wohl werth, daß das Glück ihn jederzeit unterstützte,

auch

auch alsdann, wann es fliehen wollte, hielten sein Verstand und seine Entschlossenheit es noch zurück.

Im Heere wurde Eugen als Vater geliebt. Theilnehmende Unruhe, die er bei jedem Unfall, theilnehmende Freude, die er bei jeder Genesung zeigte, erwarben ihm allgemeines Vertrauen: sein durchdringender Verstand und die richtige Beurtheilung derer, die er anwendete und beförderte, erhielten ihn in Ansehen bei Befehlenden und Gehorchenden. Zum großen Verdrusse manches Verwegenen unter seinen Officieren war er so behutsam in der Schonung seiner Leute, daß er auch nicht einen einzigen ohne Noth verloren gab. Für die Kranken und Verwundeten trug er eine väterliche Sorge. Ueberhaupt lag ihm die Verpflegung des Heeres, besonders in den Winterquartieren, über alles am Herzen, und wenn Mangel eintrat, so schoß er lieber von dem Seinigen vor, ehe er es an den bestimmten Zahlungstagen am Solde fehlen ließ. Dafür verlangte er aber auch Pünktlichkeit im Dienste und strengen Gehorsam. Ausreisser schoß er oft mit eigener Hand im Fliehen nieder.

Sein Aeußeres verrieth den Geist, der in dieser Hülle wohnte, nur durch das Feuer seiner großen schwarzen Augen und durch eine Stirn, auf welcher Ernst und Nachdenken ruhte. Er war klein von Statur und schwächlich von Körper, aber dabei doch gut gebaut. Sein Gesicht war etwas lang und braun von Farbe, die Nase lang; er stopfte sie beständig voll mit spanischem Toback an, und darum mußte er zum Athemholen fast immer den Mund offen halten. Das Gesicht war überhaupt mager, sein schwarzes Haar ergraute früh, und machte darauf, nach damaliger Mode, einer gewaltigen Wolkenperücke Platz. Im Felde trug er meist einen Kapuzinerfarben Ueberrock, der ebenfalls vorne ganz mit spanischem Toback

über-

überzogen war. Seine kleine Figur und diese Tracht machten ihn, dem äußern nach, eben nicht sehr ansehnlich. Darum sagten die Soldaten, als er vor der Schlacht bei Zeuta zur Armee kam: „dieses Kapuzinerlein wird den Türken nicht viele Haare aus dem Bart raufen!“ aber sie wurden bald vom Gegentheil belehrt. Seine Stimme war beim Kommandiren stark, lebhaft und vernemlich, außerdem sprach er für einen Franzosen sehr bedächtig und langsam. Er war sparsam im Lobe, sparsamer noch im Tadel, großmüthig oder doch gleichgültig gegen den Neid, dessen schwarzer Schatten den Glanz seiner Verdienste nur noch mehr verherrlichte.

An Feldherrngröße wetteiferte mit Eugen sein berühmter Zeitgenosse, der Herzog von Marlborough, sonst Lord John Churchill, von Geburt ein gemeiner englischer Edelmann. Er war die Zierde Britanniens, der Schrecken Frankreichs und die Bewunderung der Welt. Er kam frühe an den Hof, und erwarb sich schon in einem Alter von zwölf Jahren die Gunst des Herzogs von York. Seine Schule machte er zuerst unter dem großen Turenne, da die Engländer Frankreichs Alliirte gegen Holland waren. Turenne zeichnete ihn sehr aus, und in seinem Lager hieß er nur der schöne Engländer. In der That soll die außerordentliche Schönheit, Kraft und Gewandheit seines Körpers, verbunden mit der Lebhaftigkeit seines Geistes, ihn unwiderstehlich gemacht haben.

Die Begierde höher zu steigen verleitete ihn anfangs zu manchen, seiner unwürdigen Handlungen. Eine Verwandte von ihm bekleidete eine ansehnliche Stelle in dem Hause der Herzoginn von Cleveland, die Maitresse König Karls des Zweiten, die durch ihre Wollüste eben so bekannt geworden ist, als durch ihre Talente und ihre Schicksale. Churchill, der

schöne und gewandte Jüngling, voll Gesundheit und Feuer, zog Aller Blicke auf sich. Seine Verwandtin baute hierauf, wie die geheime Geschichte jenes Hofs erzählt, einen Plan zu seiner Beförderung, in welchen der Jüngling mit Vergnügen eingieng, und bei dessen Ausführung er seine vorzüglichen Talente zuerst enthüllte. Die Herzoginn von Cleveland sah ihn, und eine glühende Leidenschaft entzündete sich in ihrem Herzen. Sie schenkte ihm ihre vorzügliche Gunst mit ihrem Schutze, und durch sie legte er den Grund zu seiner Erhebung und zu seinem Reichthume. Mit großer, einem geübten und erfahrnen Weltmanne Ehre machender, Klugheit benutzte der Jüngling die Gunst der Herzoginn. Durch ihren Vorschub und ihr Geld erlangte er eine Stelle an dem Hofe des Herzogs von York, Bruders und wahrscheinlichen Nachfolgers des Königs. Es war ihm leicht, die Gunst dieses Prinzen zu gewinnen. Um ihn aber noch mehr zu fesseln, brachte er seine Schwester an diesen Hof und beförderte sie zur Maitresse bei seinem Gönner. In diesem Verhältnisse verheurathete er sich mit Mis Sarah Jennings, einer Hofdame der Herzoginn von York. Für seinen Plan hätte er keine bessere Wahl treffen können; ihr Geist, wie ihre Absichten und Wünsche waren den seinigen vollkommen ähnlich. Sie erwarb sich einen Einfluß, besonders in der Folge, auf die Prinzessinn Anna, der nicht blos für das Schicksal ihres Mannes, sondern für das Schicksal eines großen Theils von Europa höchstmächtig geworden ist.

Nicht leicht sind vorzügliche Talente durch das Glück mehr unterstützt worden, als bei den Bestrebungen Churchills und seiner Gemahlinn. Während dreier sehr verschiedenartiger Regierungen behaupteten sie nicht nur ihren Einfluß fortwährend, sondern wußten

ten ihn auch zu erweitern und zu vermehren. Unter der Regierung Jakobs des Zweiten kannte man Churchill als den entschiedenen Günstling dieses Monarchen. Dieß hinderte ihn jedoch nicht, gleich nach der Landung des Prinzen Wilhelm von Oranien zu demselben überzugehen, welcher Churchills Fähigkeiten so gut einsah, daß er ihn sogleich zum Generallieutenant erhob. Ueberall handelte er mit so vielem Verstand und Eifer für das gemeine Beste, daß der König ihn in den geheimen Rath aufnahm, und zum Grafen von Marlborough ernannte. In der Folge erhob er ihn zu einem der Lordrichter von England, zum General der Infanterie, zum Anführer der ganzen englischen Macht in Holland, und zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten im Haag. Auf die höchste, ihm erreichbare Stufe des Ansehens und des Ranges erhob er sich unter der Königinn Anna; sie trug die Krone und er führte das Scepter; viele Jahre leitete er nach Gutdünken die Königinn, das Parlament und die Nation.

Das Glück schmeichelte aber an Marlborough keineswegs einem Unwürdigen. Die Ehrenstellen, die er begleitete, gaben ihm keinen Vorzug, den nicht seine Talente und seine Thaten verdient hätten; zum vornehmen Manne nur erhoben ihn jene, zum großen diese. Er besaß einen Geist, der zu einem großen Spiele geschaffen schien, voll kühner Anschläge, voll unabläßigen Strebens, voll unversieglicher Hülfsquellen, ruhig bei allgemeiner Verwirrung, in augenscheinlicher Gefahr heiter, und von edler Ruhmbegierde getrieben. Nichts übertraf die Schnelligkeit des Verstandes, mit der er das Ganze übersah, wie die einzelnen Theile, nichts den Scharfsinn, womit er seine Plane zeichnete, und nichts die Beharrlichkeit, womit er sie ausführte. Sein Muth kannte

keine

keine Gefahr, und keine unübersteiglichen Hindernisse seine Weisheit. Immer fand er den Weg zum Siege, immer war sein Name dem Feind ein Schrecken; nicht so der Menschheit, deren Rechte er ehrte. Von ihm schreibt sich die Gewohnheit der europäischen Völker her, ihre Kriegsgefangene mit Güte zu behandeln. Immer blieb er, obgleich beständiger Sieger, wachsam, immer drang sein Blick in alle Gegenden. Was Marlboroughs Unternehmungen ungemein beförderte, war die Unabhängigkeit in seinen Planen und seine kluge Betriebsamkeit im Kabinet; denn der Ruhm eines großen Staatsmannes gehörte ihm eben so, als der des Feldherren. Mit dem menschlichen Herzen und der Kuust zu gefallen gleich stark bekannt, fand er mit seinen Vorstellungen Eingang, mit seinem Gesuch Gehör. Wo Marlborough kommandirte, da war der Soldat unüberwindlich. Hohe Begriffe von militairischer Ehre und Wetteifer im Hervorthun herrschten in allen Gemüthern; denn der Feldherr schätzte das Verdienst und belohnte es. Weder Geburt noch Anciennete verschafften, so lange er kommandirte, Beförderungen; weder dunkle Abkunft noch jugendliches Alter schlossen davon aus; Fähigkeiten und tapfere Thaten waren die besten Empfehlungen, und wo er diese fand, da stieg auch der gemeine Soldat zum Befehlshaber, und der jüngere Officier übersprang den ältern. Marlboroughs Geist hatte keine Mängel, die Fehler seines Herzens waren unbezähmte Herrschsucht und Geitz, wiewohl er ein unermeßliches Vermögen besaß.

Diese beiden großen Heerführer waren es, die jetzt die größten Rollen spielten, und die in der entscheidenden Schlacht bei Höchstädt unvergänglichen Ruhm erwarben.

4.

Uebersicht der Kriegsbegebenheiten in den Jahren 1701 bis 1703.

Aus allen Provinzen, die damals zur spanischen Monarchie gehörten, lag das Herzogthum Mailand im obern Italien den deutsch-österreichischen Ländern am nächsten, von welchen es nur durch das venezianische Gebiet getrennt wurde; daher wollte man vor allem dessen Eroberung versuchen. Eugen erhielt Befehl, mit nicht mehr als acht und zwanzig tausend Kriegern nach Italien aufzubrechen, um dort wenigstens sechzig tausend Franzosen zu bekämpfen, die der Marschall Catinat, ein tapferer und erfahrner General, kommandirte.

Unübersteiglich schienen die Hindernisse, die Eugen auf diesem Marsche antraf. Bei seiner Ankunft zu Rovoredo, wo der Sammelplatz der Armee war, fand er die Pässe nach Italien von den Franzosen bereits besetzt. Catinat war sogleich auf die Nachricht von dem Anmarsche der Kaiserlichen ihnen zuvorgekommen, und hatte ihnen durch die Einnahme der wichtigsten Posten den Weg nach Italien zu verschließen gesucht. Jedermann erklärte es für eine Unmöglichkeit, durchzudringen. Auf der einen Seite sah Eugen unübersteigliche Gebürge vor sich, Plätze, die von Natur außerordentlich stark befestigt waren; auf der andern hatten sich die Franzosen in solche Posten, wo die Natur weniger für ihre Sicherheit gesorgt zu haben schien, in großer Anzahl geworfen, und stark verschanzt. Aber was jedermann für unmöglich hielt, machte die unerschütterliche Entschlossenheit des kaiserlichen Feldherrn möglich. Zum größten Erstaunen sah Catinat die kaiserliche Armee mit der ganzen Artillerie

tillerie und allem Gepäcke von den rauhen unwegsamen Alpen, die sie mit unbeschreiblicher Mühe erstiegen hatte, in die Ebene von Vicenza herabkommen. Fest entschlossen, in Mailand einzudringen, um welchen Preis es immer geschehen möge, und überzeugt, wie viel der Fleiß arbeitsamer Menschenhände vermag, hatte Eugen den Vorsatz gefaßt, sich einen Weg über die höchsten und unwegsamsten Gebirge zu bahnen. In weniger als vier und zwanzig Stunden stand durch die rastlose Arbeitsamkeit seiner Soldaten ein Weg von sechs Meilen in der Länge, und von mehr als neun Fuß in der Breite vollendet da, so, daß nun die Wagen, das Gepäcke und die Artillerie bequem darüber passiren konnte.

Catinat wurde über die unvermuthete Herabkunft der Kaiserlichen, von einer Gegend, welche bisher jedermann für unzugänglich gehalten hatte, so sehr betroffen, daß er sie beinahe als ein Wunder betrachtete. Eugen aber benutzte ohne Verzug diesen glücklichen Erfolg, und besetzte die ganze Ebene nebst dem Gebiete von Verona bis an die Etsch.

Das Glück, welches die ersten Schritte des tapferen Heerführers sicherte, begleitete ihn durch den ganzen ersten Feldzug im Jahr ein tausend siebenhundert und eins, er besiegte die Feinde in zwei ordentlichen Feldschlachten bei Carpi und bei Chiari mit unbedeutendem Verlust auf seiner Seite, und die braven Kaiserlichen — lauter alte, versuchte, durch die Kriege mit den Türken abgehärtete Soldaten — richteten einen großen Theil der feindlichen Macht in Scharmützeln zu Grunde. Nur fehlte es Eugen an allem dem, was man zu Belagerungen nöthig hat. Um aber doch einen festen Platz im Lande zu haben, wollte er im Februar des Jahres ein tausend siebenhundert und zwei Cremona durch eine List nehmen.

Schon

Schon war eine Abtheilung seiner Leute unbemerkt in die Stadt gedrungen; aber sie war nicht zahlreich genug, um sich gegen die starke Besatzung darinn zu behaupten. Sie mußte sich wieder heraus ziehen, brachte aber den Oberfeldherrn der Franzosen Villeroi als Kriegsgefangenen mit. Sonst hat man für die Ergänzung des kaiserlichen Heeres zu wenig gesorgt, als daß es in dem Feldzuge des Jahres ein tausend siebenhundert und zwei etwas Wesentliches hätte ausrichten können. So tapfer es sich bei Luzzara schlug, so blieb bei der Uebermacht des Feindes der Sieg doch unentschieden.

Der Krieg wüthete zu derselben Zeit auch in andern Ländern. Leopolds Erstgebohrner, der römische König Joseph, nahm mit Kaiserlichen und Reichsvölkern den Franzosen die Grenzfestung Landau im Elsaß, und die Holländer vertrieben sie aus einigen festen Plätzen der spanischen Niederlande. Aber jene Festung nahmen die Franzosen im Jahr ein tausend siebenhundert und drei, nachdem sie bei Speierbach gesiegt hatten, wieder, und Breisach, eine der Schutzwehren des deutschen Reichs, noch dazu: so wie dieses Jahr überhaupt ein Unglücksjahr war. Denn in Italien konnte das geschwächte und schlecht versehene kaiserliche Heer die Franzosen nicht hindern, selbst in Tyrol einzubrechen, und der Churfürst von Baiern fiel zugleich von einer andern Seite in dieses Land ein. Mit unerwartet schnellem Glücke nahm er die Pässe Ehrenberg und Kufstein weg, und eilte gegen Brixen der französischen Armee entgegen. Diese war schon bis vor die Stadt Trient gerückt, und foderte dieselbe auf; aber der Kommandant Solari verweigerte die Uebergabe. Die Franzosen drohten mit Bomben; aber Solari blieb standhaft. Also fiengen sie wirklich an, Trient zu bombardiren. Der plötzliche Einmarsch

marsch des Churfürsten hatte die Tyroler betäubt, aber jetzt erholten sie sich wieder, rotteten sich zusammen, zerstörten die Brücken, warfen Steine und Bäume von den steilen Felsen auf die in den engen Wegen marschirenden Feinde, und schoßen aus Gebüschen und Felsklüften die Offiziere an der Seite des Churfürsten todt. Um sich und seine Armee zu retten, mußte denn dieser eben so schnell wieder aus Tyrol zurückweichen, als er eingebrochen war. Die Franzosen ließen nun auch von Trient ab, und zogen sich wieder nach Italien zurück.

Nach diesem mißlungenen Versuche wandte sich der Churfürst von Baiern nach Schwaben, und stieß zu dem französischen Marschall Villars. Sie giengen über die Donau, und als Villars hörte, daß ein kaiserliches Heer von zwanzig tausend Mann, unter Anführung des Grafen von Styrum, unterwegs sey, um zu dem furchtbaren Heere des Prinzen von Baden bei Donauwerth zu stossen, so sagte er zu dem Churfürsten: „Dem müssen wir zuvorkommen; wir müssen vorwärts und Styrum angreifen.“ Der Churfürst, dessen Muth der Tyroler Feldzug niedergeschlagen hatte, wollte vorher den Rath seiner Generale und Minister einholen. „Ich bin ihr Minister und General, erwiederte Villars; können Sie noch eines Andern Rath verlangen, wenn von einer Schlacht die Rede ist?“ Der Churfürst, voll Besorgniß für seine Besitzungen, war noch immer abgeneigt vom Vorschlage des Marschalls, und nicht wenig verdrießlich über dessen Freimüthigkeit. „Wohl, sagte Villars, wenn Euer Hoheit diese Gelegenheit mit Ihren Baiern nicht nützen wollen, so schlage ich mit den Franzosen allein: vorbeilassen darf man sie nicht.“ Er befahl nun seinen Leuten, sich in Bewegung zu setzen, und der Churfürst, so ungehalten er auch war,

war, sah sich in die Nothwendigkeit gesetzt, gegen seinen Willen zu streiten. Sie griefen den Feind in der Ebene von Höchstädt an, und erhielten einen vollkommenen Sieg. Drei tausend Kaiserliche wurden getödtet, vier tausend zu Gefangenen gemacht; alles ihr grobes Geschütz und Gepäck fiel den Siegern in die Hände. Die siegreiche Armee, setzte den Churfürsten von Baiern in den Besitz von Augsburg, und da man den Weg nach Wien auf diese Weise offen hatte, so zitterte der Kaiser für seine Hauptstadt.

Kein Wunder, daß man bei diesen Gefahren in der Nähe das entfernte Heer in Italien beinahe ganz vergaß. Es mußte sich, bis auf einen kleinen Theil, der zu dem Herzoge von Savoyen gedrungen war, wegen seiner Schwäche ganz aus Italien zurück ziehen. Doch dieß war nicht die einzige schlimme Aussicht für den Feldzug des Jahres ein tausend siebenhundert und vier. Der Churfürst von Baiern war durch den französischen Feldherrn, Graf von Marsin so verstärkt worden, daß er sich fähig hielt, mit allem Nachdruck die Feinde zu bekämpfen. Jetzt stand der Entschluß fest, auf Wien selbst los zu gehen, und Oesterreich mit Einem Streich zu überwältigen. Frankreich und Baiern sahen schon ihrer Einbildung nach die Entthronung des Kaisers wie vor Augen, als die Schlacht bei Höchstädt die ganze Gestalt der Dinge änderte.

5.

Eugen und Marlborough vereinigen sich gegen die mit dem Churfürsten von Baiern vereinigten Franzosen.

König Wilhelm von England, des Kaisers mächtigster Bundesgenosse, war zwar gestorben: aber sei-

ne Nachfolgerinn auf Englands Thron, die Königinn Anna, bewies einen gleichen Eifer; besonders, weil man in Frankreich, wohin sich der von den Engländern einst vertriebene König Jakob der Zweite geflüchtet hatte, sie nicht als rechtmäßige Königinn erkennen wollte. Schon hatte sie den von Leopolden ernannten König Karl den Dritten von Spanien mit einer ansehnlichen Land- und Seemacht nach Portugal begleiten lassen, damit er von dort aus an der Spitze der Engländer, Holländer und Portugiesen seinen Nebenbuhler Philipp den Fünften selbst in Spanien bekriege: so wie auch ihre Flotte, zugleich mit der holländischen, den für unüberwindlich gehaltenen Seeplatz Gibraltar bereits bezwungen hatte. In den Niederlanden aber hatte sie, und die mit ihr einverstandene Republik Holland ein starkes Heer theils eigener, theils von andern Fürsten in Sold genommener Völker unter Marlborough aufgestellt, welches diese Provinz für Karln den Dritten erobern sollte.

Marlborough, in allen seinen Unternehmungen gegen die Franzosen glücklich, sollte nun auch den Kaiser aus den näheren Bedrängnissen reissen, in die ihn die Fortschritte und kühnen Unternehmungen des Churfürsten von Baiern versetzten.

Da nemlich Leopold seine eigene Residenz in Gefahr sah, so berief er den Prinzen Eugen, der in Ungarn gegen die Rebellen seines Monarchen kämpfte, nach Wien, um mit ihm zu berathschlagen, welche Maaßregeln in dieser mißlichen Lage zu ergreifen seyen. Von der bewährten Klugheit dieses in Staatsgeschäften und im Kriege gleich großen Fürsten hofte er einen wirksamen Vorschlag, durch dessen Ausführung sowohl er selbst dem Gedränge entrissen, als auch der gemeinsamen Sache der Alliirten überhaupt aufgeholfen

fen werden könnte, und Leopold hatte sich in seiner Hofnung nicht getäuscht.

Eugen schlug zwei Mittel von entgegengesetzter Art vor, wovon eines seinen Zweck unmöglich verfehlen könnte. Man sollte, sagte er, noch einmal gütliche Vorstellungen versuchen, und dem Churfürsten schimmernde Vortheile für den Fall anbieten, wenn er die französische Parthey verließe; würde aber dieses Mittel unwirksam seyn, so sollte man die äußerste Strenge gebrauchen, und ihn ohne weiteres von Land und Leuten jagen. Leopold mochte aber wohl eben so gut als Eugen überzeugt gewesen seyn, daß gütliche Vorstellungen, die man schon öfters angewendet hatte, ohne Folgen bleiben würden. Der Churfürst, stolz auf seine errungenen Vortheile, bethört von der Hofnung auf noch größere, verwarf alle Anträge. Es blieb daher dem Kaiser nichts übrig, als zur Gewalt zu schreiten, und ihn von Land und Leuten zu jagen. Plötzlich und unvermuthet sollte eine große Macht über den Churfürsten und die mit ihm verbundenen Franzosen herfallen, die französisch-baierische Armee aufreiben, oder wenigstens in die Flucht schlagen, und dadurch die Kaiserlichen in den Stand setzen, in des Churfürsten Land zu dringen, und es in Besitz zu nehmen. Damit dieses Vorhaben, zu dessen Ausführung fremde Unterstützung unumgänglich nöthig schien, nicht scheitern möchte, mußte der böhmische Graf von Wratislaw, einer der größten Staatsmänner jener Zeit, an dem Hofe zu London seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um die Königinn Anna zu bewegen, daß sie einen beträchtlichen Theil derjenigen Armee, die sie für die Alliirten auf den Beinen hatte, nach der Donau absende.

Marlborough war hier dem Wunsche des Kaisers bereits zuvorgekommen. Ueberzeugt von der Nothwen-

wendigkeit, einen solchen Entwurf auszuführen, hatte er der Königinn bereits ähnliche Gesinnungen eingeflößt. Als daher der Graf von Wratislaw, im Namen seines Herrn, den gedachten Antrag machte, fand er eben keine große Schwierigkeit, sie zur Theilnahme an diesem Project zu bereden. Anna beschloß wirklich, dem Gesuche Leopolds zu willfahren; nur wollte sie, daß alles aufs geheimste betrieben würde. Eine Schwierigkeit war es, die sich hierbei hervorthat. Es war nemlich vorauszusehen, daß die Holländer sich weigern würden, ihre Truppen zu einer Unternehmung abgehen zu lassen, die an sich nicht ohne Schwierigkeiten war, und im Fall, daß sie verunglückte, die holländischen Grenzen den Anfällen des Feindes blosstellen konnte: allein auch hier fand man Rath. Die Holländer erfuhren nichts von der geheimen Absicht, sondern man gab vor, mit einer Armee den Feind an der Mosel heimzusuchen, und erhielt hierzu, wiewohl nicht ohne Mühe, der Staaten Bewilligung.

Gegen das Ende des Aprils ein tausend siebenhundert und vier schiffte nun Marlborough mit einer starken Truppenzahl, großer Geldsummen und Kleidern für das ganze Heer nach Holland über, und trat mit fünfzehen tausend Engländern den Marsch nach dem Luxemburgischen an. Zehentausend Lüneburger, die am Oberrhein überwintert hatten, sollten nebst den hessischen Truppen an jenem Flusse zu ihm stossen.

Alles gerieth feindlicher Seits durch diesen plötzlichen Zug in bange Erwartung, und alles wurde getäuscht. Das größte Wunder, das in diesem, und in mehreren vorhergegangenen französischen Kriegen sich ereignet hatte, war, daß der König von Frankreich nicht im geringsten bemerkte, oder vermuthete,

was

was man vorhabe: ihm, der von jeher die verschlagensten und scharfsinnigsten Minister an den europäischen Höfen hatte, der durch ihre Hülfe, durch geheime Spionen, durch Gefälligkeiten, Versprechen und Gold jederzeit alle Geheimnisse der Kabinete ausgespähet hatte, blieb dieses Geheimniß unbekannt, und er vermuthete gar nichts arges. Er hatte sich selbst so fest überredet, die Alliirten werden in diesem Feldzuge ihre Macht nach keinem andern Orte als nach Flandern wenden, daß er alles aufbot, um an diesem Platze ein recht zahlreiches Heer aufzustellen, um überhaupt daselbst dem Feinde mit gehörigem Nachdrucke begegnen zu können. Der Marschall Villeroi erhielt den Oberbefehl in Flandern; der Marschall Tallard hingegen bekam den Auftrag, nach dem Oberrhein zu gehen, und mit seinem Heere zu dem Churfürsten von Baiern und dem Marschall Marsin zu stossen.

Begünstigt durch diese Täuschung setzte Marlborough seinen Marsch fort, und kam am fünf und zwanzigsten May durch das Gebiet von Cölln und Trier nach Coblenz, wo die Lüneburger und Hessen seiner Ankunft harrten. Eine Menge Fahrzeuge, die zu dem Ende den Rhein heraufgekommen waren, nahmen hier das Geschütz, Gepäck und Lazareth an Bord, und giengen nach Mainz, wohin das verbündete Heer auf beiden Seiten des Stroms sie begleitete.

Nunmehr glaubten die französischen Feldherren Marlboroughs Absicht errathen zu haben. Das Elsaß schien ihnen der Gegenstand seines Zugs, und dieß um so sicherer, je gefliessentlicher der englische Feldherr selbst durch ausgeschickte Leute in jener Provinz ähnliche Gerichte hatte verbreiten lassen. Acht und zwanzig Tage hindurch war Villeroi mit dem besten Theil seines Heeres den Alliirten nachgezogen;

nun

nun stand er plötzlich von seinem Vorhaben ab, und eilte so sehr er konnte, um noch vor der Ankunft des Feindes den Marschall Tallard im Elsaß zu verstärken. Marlborough hörte mit großem Vergnügen von Villeroi's Beharren, den französischen Soldaten umsonst müde Beine zu machen. Er hatte von dem niederländischen Heer noch acht tausend dänische Söldner unter dem Prinzen von Würtemberg sich nachkommen lassen, und den Generalstaaten geschrieben: Da der Wille seiner Koniginn sey, den Churfürsten von Baiern anzugreifen, so hoffe er, ihre Truppen würden ihn auf diesem Zuge begleiten dürfen. Dann gieng er bei Kostheim über den Rhein, bei Ladenburg über den Neckar in das Würtembergische, und lagerte sich bei Groß-Heppach. Nunmehr entfiel Aller Augen der Schleier, man erstaunte über das große Unternehmen, und der betrogene Feind fand sich in nicht geringer Verlegenheit. Der Churfürst von Baiern sah nun einen überlegenen Feind vor sich, und keine Aussicht zu einer Verstärkung vom Elsaß aus, die der König von Frankreich zwar befohlen hatte, die aber jetzt schwer zu bewerkstelligen war.

Erfreut über die mächtige Hülfe eilte der Prinz Ludwig von Baden, einer der angesehensten und tapfersten kaiserlichen Generale jener Zeit, und der Prinz Eugen von Savoyen nach Heilbronn zu Marlborough, um mit ihm das Nähere über den Operationsplan zu verabreden. Hier war es, daß die beiden angebeteten Feldherren, Eugen und Marlborough, die größten Kriegs, und Staatsmänner ihrer Zeit, sich zum erstenmal persöhnlich kennen lernten. Es war in der That ein feierlicher, herzerhebender Auftritt, zwei gleichgroße und verdienstvolle Männer zu sehen, wie bei dem ersten Anblick das Bewußtseyn gegenseitiger Seelengröße, und das Gefühl einer unüberwindlichen

Bewunderung und Hochachtung beider Herzen an einander fesselte. Diese Zusammenkunft knüpfte unter ihnen eine Freundschaft, die, von keiner Eifersucht getrübt, nie wieder erkaltete, nie in die gemeinen Angelegenheiten der Alliirten einen andern, als den heilsamsten Einfluß hatte. Eugen gestand: „noch niemals habe er weder trefflichere Pferde, noch schönere Waffen, noch eine besser gekleidete Armee gesehen. Was ihm aber weit mehr auffalle, denn jenes alles könne man um Geld haben, sey der kriegerische Muth, der auf Aller Gesichtern schwebe, und den er Zeit seines Lebens in einem so hohen Grade noch an keinem Soldaten wahrgenommen habe.“ — „Ihre Gegenwart, antwortete Marlborough, flößt meinen Soldaten diesen Muth ein.“

Der Prinz Ludwig von Baden beobachtete bei dieser Zusammenkunft ein Betragen, wie man es bei Menschen, die ihre Subordination fühlen, und dennoch Verdienste und ein Recht auf Ansprüche haben, in Gegenwart größerer Männer gewöhnlich bemerkt, und welches eine sichere Bezeichnung für sie zu seyn scheint. Er fürchtete zurückgesetzt und unterwürfig gemacht zu werden, und widersetzte sich daher den Vorschlägen, die von den beiden andern, besonders aber von Eugen, gethan wurden. Ueberdieß machte er, als ältester kaiserlicher General, Ansprüche auf den Oberbefehl der gesammten vereinigten Armee. Nur Eugens Geschmeidigkeit des Geistes und Marlboroughs Entschlossenheit konnten die Mishelligkeiten verhindern, welche sein Betragen hervorzubringen, so sehr geschickt war. Es wurde endlich der Schluß gefaßt, daß ein Korps von dreißig tausend Mann unter Eugen am Rhein sollte stehen bleiben, um die Marschälle Tallard und Villeroi zu berbachten. Mit dem Ueberrest der kaiserlichen, englischen und holländischen

dischen Truppen sollten Prinz Ludwig von Baden und Marlborough gegen den Churfürsten und Marsin ziehen; den Oberbefehl wollten Prinz Ludwig und Marlborough abwechselnd führen. Dieser Schluß wurde sogleich durch die That selbst ausgeführt, und die verschiedenen Heere marschirten an die Oerter ihrer Bestimmung.

6.

Niederlage der Baiern am Schellenberge, den 2ten Julius 1704.

Als die fürchterlichen Gewitterwolken, die erst Luxemburg, dann das Elsaß zu bedrohen schienen, durch die unerwartetste Wendung nach den Ufern der Donau hinzogen, um auf Maximilian Emanuels Haupt ihren gewaltigen Donner herabfahren zu lassen, gab dieser vor der Hand seine stolzen Plane auf, den Kaiser in Wien zu überfallen, und aus seinen Staaten zu vertreiben. Er schien einstweilen, in seinem festen Lager zwischen Lauingen und Dillingen, sich nur auf die Vertheidigung seiner Erbstaaten beschränken zu wollen. Guter Rath war jetzt in seinem Lager sehr theuer. Der Churfürst selbst war nicht fähig, einen festen und gehörig zusammenhängenden Plan zu entwerfen, oder sich durch eine schnelle und wohlberechnete Maaßregel aus einer Verlegenheit zu ziehen. Er sah nicht über die zunächst vor ihm liegenden Begebenheiten hinaus, und war ängstlich unentschlossen, sobald er nicht ein entscheidendes Uebergewicht auf seiner Seite erkannte. Der Marschall Marsin war kühn, entschlossen und thätig, aber er hatte weder Kenntnisse noch Erfahrung, noch Ueberlegenheit des Geistes. Mit einer Brigade Dragoner auf dem

Schlacht-

Schlachtfelde den Feind im Angesichte anzugreifen, oder eine Batterie zu bestürmen, das war der Wirkungskreis, den ihm seine Talente anwiesen, und worauf ihn sein Schicksal eigentlich hätte begrenzen sollen. Von ihm hatte also der Churfürst auch keine sichere und bessere Rathschläge zu erwarten. Hätte er sie aber auch erhalten, so würde er sie doch schwerlich befolgt haben, weil er ihn nicht genug achtete, um das eigene Urtheil dem seinigen zu unterwerfen. Er begrenzte sich also auf die einzige Sicherheitsmaaßregel, daß er dem Feldmarschall Arco mit zwanzig Bataillons Fußvolk, zwei französischen Regimentern und zwölf Schwadronen, alles auserlesene Soldaten, detachirte, sich auf dem Schellenberge zu verschanzen, um dadurch den Feind am Eindringen zu verhindern.

Arco, den Sturm ahndend, der nur zu bald über ihn herstürzte, eilte, die Verschanzung zu Stande zu bringen. Alle Bewohner der umliegenden Gegend wurden aufgeboten, auf dem Schellenberge zu arbeiten, alles weit und breit um den Schellenberg her wurde verheert und verbrannt; Hunger und Noth sollten sich mit den Baiern wider den anziehenden Feind vereinigen, und noch zwei andere Lager, eines hart an der Donau an der Donauwerther Ebene, das zweite in einer geringen Entfernung davon, zur besseren Vertheidigung des Schellenberg's bezogen werden. Arco, voll Muth und Erfahrenheit, und ein auserlesenes Korps von dreizehn tausend Mann unter seinem Befehl, hoffte unbezwinglich zu seyn, sobald man ihm Zeit ließ, die Verschanzung zu vollenden.

Marlborough war inzwischen mit schnellen Schritten näher gerückt, überall, wo er durchzog, als ein von Gott gesandter Retter gepriesen. Er hatte gegen das Ende des Junius sein, aus fünf und dreißig tausend Mann bestehendes Heer, mit den Völkern des

Prin-

Prinzen Ludwig von Baden vereinigt, die kombinirte Macht am ersten Julius, im Gesicht des feindlichen Lagers, nach Udenringen, sechs Stunden von Donauwerth geführt, und fest beschlossen, den Feldmarschall Arco anzugreifen, noch ehe er seine Verschanzung vollendet hätte. In einem Kriegsrathe, den er versammelte, erhoben sich zwar verschiedene Stimmen gegen das Unternehmen, weil das Heer durch anhaltende Märsche ermüdet, der Weg bös und der Schellenberg ein schwer zu erobernder Posten sey, auch dürfte sich wohl eine andere Gelegenheit finden, mit weniger Schwierigkeit über die Donau zu kommen; aber Marlborough, brennend vor Begierde nach einer entscheidenden Unternehmung und voll Zutrauen auf die Tapferkeit seiner Truppen, drang durch, und einmüthig stimmte man für den Angriff.

Das Lager wurde eilig abgebrochen und das Gepäcke nach Nördlingen geschickt. Am zweiten Julius früh um drei Uhr trat Marlborough, diesen Tag Oberbefehlshaber der vereinigten Macht, an der Spitze von dreißig Schwadronen, sechs tausend englischen und holländischen Fußvölkern, und fünfzehnhundert kaiserlicher Granadenwerfern den Marsch über die Anhöhen an; der Markgraf mit der übrigen Armee folgte durch die Ebene. Um den Mittag kam das Heer an die Ufer der Werniz; sie war angelaufen, und hielt die Alliirten bis gegen drei Uhr des Nachmittags auf. Sobald sie überschritten war, eilte der englische Oberfeldherr mit seiner Reuterey voraus, um die baierischen Schanzen in Augenschein zu nehmen. Bereits waren sie ihrer Vollendung nahe, und verkündeten, verbunden mit der natürlichen Beschaffenheit des Erdreichs, einen heissen Tag.

Schon der schwedische König Gustav Adolph hatte auf dem Schellenberge eine Schanze angelegt,

die Maximilian Emanuel jetzt hatte verstärken lassen. Der Berg liegt in der Nähe von Donauwerth, und bildet eine ganz freistehende, steile Anhöhe, die ohngefehr eine halbe Stunde von der Donau sich erhebt. Mitten durch den Berg gieng eine Heerstraße, zu beiden Seiten tief und steil. Sie führte durch das Dorf Schellenberg, dessen auf dem Gipfel des Berges liegende Kirche nebst dem geräumigen Kirchhof von dem Lager umgeben und befestiget war. Im Rücken von der Donau bespült, zur Rechten von einer Reihe waldiger, zu einem Hinterhalt geschickter Berge, zur Linken von dem bedeckten Wege der Festung Donauwerth geschirmt, konnte die Verschanzung nirgend anders, als in ihr Stirne angegriffen werden, und hier waren tausend Hände bereit, die Nacht hindurch dieselbe undurchdringlich zu machen. Allein bis dahin ließ man ihnen keine Frist; der Angriff geschah noch diesen Abend.

Marlborough versäumte keinen Augenblick um den Berg zu stürmen. Sobald die englische und holländische Infanterie seine Reuterey erreicht hatte, ließ er jene vorrücken, und stellte sie einen Kanonenschuß von dem Feinde in Schlachtordnung. Sechs tausend Mann unter dem Befehl des holländischen Generals Goor rüsteten sich zum Sturme, von dreißig Bataillons unter dem Grafen Horn unterstützt, hinter welchen die Reuterey sich formirte. So geordnet näherte sich das Heer der rechten Seite des verschanzten Berges.

Als der Feldmarschall Arco gewahr wurde, daß ihm keine längere Frist vergönnt sey, seine Verschanzungen zu verstärken, so ermunterte er seine Krieger zur tapferen Gegenwehr, fest entschlossen, sich auf das äußerste zu vertheidigen. Kaum sah er die Alliirten zum Sturme heranziehen, als sein Geschütz sich plötzlich

lich entzündete. Auch Marlborough gebot seinem Donner; eine geraume Zeit brüllten die Kanonen von beiden Seiten, und Marlborough, auf die Ankunft des rechten Flügels harrend, zögerte mit dem Befehle zum Sturm. Als aber die Kaiserlichen nicht sogleich nachkommen konnten, als er den Tag sich neigen und die Soldaten von Streitlust entflammt sah, erfolgte gegen sechs Uhr endlich das Zeichen zum Angriff. Er geschah mit aller Lebhaftigkeit, deren der englische Soldat fähig ist, aber nicht weniger lebhaft war Arco's Vertheidigung, und nicht gering der Verlust. Goor, ein alter versuchter General, hatte noch vor Eröffnung der Schlacht eine Ahndung gehabt, daß er dießmal das Leben nicht davon bringen werde, und bald im Anfange des Treffens streckte ihn, da er die Soldaten mit unerschütterlichem Muth in das Feuer führte, eine Flintenkugel aus den Verschanzungen zu Boden. Fast zu gleicher Zeit fiel sein Gehülfe, General Bleinheim, es blieb der Prinz von Bevern, ein tapferer Held von siebenundzwanzig Jahren; der Erbprinz von Kassel an der Spitze der Dragoner verließ verwundet das Schlachtfeld.

Ihrer Anführer beraubt, und dem gräßlichen Feuer von dem verschanzten Berge ausgesetzt, stutzten die Stürmer. Die baierischen Grenadiers thaten einen wüthenden Ausfall, und drangen mit gefälltem Bajonet in die Feinde. Aber dieser Angriff wurde, obwohl die Truppen der Alliirten durch langen Marsch auf schlechten Wegen schon am Anfange dieser Action ermüdet waren, standhaft abgeschlagen, so daß die Grenadiers genöthigt waren, mit Verlust wieder in ihre Verschanzungen zurückzugehen. Die Alliirten fielen nun zum zweitenmal an; auf den Leibern ihrer erschlagenen Brüder suchten sie die Verschanzung zu ersteigen, das Gefecht wurde weit anhaltender und

mörderischer als zuvor, aber von eben dem Erfolg: Arco blieb unbesiegt.

Noch immer waren die Kaiserlichen nicht angekommen, die der Prinz von Baden herbeiführen sollte. Marlborough ließ ihn auffodern, seinen Marsch aufs äußerste zu beschleunigen, und während des hitzigsten Kampfes erschien er endlich vor der linken Seite des Schellenbergs. Da diese Seite des Berges nur mit einigen schwachen Bataillons besetzt war, so hatte Arco dem Kommandanten in Donauwerth Befehl gegeben, in den bedeckten Weg der Festung vier Bataillons zu legen, um die Verschanzungen von dieser Seite vertheidigen zu helfen. Allein der Kommandant vernachläßigte Arco's klugen Befehl, das Feuer aus der Verschanzung wurde nur schwach unterhalten, und ohne Hinderniß erklimmte der kaiserliche Feldmarschall Thüngen an der Spitze des kaiserlichen Fußvolks den Berg. Ohne einen Schuß zu thun füllten die Kaiserlichen den Graben mit Schanzkörben, warfen ihre Granaden in die Verschanzung, und stürmten sie da, wo dieselbe nur schwach und unvollkommen war.

Arco vernahm mit Entsetzen das Getümmel auf der linken Seite. Er eilte mit einigen Bataillons, sich dem Feinde entgegen zu werfen: allein schon sind die Kaiserlichen durchgedrungen, schon hat das Schrecken die Tapferkeit seiner Soldaten gelähmt. Marlborough hatte inzwischen auf dem linken Flügel zum drittenmal Befehl zum Sturm gegeben; fürchterlich war überall der Andrang der Alliirten, immer fürchterlicher, je schwächer der Widerstand der Baiern wurde. Die Brustwehren wurden erstiegen, und die Baiern, in Stirn und Seite angegriffen, suchten, nachdem sie den Namen der Tapferkeit durch die hartnäckigste Vertheidigung verdient hatten, ihr Heil auf

der

der Flucht. Arco's Reuter hielten noch eine kurze Zeit den Angriff der englischen und holländischen Truppen auf, dann flohen sie auch, zu gering an Zahl, um die verfallenen Sachen wieder herzustellen. Mit ihrer Flucht begann in der Verschanzung eine grauenvolle Scene des Mordens. Ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand und das vergossene Blut so vieler ihrer Kameraden, hauen die Alliirten alles nieder, was ihre Schwerdter erreichen können; ohne in der Hitze des Streits das Rufen um Pardon anders als mit tödtenden Streichen zu beantworten. Rechter Hand zwischen der Stadt Donauwerth und dem Berge hatte der Prinz von Baden seine Reuterey unter dem Herzog von Würtemberg gestellt, um den Baiern den Weg nach der Stadt zu verlegen. Diesen zu widerstehen, und den Rückzug der Geschlagenen zu decken, machte Arco, so schrecklich auch die Unordnung war, noch einen Versuch, brachte einige Bataillons zum Stehen, und legte sie in einen Verhau. Aber alle seine Bemühungen, die Truppen zu sammeln und einen Rückzug zu machen, waren ohne Erfolg, und er selbst begab sich auf die Flucht. Nun stürzten sich die unglücklichen Baiern fünfzehn Fuß hoch von den Werken herab in den Graben, die Nachspringenden drückten die ersten zu Boden, der Graben wurde mit Todten und halb Lebendigen angefüllt, und die letzten fliehen über sie hinweg nach der Stadt. Allein jede Zuflucht ist ihnen genommen; die Donaubrücke abgeworfen, die Thore der Stadt geschlossen, die Säbel der kaiserlichen Reuter in ihrem Nacken. Vielleicht würde kein einziger mit dem Leben davon gekommen seyn, hätte nicht ein noch nicht zersprengtes Dragoner-Regiment mit großem Muthe die Sieger so lange aufgehalten, bis die Flüchtlinge sich retten konnten, nachdem der größte Theil von ihnen

nen entweder durch das Schwerdt gefallen, oder in die Donau gestürzt und ertrunken war. Nur der Theil des Feindes, der in dem befestigten Kirchhofe lag, hatte das Glück, unter der Hülle der Nacht unverletzt nach Donauwerth zu entkommen.

7.

Bedrängte Lage des Churfürsten von Baiern. Verheerung seines Landes. Unterhandlungen mit demselben.

Seit dem Ausbruche des Krieges war noch nie ein so vollständiger Sieg erfochten worden; noch niemals hatte der Feind eine so große und entscheidende Niederlage erlitten. Von dreizehn baierischen Bataillons kamen nur wenige Soldaten davon, von manchen Geschwadern nur fünf bis sechs Mann. Sechzehn Kanonen, alle Gezelte, alles Schanzzeug, alles Gepäck gerieth in die Hände der Alliirten. Das reiche Silberzeug des Feldmarschalls Arco, der sich nur mit Lebensgefahr durch Schwimmen gerettet hatte, wurde unter die Soldaten zur Belohnung ihrer Tapferkeit vertheilt. Die Engländer und Holländer zählten neunhundert und siebenzehn Todte, und zweitausend vierhundert und achtzig Verwundete, die Kaiserlichen und Reichstruppen dreihundert und vierzehn Todte und zwölfhundert und fünf Verwundete. Die Generale Thüngen, Fürstenberg, Friese, der Prinz von Würtemberg, der Erbprinz von Kassel, Horn, Wood, Bedmar, Palland, der Prinz von Baden selbst — kurz, fast alle Oberbefehlshaber trugen rühmliche Wunden davon. Der Feldmarschall Stirum hatte, indem er von dem kaiserlichen Angriff zu jenem

der Engländer jagte, einen Schuß durch den Leib bekommen, und starb kurz hernach.

So ansehnlich aber der Verlust der Alliirten auch seyn mochte, so vollkommen ward er gleichwohl von den großen Folgen aufgewogen, die den erkämpften Sieg begleiteten. Die Niederlage auf dem Schellenberge kostete dem Churfürsten von Baiern den größten Theil seines Landes, das nun den Siegern offen stund. Donauwerth ergab sich sogleich den Tag nach der Schlacht ohne Schwerdtstreich. Der Churfürst hatte befohlen, die Brücke bei Donauwerth nebst dem dort befindlichen Magazin in Brand zu stecken, um den Feinden auf keine Art einen Vortheil zu gewähren. Da aber diese bereits in der Vorstadt sich befanden, ehe dieser Auftrag vollzogen werden konnte, so mußten die Baiern fliehen, ohne ihr Vorhaben ausführen zu können. Der ganze daselbst befindliche Vorrath von Kanonen, Schießpulver, Haber und Getreide fiel also den Holländern und Engländern in die Hände. Das Schloß Dillingen, welches die Franzosen in ihrer Gewalt hatten, wehrte sich bis auf den vierzehenten Julius, da die Besatzung in die Kriegsgefangenschaft sich ergeben mußte. Zwei Tage darauf öfnete auch die baierische Grenzfestung Rain am Lech die Thore, Aicha gieng mit Sturm über und Neustadt wurde besetzt. Diese letztere Stadt hatten die Baiern freiwillig verlassen; die Alliirten erlangten dadurch nicht nur einen sichern Ort, sich zurück zu ziehen, wenn ein Unglück sich ereignete, sondern auch eine Gelegenheit, aus Schwaben und Franken ohne Gefahr Zufuhr zu erhalten.

Durch die verlohrne Schlacht der Hofnung beraubt, den Alliirten die Donaupässe zu sperren, und selbst in Gefahr von seinen Staaten abgeschnitten zu werden, verließ Maximilian Emanuel mit dem fran-

zösischen Heerführer Marsin eilfertig sein festes Lager bei Lauingen, zog überall die kleinen Besatzungen an sich, und gieng nach Augsburg, wo er sich unter den Kanonen der Stadt verschanzte. Seine Lage war mit einemmale die bedrängteste geworden. Vor der Schlacht zählte er gegen vierzig tausend Krieger unter seinem Befehl; davon hatte der zweite Julius über sechs tausend aufgerieben, und seitdem schmolz das Heer noch beträchtlich durch häufige Desertion. Gegen ihn ein siegreicher, etliche fünfzig tausend Mann starker Feind, der unaufhaltbar hervordrängte, den Kampf zu erneuern, und der die Greuel des Kriegs durch den baierischen Staat verbreitete. Täglich flammten eine Menge Flecken und Dörfer auf; wo der geängstete Churfürst sein Auge hinwandte, da war Feuer, wo sein Ohr hinhörte, da war Wehklagen. Schröcklich ward das arme Baierland verwüstet und ausgeplündert, und das Jammergeschrei der Unglücklichen, die Wohnung und Habe verlohren, ertönte von allen Seiten. Diese auffallende Grausamkeit, womit das Land heimgesucht wurde, war die Folge einer zu Friedberg gehaltenen Konferenz der hohen Generalität der Alliirten, und des bei derselben anwesenden kaiserlichen Geschäftsträgers, Grafen von Wratislaw, worinn man übereingekommen war, daß man nun mit aller Strenge gegen Baiern verfahren wolle, um dadurch den Churfürsten zu zwingen, daß er der Verbindung mit Frankreich entsage. Da nemlich dem Kaiser, wie den übrigen Alliirten, alles daran lag, den Churfürsten ganz zu entkräften, und dadurch den bisher äußerst gefährlichen, ja, man darf wohl sagen, dem Erzhause seiner Nachbarschaft wegen gefährlichsten Stein des Anstosses wegzuräumen, so beschloß man, auch alles anzuwenden, um den Churfürsten auf andere Gedanken zu bringen; gütli-

che

che Vorstellungen waren bisher vergebens angewendet worden, deswegen schritt man zur Gewalt. Durch eine besonders harte Behandlung seines Landes, welche nichts schonen würde, hofte man in ihm endlich das Mitleid gegen seine bedrängten, unglücklichen Unterthanen rege zu machen, und ihn auf diesem Wege zur Aenderung seiner Gesinnungen zu bewegen.

So wurden also einige Zeit diejenigen Bewegungsgründe gebraucht, die, nach dem Ausdruck eines französischen Schriftstellers, die letzte Vernunft der Fürsten sind, und die aus dem Munde der Kanonen hervorgehen. Marlboroughs Engländer fuhren fort, ein Dorf nach dem andern abzubrennen. Das Land erbot sich, Brandschatzungen zu bezahlen, um das Abbrennen zu verhindern. Marlborough antwortete: „ich bin nicht gekommen, Geld zu sammeln, sondern den Befehl meiner Königinn zu vollführen, und diese will, daß ich allen Ernst anwende, um Seine Durchlaucht auf einen billigen Sinn zu bringen.“ Das Brennen hatte seinen Fortgang, und um das Unglück zu vollenden, brachen von der andern Seite die Tyroler Scharfschützen über die Gebürge am Innthal, eroberten die Linien, verheerten jämmerlich das Land bis Burghausen, und führten an Vieh und anderer Habe eine große Beute davon. Die Gemahlinn des Churfürsten, die nicht nur das traurige Schicksal der Unterthanen, sondern überhaupt die Gefahr, die ihrem Gemahl bevorstand, lebhaft fühlte, soll an den Erzbischof von Salzburg geschrieben haben, um sich eine Zuflucht bei ihm auszubitten. Sie hätte, sagte sie in dem Schreiben an ihn, alles gethan, um ihren Gemahl von der französischen Parthey abzuziehen; allein die um ihn sich befindenden französischen Generale hätten alle ihre Bemühungen vereitelt.

Je bedrängter die Lage des Churfürsten war, um so quaalvoller war auch die Gemüthsstimmung, in die er sich versetzt fühlte. Wer um ihn war, fand ihn die ganze Zeit über, da er sich bei Augsburg aufhielt, niedergeschlagen und tiefsinnig. Die Abgeordneten der Stadt, die ihm im Namen derselben zu seinem Geburtstage Glück wünschen wollten, ließ er nicht vor sich, und mit tiefgefühlter Besorgniß fragte er seine Vertrauten: was wohl sein Schicksal seyn würde?

In dieser Lage und Stimmung befand sich der Churfürst, als die beiden Oberfeldherren der Alliirten ihn fragen ließen: ob er Krieg oder Frieden zu haben wünsche? Sie erinnerten ihn an die Pflichten, die er dem Kaiser und Reich schuldig sey; sie zeigten, welche Gefahren, welche Schande und welches Verderben das Bündniß mit Frankreich über ihn und sein Land bringe; wie rühmlich ihm die Gnade seines Kaisers, wie wandelbar die Treue des französischen Hofes sey; sie riethen und beschworen ihn, das Bündniß mit des Reiches Oberhaupte zu erneuern, allen Verdacht für die Zukunft zu entfernen, und das Reich von den Greueln des Bürgerkrieges zu befreien, in welchem Fall gänzliche Vergessenheit des Vergangenen und die rühmlichsten Bedingungen ihm zugesichert wurden. Fände er aber Bedenken, seine Truppen mit jenen des Reichs wider Frankreich zu vereinigen, so möchte er sie wenigstens auseinander gehen lassen, und aus Achtung für seine eigene Ehre aller gegen den Kaiser gefaßten Feindschaft entsagen.

Für den Churfürsten war der Gedanke an Aussöhnung eben so widrig, als jener an die Verheerung seiner Staaten: um aber diese zu retten, und jene bis auf den äußersten Nothfall zu ersparen, fand er es weder für räthlich, den Antrag der Alliirten schlechthin

hin zu verwerfen, noch ein großes Verlangen darnach zu äußern. Er antwortete daher: „längst und vollkommen habe er sich der Verbindlichkeiten gegen den Kaiser entlediget; doch ehre er, ohngeachtet des ausgebrochenen Kriegs, diesen Monarchen als Vater, und wenn sein bisheriges Benehmen dieser Versicherung in manchen Fällen zu widersprechen scheine, so sey dieses Niemanden anders als dem römischen Könige zuzuschreiben, welcher gegen ihn und seinen Bruder, den Churfürsten von Kölln, unversöhnliche Feindschaft gefaßt habe. Uebrigens werde er das Reich immer lieben, und immer auf den Vortheil und die Gefahren sowohl seines Volks, als auch seiner Familie alle Rücksicht nehmen.“

Einen Schein von Hofnung hatten die Alliirten nun doch, den Churfürsten zu gewinnen. Sie berathschlagten daher von neuem über die Mittel, ihn zu einem friedlichen Abtritt von der französischen Parthey zu bewegen. Der preußische Hof drang besonders lebhaft auf die Aussöhnung, und hatte den Herrn von Berlepsch nach Baiern gesandt, dieselbe aus allen Kräften vermitteln zu helfen. Das geheime Geschäft gewann bald eine günstige Aussenseite; in einem Kloster, unweit der französisch-baierischen Armee, traten die beiderseitigen Abgeordneten wirklich in Unterhandlungen.

Der Churfürst machte anfangs so übertriebene Foderungen, daß man sie unmöglich bewilligen konnte. Durch Bieten und Wiederbieten hofte er den Handel zu verzögern, oder wenigstens so viel zu erlangen, als nöthig wäre, den aus der Verbindung mit Frankreich gehofften Vortheilen einigermaßen die Waage zu halten. Er verlangte Tyrol, Oesterreich ob der Ens, ja sogar das Mailändische. Die Tochter des römischen Königs sollte die Braut seines Churprin-

prinzen werden; sie sollte sogleich nach Baiern geschickt werden, um sie daselbst erziehen zu können. Der Kaiser soll, wie ihm diese Bedingungen vorgetragen wurden, geäußert haben: er wundere sich gewaltig über den Churfürsten, wie er jetzt solche Dinge verlangen könne, da er sich doch sonst so weit heruntergelassen hätte, als Generalgouverneur der spanischen Niederlande, Minister eines Herzogs von Anjou zu werden. Demungeachtet brachen die Alliirten die Unterhandlungen nicht ab, sie verdoppelten vielmehr ihren Eifer, fuhren mit größerer Geschäftigkeit als je in Verwüstung der churfürstlichen Länder fort, und machten dem Churfürsten daneben ungemein vortheilhafte Erbietungen. Die Opfer, die man ihm bringen wollte, waren allerdings schimmernd genug, um für ihn einigen Reitz zu haben. Es wurde ihm das Anerbieten gemacht, daß man ihm die obere Pfalz zurück geben und sogar das Herzogthum Neuburg einräumen wollte, wofür der Kaiser dem Churfürsten von der Pfalz eine Entschädigung geben würde. Man versprach ihm noch überdieß auf beständige Zeiten das Gouvernement der vereinigten Niederlande. Man wollte ihm für seine Truppen, die sich in den Dienst der Alliirten begeben sollten, starke Subsidien bezahlen. Man wollte die Juwelen, die er für fünfmal hundert tausend Thaler an die Holländer verpfändet hatte, wieder einlösen; man wollte ihm endlich eine ansehnliche Summe noch baar auszahlen. Die Städte Augsburg und Ulm sollten, bis zur Erfüllung aller dieser Punkte, in seinen Händen bleiben.

Lange widerstand Maximilians hoher Sinn diesen und andern vortheilhaften Erbietungen, lange stämmte sich sein Stolz, der durch Marlboroughs Art, den geschehenen Anträgen Eingang zu verschaffen, tödtliche Wunden empfieng, seinen glänzenden

Pla-

Planen und heissesten Wünschen zu entsagen. Sein Haß gegen Oesterreich wollte sich immer nicht unter das eiserne Joch der Nothwendigkeit beugen. Frankreich hatte ihm wiederholt Unterstützung versprochen; dieser harrte er, mit dieser hofte er das Uebergewicht und Vermögen zur Wiedervergeltung in Kurzem auf seiner Seite zu sehen. Nun mochten vor seinen Augen nach allen Seiten hin Dörfer und Städte in Flammen auflodern; nun mochten seine Unterthanen zu Grunde gerichtet, gemißhandelt, verscheucht werden: es erhöhte seine Erbitterung, aber es brach seinen Sinn nicht. Wenn das Sengen und Brennen nicht aufhöre, ließ er Marlborough sagen, so werde er eine unerhörte Rache nehmen. Diese Rachbegierde verhärtete ihn nur noch mehr; sie machte ihn völlig unfähig sich zur Annahme des einzigen leichten und sicheren Mittels ihrer Rettung zu entschließen. Jemehr er über das Verfahren des Feindes ergrimmte, desto weniger fühlte er sich fähig, durch Aufopferung seiner unedlen Leidenschaften seine Unterthanen zu retten, ihnen, wo nicht Frieden, doch Sicherheit zu schenken. Um Zeit und Gelegenheit zur Rache desto sicherer zu erreichen, nahm er seine Zuflucht zu Verstellung und Trug. Noch immer mochte Marlborough die Hofnung nicht aufgeben, den Churfürsten zur Annahme gütiger Vorschläge und zur Vereinigung mit dem großen Bunde zu bewegen. Er setzte deshalb seine Auffoderungen mit steigendem Eifer fort, und der Churfürst, um Zeit zu gewinnen, ließ sich jetzt näher ein, und bezeugte selbst den Wunsch, diese Mißhelligkeit auf eine friedlichere Weise beenden zu können.

Es wurden nun aufs neue Unterhandlungen angeknüpft. Durch Foderungen und Verwilligungen kam man sich allmählig näher. Alles Zögern vermochte nicht mehr den Augenblick aufzuhalten, wo Maximili-

milian seine letzte Erklärung von sich geben sollte. Seine Verlegenheit stieg aufs höchste. Schon hatte er die Feder in der Hand, um den Vertrag mit dem Kaiser zu unterzeichnen, als ihm die nahe Ankunft des Marschalls Tallard mit einem ansehnlichen französischen Hülfskorps gemeldet wurde. Plötzlich erhob sich nun wieder sein gebeugter Stolz; sein Haß gegen Oesterreich, sein Durst nach Rache wegen des verheerten Churfürstenthums, seine Lust, die entworfenen Anschläge doch noch auszuführen, nachdem die Hindernisse nicht mehr größer sind, als die Mittel sie zu entfernen — alles dieses erfüllt auf einmal mit unwiderstehlicher Gewalt seine Seele. Die Feder liegt auf dem Boden des Zimmers, mit ihr Deutschlands süße Hofnung, mit ihr — Maximilians Churhut.

8.

Neue Verwüstung in Baiern. Der Marschall Tallard stößt zu dem Churfürsten.

Kaum vernahmen die Oberfeldherren der Alliirten die plötzliche Sinnesänderung des Churfürsten, als sie, aufgebracht über den listigen Betrug, über den Verlust so vieler Tage, und zugleich noch nicht ganz ohne Hofnung, durch den Anblick der Verwüstung seines Gebiets, Maximilian auf Wege des Friedens zu leiten, den seit einigen Tagen zurückgenommenen Befehl, Baiern mit Feuer und Schwerdt heimzusuchen, von neuem ergehen liessen. Starke Partheyen verbreiteten sich wieder, gleich verheerenden Fluthen, in dem unglücklichen Lande. Mit einigen tausend Reutern durchzogen die Grafen de la Tour, Fries und Fugger die an Schwaben grenzenden Provinzen; bis München trugen sie die Flamme, bis

Mün-

München blieb weder Stadt noch Dorf, weder Pallast noch Hütte vom Feuer verschont; von seinen Besitzungen blieb dem Churfürsten nichts, als die Armee, dem baierischen Landmann nichts, als das Leben. Das alliirte Heer stellte sich dem baierisch-französischen bis auf eine kleine Entfernung entgegen, es war voller Streitlust, und wünschte nichts sehnlicher als eine Schlacht: allein Maximilian hatte die Zeit benutzt, und sein Lager einer unangreifbaren Festung gleich gemacht. Marlborough suchte auf eine andere Weise dem Churfürsten nach dem Herzen zu greifen, er sann auf die Belagerung der prachtvollen churfürstlichen Residenzstadt: allein Mangel an schwerem Geschütz hielt ihn zurück. Alle Unternehmungen schränkten sich daher auf die Verwüstung des offenen Landes ein.

Maximilian sah nicht ungerührt die furchtbare Verwüstung seines unglücklichen Landes. Der Anblick großer Schaaren seiner Unterthanen, die mit der kümmerlich geretteten Habe nach Augsburg flüchteten, das Bitten seiner Gemahlinn, das Flehen seines Volks, durch einen Vergleich der unaussprechlichen Noth ein Ende zu machen — dieß alles traf sein Herz. Allein der Erfolg dieser heftigen Eindrücke widersprach gänzlich den Absichten der Alliirten. Nachdem Maximilian auf seine wiederholten Vorstellungen wegen der grausamen Verwüstung des Landes von Marlborough die Antwort erhalten hatte, daß nur schleunige Aussöhnung mit dem Kaiser das Feuer löschen könne, befahl er, von Rache entbrannt, seinen Soldaten, alle Engländer, die in ihre Hände fielen, ohne Barmherzigkeit niederzumachen. Marlborough schärfte seinem Heer das Wiedervergeltungsrecht ein. Einige Wochen hindurch wütheten am Lech und an der Donau alle Furien des Kriegs, bis endlich die

sehn-

sehnlich erwartete französische Unterstützung bei dem Churfürsten anlangte.

Da nemlich die Lage der Dinge in Baiern so bedenklich war, weil die Franzosen nicht vermuthet hatten, daß England und Holland eine so starke Hülfe an die Donau senden würden, so beschloß der französische Hof, dem Churfürsten einen recht ansehnlichen Beistand zu senden. Der Marschall Tallard erhielt von Ludwig dem Vierzehenten Befehl, mit fünf und dreißig tausend Mann das Elsaß zu verlassen, und nach Baiern aufzubrechen. An eben dem Tage, wo ein Theil von Maximilians Heer auf dem Schellenberge die große Niederlage erlitt, gieng Tallard mit ein und fünfzig Bataillonen Fußvolk und dreißig Eskadronen Reuterey, mit zahlreichem Geschütz und einer Menge von Kriegsbedürfnissen zwischen Strasburg und Fort Louis über den Rhein, und lagerte sich bei Offenburg. Der Marschall Villeroi folgte mit zwanzig tausend Mann, und blieb bei Offenburg stehen, um den Prinzen Eugen, der die Linien bei Stollhofen bewachte, während Tallards Marsch nach dem Schwarzwalde zu beunruhigen.

Eugen konnte jetzt an nichts als an seine eigene Erhaltung denken. Es war nicht räthlich, sein ohnehin schwaches Heer durch abgeschickte Haufen nach den Pässen des Schwarzwaldes noch mehr zu schwächen. Würtemberg, immer bedroht, aber immer noch vor dem Wetter bewahrt, durfte der Gefahr eines feindlichen Besuchs nicht ausgesetzt werden. Die Absicht der Franzosen wurde also leicht erreicht.

Tallard zog den Rhein höher hinauf nach Breisach, bemächtigte sich durch ein vorausgeschicktes Detachement aller Zugänge des Waldkircher Thals, und erschien, nach einem mühseligen Marsche durch die engen Wege des Kitzinger Thals am sechzehenten Julius

lius vor Villingen, welches er zur Deckung des Rückens zu erobern gewillet war. Er grief es mit großer Macht an. Aber schon hatte Villars im vorigen Jahr Villingen belagert und nicht erobert; auch Tallard eroberte es nicht, Die mannhafte Gegenwehr der Belagerten, die nur aus sechshundert Streitern, halb Landmiliz und halb Bürgern bestund, und die weisen Maaßregeln des Kommandanten, Freiherrn von Wilsdorf, machten alle Maaßregeln fruchtlos. Ungedultig über die verzögerte Uebergabe, und von der Hülfsbedürftigkeit des Churfürsten unterrichtet, befahl Tallard, die Zahl der Schießgerüste zu vermehren, und mit doppelter Ladung auf die Festung zu feuern. Es ward auch an mehreren Orten ein Wallbruch gelegt: aber in der Nacht arbeiteten die Belagerten rastlos, ihn wieder zu verbauen. Tallard näherte sich mit den Werken, um zu stürmen. Wilsdorf erwartete ihn mit getrosten Muthe, und der Sturm unterblieb. Nun versuchte er, mit Feuerkugeln die Festung zu bezwingen; aber auch dieser Versuch blieb ohne Wirkung. Die Villinger wußten, daß Eugen mit achtzehn tausend Mann zu ihrer Rettung sich nähere, und dachten an keine Uebergabe. Auch Tallard erfuhr Eugens Marsch, und die steigende Noth des Churfürsten, der ihm durch einen Courier wissen ließ, wofern Tallard nicht binnen dreien Tagen zu ihm stossen würde, so sey er genöthiget, mit den Alliirten einen Tractat zu schließen. Auf diese Nachricht hob Tallard die Belagerung eilig auf, um vermittelst starker Tagemärsche Augsburg zu erreichen.

So sehr Eugen eilte, den Marschall zu erreichen, und ihm das weitere Vorrücken bis in das Lager der Baiern zu wehren, so waren doch alle seine Bemühungen fruchtlos. Unangefochten kam Tallard

nach Ulm, und gieng hier über die Donau. Eugen sah jetzt die Unmöglichkeit, jene Vereinigung zu verhindern, und ließ daher Tallard ziehen, der am vierten August im baierischen Lager bei Augsburg ankam.

9.

Eugen und Marlborough vereinigen sich, und beide beschließen eine entscheidende Schlacht.

Die Lage des Churfürsten von Baiern, der bisher mit verbissener Wuth seines Landes Verwüstung hatte mit ansehen müssen, schien nun schnell eine bessere Wendung zu nehmen. Die Hülfe, die er aus Frankreich erhalten hatte, bestund aus den besten französischen Truppen, und die Hofnung auf eine völlige Niederlage der Alliirten trat an die Stelle der vorigen Kleinmuth. Tallard an seinem Theile unterließ nicht, den Muth und die Erwartung des Churfürsten aufs höchste zu spannen. Er besuchte ihn, von mehr als vierhundert Officiers begleitet, zu Augsburg, und sprach in stolzem Tone: „Ich stelle Euer Durchlaucht die unüberwindliche Armee vor, welche Landau eingenommen, die Feinde am Speierbach geschlagen, die Linien ohnerachtet alles Widerstandes passirt hat, und Sie in den Stand setzen wird, alle Hindernisse zu übersteigen, alle Ihre Entwürfe auszuführen.“

Diese Entwürfe waren aber leichter gefaßt als ausgeführt: Eugen und Marlborough arbeiteten an ihrer Vereitlung. Das Betragen dieser beiden grossen Feldherrn ist beinahe ohne Beispiel in der Geschichte aller Helden: sie waren nie auf einander eifersüchtig, beneideten einander nicht, schmiedeten keine Ränke gegen einander, zerstörten und hinderten einander nicht ihre Plane und Anstalten, kurz: Eu-

gen

gen und Marlborough an der Spitze der Armee schienen nur von Einem Geiste beseelt zu seyn.

Eugen war bereits zwei Tage nach der Vereinigung der Franzosen und Baiern bei Höchstädt angekommen. Hier verließ er seine Armee, und eilte in das Lager der Alliirten in die Gegend von Donauwerth, um mit Marlborough und dem Prinzen von Baden zu berathschlagen. Eugens erste Idee war, ohne Zeitverlust mit der dreifach vereinigten Armee den Feind anzugreifen, und Marlborough gieng ganz in diesen Plan ein. Da aber der kühne Unternehmungsgeist der beiden ersten Feldherren durch die zaudernde Bedächtlichkeit des alten mürrischen, auf Kriegserfahrenheit so stolzen, als auf den erlangten Kriegsruhm eifersüchtigen Prinzen von Baden sich beschränkt sah, so dachten sie auf ein Mittel, den kaiserlichen Generallieutenant zu entfernen. Eugen kannte dessen Schwäche, daß er sich nie größer fühle als in einer Belagerung. Er redete daher im versammelten Kriegsrathe von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Belagerung von Ingolstadt, um sich Baierns völlig zu bemächtigen, und der Prinz von Baden war bereit, dieselbe zu übernehmen. Sobald er dahin abgezogen war, hinderte nichts mehr die glühende Thatensucht der beiden Helden. Von dem nehmlichen Geiste beseelt, dem nehmlichen Kraftgefühl erfüllt, beschlossen sie, ohne Zeitverlust ihre beiden Heere zusammen zu führen, und die große Sache zu entscheiden, sobald sich eine Gelegenheit zeigen würde. Zwar war ihr vereinigtes Heer an Mannszahl dem feindlichen nicht ganz mehr gewachsen, allein dagegen waren die Talente und Geschicklichkeit der Anführer dieser ihnen weit untergeordnet. Auch konnten sie voraussetzen, daß die Truppen derselben nicht mit so viel Ergebenheit und Vertrauen folgen würden, als die

ihrigen ihnen bereits bei so manchen Gelegenheiten bewiesen hatten. Marlborough vertraute seinem Glücke und Eugen erwog den Drang der Nothwendigkeit. Nur durch Schlacht und Sieg konnten sie sich jetzt in dieser Gegend behaupten, das Land umher vermochte ihnen keinen weitern Unterhalt zu geben. Ihre Magazine waren von ihnen entfernt und die feindlichen Feldherren hatten bereits alle Maaßregeln genommen, um ihnen jede Zufuhr von dorther abzuschneiden. Diese schickten sich an, das feste Lager zwischen Lauingen und Dillingen zu beziehen. Von hier aus war es ihnen leicht, jede Zufuhr aus den zu Nürnberg und Nördlingen befindlichen Magazinen der Verbündeten zu verhindern. Villeroi, der am Rhein zurückgeblieben war, setzte sich nach dem Würtembergischen in Bewegung, um diesem Herzogthume die Neutralität abzunöthigen. Der Marschall Tallard sollte dann unverzüglich das sechzehn tausend Mann starke Korps des Prinzen Eugen, ehe es sich mit dem Heere Marlboroughs vereinigen könne, angreifen, und, wie er für gewiß hielt, zu Grunde richten. Dann konnte freilich Marlborough auch unangegriffen sich nicht lange halten.

Als die Feldherren des französisch-baierischen Heers diesen Plan entwarfen, rechneten sie allerdings darauf, daß die Alliirten die Maaßregeln, welche sie zu ergreifen für gut finden dürften, ruhig abwarten würden. Allein schon waren diese mit der Ausführung ihres, von jenem freilich sehr abweichenden, Planes emsigst beschäftiget. Indem sich das französisch-baierische Heer gegen Dillingen bewegte, war Marlborough über den Lech und die Donau gegangen, und vereinigte sich am eilften August eine Stunde von Donauwerth mit dem Prinzen Eugen, ehe noch Tallard daran dachte, daß dieß geschehen könne.

Als

Als die beiden Oberfeldherren Marlborough und Eugen am folgenden Tage ausritten, um die Gegend zu recognosciren, erblickten sie von Ferne den feindlichen Vortrupp und das ganze feindliche Heer in vollem Marsch. Mit verhängtem Zügel jagten sie nach dem nahen Dorfe Taffheim, und beobachteten daselbst von dem Kirchthurme herab die Bewegungen des Feindes. Dieser zog von Höchstädt heraus, und schlug in der nemlichen Gegend, wo im vorigen Jahre der kaiserliche General Stirum den Sieg an Maximilian verlohren hatte, das Lager mit dem rechten Flügel an Blindheim gelehnt, mit dem linken an Luzzingen. Jenen deckte überdieß noch die Donau durch eine Krümmung, die sie in dieser Gegend macht; diesen eine waldige, einen halben Zirkel bildende Reihe von Bergen. Längs der Vorderseite floß der Nebelbach, da, wo der Churfürst stand, hochufrig und tief, weiter herab mit dem morastigen Boden vermischt. Auf des Churfürsten Befehl ward er eingedämmt; er überschwemmte die Wiesen, und machte die ganze umliegende Gegend sumpfig. Der Mittelpunkt des feindlichen Lagers war auf einer Anhöhe, welche gehörig benutzt die ganze Ebene beherrschte.

So günstig die Position für das baierisch-französische Heer war, so beharrten Eugen und Marlborough dennoch bei ihrem Entschlusse, eine Schlacht zu wagen. Nachdem sie auf dem Taffheimer Kirchthurme die feindliche Stellung übersehen hatten, eilten sie, voll Begierde zum Angriff, ins Lager zurück, um die Meinung des Kriegsraths zu vernehmen. Mehrere Generale widerriethen unter den jetzigen Umständen eine Feldschlacht. „Die Beschaffenheit des Erdreichs, sagten sie, giebt dem Feinde Vortheile, die es uns leicht gereuen lassen dürften, ihn in dieser Stellung angegriffen zu haben. Wir können nicht

an-

anders als im Defiliren vorrücken; unter seinen Augen und dem Feuer seines Geschützes blosgestellt, müssen wir den Uebergang über den Bach versuchen, dessen Ufer er gewiß mit aller Macht vertheidigen wird. Sind wir hinüber, so haben wir erst die Schlachtordnung zu machen, und ehe wir zum Angriff kommen, ist die halbe Armee verlohren. Es ist daher der Klugheit gemäß, auf eine bessere Gelegenheit zu warten, welche nicht lange ausbleiben wird, da der Feind bei Höchstädt nicht bleiben darf, wenn er Ingolstadt von der Belagerung befreien will."

So wichtig diese Gründe seyn mochten, ein entscheidendes Treffen zu vermeiden, so hatten gleichwohl Marlborough und Eugen noch weit wichtigere, welche sie bestimmten, auf dieses Treffen anzutragen. Villeroi war bereits gegen den Neckar vorgerückt, und im Begriff, zur Ausführung des oben gedachten Plans, der nur durch eine Hauptschlacht vereitelt werden konnte, zu schreiten. Schob man aber diese Schlacht noch einen einzigen Tag auf, so schien nichts gewisser, als daß der Feind die Vortheile des Erdreichs durch Verschanzungen vermehren, und so die Ueberlegenheit der alliirten Reuterey gänzlich unwirksam machen werde. Die Eroberung von Ingolstadt konnte sich in die Länge ziehen, und schien den großen Nachtheilen, die in andern Gegenden drohten, keineswegs die Wage zu halten. Da überdieß die zahlreiche Reuterey bereits anfieng, Mangel an Fütterung zu leiden, so stand zu befürchten, entweder von dem Feind ganz unverrichteter Dinge sich entfernen zu müssen, oder selbst angegriffen zu werden; da denn der wichtige Vortheil des Muths, der gewöhnlich den angreifenden Theil unterstützt, an den Feind verlohren wurde.

Wenn

Wenn diese allgemeinen Gründe die Meinung für den Angriff hinlänglich zu rechtfertigen schienen, so gab es für die beiden Oberfeldherren noch besondere, die vielleicht einen weit größern Antheil an dem Entschlusse hatten, um jeden Preis eine entscheidende Unternehmung zu wagen, zu der sich jetzt die Gelegenheit darbot. In England erhoben Marlboroughs Feinde laute Klagen wegen der zu weiten Entfernung des Kerns der Armee, die durch übertriebene, Tag und Nacht fortgesetzte Märsche und Gegenmärsche abgemattet und unfähig gemacht werden, wichtige Dinge auszuführen. Der Herzog, sagten sie, habe seine Vollmachten überschritten, er opfere dem Privatvortheile das allgemeine Beste auf, man müsse ihn zur Verantwortung ziehen, und vielleicht könne der Marsch nach der Donau den Kopf kosten. Diese harten Aeusserungen waren dem Herzog nicht unbekannt geblieben, mächtig hatten sie den Wunsch nach einer Hauptschlacht befördert, und den laut gesagten Entschluß bewirkt, daß er die erste sich darbietende Gelegenheit zu einem Treffeu benutzen werde, um entweder durch den Sieg oder durch seinen Tod das Parlament zum Stillschweigen zu bringen.

Eugen hegte mit Marlborough gleiche Gesinnungen, und so fanden diejenigen kein Gehör, welche das Gefahrvolle dieser Unternehmung und dem Kriegsrathe darzustellen sich angelegen seyn ließen. Die Schlacht wurde auf den andern Tag beschlossen, und alle Veranstaltungen dazu schon am Abend vorher getroffen.

10.

Ausmarsch der Alliirten auf die Ebene von Höchstädt. Sie stehen dem französisch-baierischen Heere gegen über.

Der dreizehente August des Jahres ein tausendsieben hundert und vier war der Denkwürdige, in den Annalen der Geschichte mit blutigen Zügen geschriebene Tag, an dem in Höchstädts Gefilden der furchtbare Kampf gekämpft wurde, der den stolzen König der Franzosen demüthigte, den Churfürsten von Baiern gänzlich zu Grunde richtete, den Angelegenheiten der Alliirten die günstigste Wendung gab, und die Helden Eugen und Marlborough mit unvergänglichem Ruhm schmückte.

Sogleich nach Mitternacht riefen im Lager der Alliirten die lärmenden Spiele die Regimenter zusammen, und um zwei Uhr brachen sie auf. Die Dispositionen zur Schlacht wurden folgendermaßen gemacht. Das Heer marschirte in acht Abtheilungen, zur rechten sieben dänische und eilf preußische Bataillons, unter dem Befehl des tapfern Prinzen von Anhalt, in zwei Kolonnen, diesen zur linken drei und neunzig deutsche Schwadronen, ebenfalls in zwei Haufen, und von dem Prinzen Maximilian von Hannover geführt. Diese vier Kolonnen machten den rechten Flügel aus, welchen Eugen kommandirte. Auf dem linken Flügel gieng die englische und holländische Infanterie, acht und vierzig Bataillons stark, in zwei Abtheilungen, zu ihrer Linken die englische, holländische, dänische und lüneburgische Reuterey, ebenfalls in zwei Kolonnen. Marlborough war das Oberhaupt desselben. Zwei und fünfzig tausend Köpfe war das sämmtliche Heer stark, und mit einer Artillerie

tillerie von sechzig Stücken versehen, welche unter die Bataillons vertheilt wurden. Die französisch-baierische Armee zählte achtzig Bataillons und hundert und achtundfünfzig Schwadronen, oder überhaupt auf sechzig tausend Mann. Ihre Artillerie belief sich auf neunzig Stücke, worunter acht halbe Carthaunen waren. Auf dem rechten Flügel, den Tallard kommandirte, stand die Armee, die er mitgebracht hatte; den linken bildeten der Churfürst und Marsin mit ihren Truppen.

Mit Anbruch des Tages gieng das Heer der Alliirten vermittelst verschiedener kleinen Brücken über den Bach Kessel. Eugen führte sein Fußvolk rechts, durch einen großen Umweg, über den Rücken waldiger Berge hin, während seine Reuterey ihm zur Linken durch die Ebene zog; Marlborough aber rückte auf den fruchtbaren Gefilden an der Donau vor. Zwei Brigaden hessischer Infanterie nebst fünfzehn Schwadronen Dragoner, die in Taffheim stunden, erhielten Befehl, auf dem Ende des linken Flügels eine neunte Abtheilung zu machen. Es war um sieben Uhr, als Marlboroughs Armee im Gesicht des feindlichen Lagers erschien, und sich ohne Verzug anschickte, an mehreren Orten den Nebelbach zu überschreiten; zugleich rückte die neunte Kolonne näher gegen Blindheim und die Mühlen am Bach, um dem daselbst postirten Feind einen feurigen guten Morgen zu bieten.

Im feindlichen Lager herrschte tiefe Stille, als sich die Alliirten dem Nebelbache näherten; die Generale lagen noch in ihren Betten, und Tallards Reuter waren auf Fouragirung gegangen. Man wußte nicht einmal, daß sich Eugen bereits mit dem englischen Feldherrn vereinigt habe. Als nun die Alliirten in Schlachtordnung sich näherten, waren sowohl

der Churfürst als die französischen Feldherren nur darüber unzufrieden, daß sie ihnen zuvorkamen. Stolz auf ihre Uebermacht und die Vortheile, welche ihnen ihre Stellung gewährte, sahen sie einen glänzenden Sieg mit Zuversicht voraus, und eilten, die Anstalten zum Empfang der Ankommenden zu treffen. Durch das ganze Lager verbreitete sich plötzlich kriegerische Thätigkeit, alle Spiele und Kriegstrompeten erschallten, ein zwiefacher Kanonendonner entbietet die Reuter zurück, und in großer Eil stellen sich die Brigaden vor dem Lager. Fünf am Bach liegende Dörfer und zwei Wassermühlen lodern himmelauf. Der Tag ist angebrochen, um dessen willen Marlborough das deutsche Meer durchschifft, Tallard Wald und Klüfte durchdrungen, und Maximilian Emanuel mit der ganzen Kraft seines Churfürstenthums sich bewaffnet hat. Mit banger Erwartung sieht Deutschland, sehen alle kriegführenden Mächte, nach den Ebenen an der Donau, wo das große Spiel zur gewaltigen Auflösung reift, wo hundert tausend tapfere, streitgeübte Krieger, der Kern der europäischen Kriegsmacht, sich zum mörderischen Kampfe schürzen. Jetzt soll es entschieden werden, ob Oesterreich eine Macht bleibe, oder hülflos dahin sterbe, ob Oberdeutschland seine Konstitution behalte, oder der Willkühr eines in seiner Mitte aufgestandenen Feindes sich zu unterwerfen habe, ob Ludwigs Stolz immer dem Schicksal gebiete, oder das Schicksal nun auch einmal dem Stolze. Bittere Furcht und süße Hofnung haben sich in alle Herzen getheilt; dieser Tag wird Millionen ihre Furcht benehmen, und Millionen ihre Hofnung, Monarchien werden ihn segnen und Monarchien ihn beweinen; denn der Sieger wird Gesetze geben, welche zu verwerfen der Besiegte keine Macht hat, und großmüthige Feinde sind beide Theile nicht.

II.

Stellung des französisch-baierischen Heeres. Vorbereitung zum Angriff.

Der Churfürst von Baiern, voll Kampflust und Hofnung auf Sieg, hatte bald sein Heer in Schlachtordnung gestellt. Die Erinnerung an das verheerte Land schrie nach Rache; die Stärke des Heers, der Anblick der Wahlstatt, wo Stirum im vorigen Jahr geschlagen worden war, versprach den besten Erfolg. Die baierischen Truppen besaßen sowohl Tapferkeit als Erfahrung; unter den Augen ihres geliebten Churfürsten scheuten sie keinen Feind, und die Niederlage am Schellenberge hatte die Sieger bei Höchstädt nicht kleinmüthig gemacht. Im Besitz eines vortheilhaften Erdreichs, mit einer zahlreichen Artillerie versehen, an Menge dem Feind überlegen, an Muth ihm gleich, und von Feldherren geführt, die mit Lorbeern geschmückt waren, befürchteten sie so wenig besiegt zu werden, daß sie vielmehr eine genügende Rache für den zweiten Juli zu nehmen gedachten.

Die Hofnung der Baiern theilten die mit ihnen verbundenen Franzosen und ihr Anführer Tallard. Die Truppen, die er dem Churfürsten zugeführt hatte, waren größtentheils königliche Haustruppen, trefflich gerüstet, und mit dem Siege vertraut. Allein Tallard, dessen Fehler das eigensinnige Glück, am Speierbach mit Sieg gekrönt hatte, begieng an der Donau weit größere und dießmal verderbliche. Militairisches Verdienst konnte ihm keineswegs streitig gemacht werden; er besaß Erfahrung, unermüdbare Thätigkeit, großen Muth, und einen Geist voller Hülfsmittel. Wenn er Zeit hatte seine Plane zu studieren

dieren, so zog die Vorsicht vor ihnen her, und die Tapferkeit begleitete sie: wurde er aber übereilt, oder gieng es hart her auf dem Schlachtfelde, so betäubte, wegen seines leicht entzündbaren Blutes, ungestümmer Drang seine Feldherrnkunst, so war er mehr Soldat als General. Seine Augen blitzten von Feuer, doch konnte er wenige Schritte vor sich hin die Gegenstände nicht deutlich unterscheiden. Diesen Mangel und jener Fehler waren es, welche bei Höchstädt ihn um Siegeskränze, und Frankreich um seine Größe brachten.

Da Tallard besorgte, daß Marlborough die Absicht habe, ihm in die Seite zu fallen, so besetzte er Blindheim mit sieben und zwanzig seiner besten Bataillons, und ließ das Dorf, so gut es die Kürze der Zeit erlaubte, mit Buschholz und Verzäunungen verwahren. Vier Regimenter Dragoner saßen ab, und stellten sich zur Rechten des Dorfs bis an die Donau. Zur linken desselben formirte Tallards Reuterey acht und vierzig Eskadrons stark zwei Linien, an welche von der Kavallerie des linken Flügels drei und dreißig Eskadrons anschlossen, die bis Oberklau die Schlachtlinien verlängerten. Da, außer Blindheim, auch dieses Dorf mit Fußvolk besetzt wurde, so blieb nur eine geringe Anzahl Bataillons zur Unterstützung der Reuterey im Mittelpunkte. Eine widersinnige, mit allen Regeln der neuern Kriegskunst streitende Anordnung! Tallard war, was die Zahl der Infanterie betraf, den Alliirten überlegen, und versteckte sie in die Dörfer, wo sie nichts leisten konnte: seine Reuterey hingegen war geringer, und diese sollte ununterstützt den Stoß des mächtigen Feindes aushalten. Inzwischen trugen Tallards schlechte Augen die Schuld von einer so üblen Disposition, denn sie hatten ihn verführt zu glauben, ein Angriff auf ihn

sey

sey nirgend anders als bei Blindheim möglich, und die ganze übrige Gegend jenseits des Baches sey bodenloser Morast, wo der Feind versinken und versunken seinem Geschütz zum festen Ziel dienen werde.

Eine weit vortheilhaftere Stellung hatte der linke Flügel, wo der Churfürst und Marschall Marsin kommandirten. Der Bach war hier tief und hochufrig, und das Erdreich hoch. Von Oberklau bis gegen Luzzingen formirte sich die Reuterey, durch Fußvolk hinlänglich unterstützt; das Hauptkorps der Infanterie dehnte sich über Luzzingen hinaus, wo der Churfürst die Zäune und Hecken niederhauen ließ, um die Bewegungen des Feindes desto ungehinderter beobachten zu können. An der Spitze des Heeres waren neunzig Kanonen von acht bis vier und zwanzig Pfund aufgepflanzt; sie stunden drei hundert Schritte vom Bache entfernt, bestrichen die Gegend und drohten den Alliirten einen vielfachen Tod.

Marlborough hatte inzwischen die Tiefen des Bachs untersuchen, Brücken schlagen und die Wege ausbessern lassen; alles war geschäftig, um bald an den Feind zu kommen. Nach acht Uhr fieng Tallards Geschütz an zu feuren, und ein unaufhörlicher Donner fiel verwüstend auf die Alliirten. Dadurch gereitzt, verdoppeln diese ihre Geschäftigkeit, jede Eskadron der hintern Linien erhält Befehl, eilig zwanzig Schanzkörbe zur Ausfüllung des Morasts zu verfertigen, die Brücken kommen zu Stande, und bei Niederklau schickt der Prinz von Hollstein-Beck von zwei eilig gebauten Schießgerüsten feurige Antwort zu den Franzosen hinüber. Marlborough war entschlossen, heute entweder den Sieg oder den Tod zu erkämpfen, und indem er zu dem erstern die weisesten Maaßregeln wählte, vergaß er nicht, auch zu dem letztern sich geschickt zu machen. Mitten unter dem

Don-

Donner des Geschützes und den kriegerischen Vorkehrungen zum blutigem Kampfe ließ er seinen Beichtvater kommen, empfieng das Abendmahl und als ein Sterbender des Priesters Segen. Jetzt überläßt er sich, auf alles gefaßt, der Willkühr des Schicksals, und jetzt streckt der Tod die Hand nach Marlboroughs Leben aus. Eine Kanonenkugel schlägt plötzlich, indem er längs dem Bach hinunter reitet, sein Pferd zu Boden, und jedermann glaubt, Marlborough sey zerschmettert. Jedoch die Vorsicht hat den Helden zu noch größeren Thaten bestimmt; ganz mit Koth bedeckt, aber unbeschädigt steht Marlborough auf, und mit immer größerer Lebhaftigkeit wurden die Anstalten betrieben.

Als es Mittag wurde, war man damit zu Ende. Alles war voll Kampfbegierde; nie erwartete ein tapferes Heer das Zeichen zum Angriff sehnlicher, nie hatten Unerschrockenheit und Zuversicht in größerer Fülle sich aller Herzen bemächtiget.

Wenn Marlborough seinen Gegner verleitet hatte, den größeren Theil seines Fußvolkes in Blindheim zu verstecken, so sorgte er nun auch dafür, daß dieser den Fehler nicht verbessern möchte. In dieser Absicht befahl er den Generalen Cutts und Wilkes, mit zwanzig Bataillonen näher gegen Blindheim vorzurücken, dem Generalmajor Wood aber, mit sechzehn Geschwadern zur Unterstützung zu folgen. Lord Cutts, ein vortrefflicher General, rückte geschwind bis an den Nebelbach, von dem das Dorf gedeckt war, und hielt unbeweglich an dessen Ufer, trotz dem feindlichen Geschütz, welches jetzt seinen Donner verdoppelte, um den kühnen Feind zurückzuscheuchen. Die Kanonen waren aber zu hoch gerichtet, und die meisten schwirmten über die Köpfe der Engländer hin. Sehnsuchtsvoll wartete Cutts auf das Zeichen zum

An-

Angriffe von Marlborough, eben so sehnlich harrete dieser auf die Nachricht von Eugen, daß auch der rechte Flügel bereit sey auf den Feind loszugehen: aber länger, als man vermuthete, blieb diese Botschaft aus.

Die Sonne gieng eben auf, als Eugen nach einem mühseligen Marsche seine Infanterie aus dem Walde führte. Er stellte sein Fußvolk in Schlachtordnung, rückte durch ein mit Gräben, Morast und zerrissenen Felsenstücken angefülltes Thal vor, und dehnte, so viel es die Schwäche der Truppen verstattete, seinen rechten Flügel gegen die Berge aus. Eilig rückte der Feind vor Luzzingen heraus, er verwandelte seine Flanke in eine furchtbare Fronte, deckte die linke Seite derselben mit Reuterey, und diese wieder mit neun Bataillons, welche sich in dem Walde in einen schiefen Winkel stellten. Sein Geschütz entzündete sich mit einem mal, von acht bis ein Uhr donnerte es in einem fort, und streckte manchen braven Deutschen zur Erde, ohne daß Eugen, wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Erdreichs, auch seinen Donner gegen den Feind schicken, und etwas anderes thun konnte, als seine Soldaten zum Ausharren und zur blutigen Rache zu verweisen.

Der außerordentliche Muth der Truppen siegte endlich über alle Schwierigkeiten; sie beschleunigten den Marsch, wateten bis an die Knie im Morast, setzten über Gräben und Wasser, und richteten sich, in zwei Linien gestellt, zum Angriffe. Da man aber nicht nur eine überlegene und vortheilhaft gestellte Macht vor sich hatte, sondern auch die Beschaffenheit des Erdreichs große Behutsamkeit erfoderte, so war es dem Fußvolk nicht möglich, eher als nach ein Uhr ihrer Seits das Treffen zu eröffnen.

Sobald Marlborough die Nachricht erhielt, daß

Eugen am Ende seiner Anstalten stehe, nahm General Cutts das Signal zum Angriff auf Blindheim wahr. Ohne einen Augenblick zu verlieren führte er sein tapferes Korps über den Bach, drang unter dem heftigsten Feuer durch Hecken und Defileen, und so begann endlich die Schlacht, welche, in Ansehung der Stärke der kämpfenden Heere, der Disciplin und der hohen Kriegskunst der Alliirten — welche in Ansehung der von beiden Theilen erwiesenen Tapferkeit, des vergossenen Blutes und der erstaunlichen Folgen bei Menschengedenken nicht ihres gleichen hatte.

12.

Marlboroughs Sieg über Tallard.

Blindheim, unweit Höchstädt im Fürstenthum Neuburg, war also der Ort, dem der erste Sturm galt. Mit großem Muth und einem fürchterlichen Feuer stürzt General Cutts auf dieses Dorf los. Seine Bataillons sind so viele Gewitterwolken, die sich Schlag auf Schlag ihres vertilgenden Donners entladen. Ihr Andrang ist wüthend, ihr Ausharren der ersten Helden würdig; der Entschluß des Heerführers, zu siegen oder zu sterben, ist der Entschluß jedes einzelnen Mannes geworden. Allein im Kampf mit einem Feinde, der des Krieges gewohnt, und trotzig auf seine Anzahl wie auf seinen vortheilhaften Posten, dem herzhaften Angriff eine nicht minder herzhafte Vertheidigung entgegensetzt, strengen die Engländer vergeblich alle Kraft an, um in Blindheim einzudringen. Wie ein Todesregen fällt auf sie das feindliche Feuer, Blut und Tod laufen grausam durch ihre Reihen. Ein Haufen französischer Gendarmerie

stürzt

stürzt herbei, und fällt ihnen in die offene Seite; das äußerste Bataillon zur Rechten geräth durch den ungestümmen Anfall in Unordnung; Wood mit seinen Geschwadern steht zur Linken des Angriffs, und kann nicht helfen. Die erste Brigade weicht zurück, nachdem sie Wunder der Tapferkeit verrichtet hat, und ihren heldenmüthigen Führer Row tödtlich verwundet sieht.

General Cutts ließ inzwischen sogleich frische Brigaden vorrücken, um den Angriff zu erneuern, und Marlborough schickte eine Anzahl englischer Schwadronen über den Bach, um die rechte Seite der angreifenden Infanterie zu decken. Der Oberste Palm, der diese Reuterey kommandirte, traf unerschrocken mit den französischen Eskadrons zusammen, und sicherte die Flanke der Bataillons vor ferneren Gefahren. Nun wurde der Angriff sechs Stunden wiederholt abgeschlagen, und wiederholt erneuert. Cutts gewann Blindheim nicht, aber er half die Schlacht gewinnen, denn indem er hier die feindliche Infanterie aufhielt, hatte Marlborough Zeit, die vom Fußvolk entblößte Reuterey zu schlagen.

Nicht sobald sah dieser Feldherr, daß die ganze Aufmerksamkeit des Feindes auf Blindheims heldenmüthigen Angriff gerichtet sey, als er seinem Heere befahl, Morast und Bach zu überschreiten. Nie wurde ein Befehl freudiger vollzogen; alle Regimenter geriethen augenblicklich in Bewegung, alle eilten den Brücken und dem Furth zu, um sich mit dem Feinde zu messen. Dieser stund unbeweglich auf der Anhöhe, und begnügte sich noch immer, blos mit einem lebhaften Kanonenfeuer den Uebergang streitig zu machen. Der Churfürst, obgleich mehr tapfer als kriegsverständig, hatte dem Marschall Tallard gerathen, das Erdreich am Fuße des Berges mit eini-

gen Truppen zu besetzen, und die treue Befolgung dieses Rathes würde den Alliirten vielleicht eine undankbare, gewiß eine schröckliche Blutarbeit gekostet haben. Allein des Marschalls unglücklicher Irthum von dem grundlosen Moraſt hatte ihn verleitet, des Churfürsten klugen Rath nicht zu achten. Er wollte Truppen herüber lassen, aber jedesmal nur so viel, als er auf der Stelle niederhauen könnte, und die übrigen sollten, im Moraſt versunken, durch sein schweres Geschütz zerschmettert werden. So gewiß war der stolze Franzos des Sieges; so wenig kannte er seinen furchtbaren Gegner!

Die Alliirten rückten inzwischen an, ohne im Moraſt zu versinken. Zuerst kamen über die Brücken eine Anzahl Schwadronen, dann folgte ein Theil des Fußvolks, und dann wieder ein Korps Reuterey. Tallard, gänzlich unbesorgt wegen seines rechten Flügels, hatte sich auf den linken begeben, um die Stellung desselben und die Bewegungen des Feindes in Augenschein zu nehmen. Kaum hörte er, daß Blindheim angegriffen sey, und daß Marlboroughs Völker unversunken herüber kommen, als er mit verhängtem Zügel zurück jagte, seiner Reuterey Befehl gab, den Feind anzugreifen, und dann nach Blindheim eilte, um den Muth seines Fußvolkes zu standhaftem Widerstande anzufeuren. Die erste Linie von Marlboroughs Reuterey näherte sich indessen dem Berge und wollte eben einen entschlossenen Angriff wagen, als die Franzosen ihr zuvorkamen. Einige Brigaden stürzten plötzlich auf sie los, es erhob sich in den Hecken von Blindheim ein mörderisches Seitenfeuer der französischen Infanterie, und brachte drei Regimenter in große Unordnung. Die ganze erste Linie wurde zurückgeworfen, und jagte, vom Feinde verfolgt, wieder über den Bach. Aber die zweite, obgleich

noch

noch sehr schwache Linie, hielt Stand. Der General Bülow, der sie führte, befahl ihr vorzurücken; drei Regimenter stellten sich unerschrocken den andringenden feindlichen Brigaden entgegen, welche sich unvorsichtig genähert hatten, und unvermuthet in ein verwüstendes Feuer des englischen Fußvolks fielen.

Die Reihe zu fliehen, war nunmehr wieder an den Franzosen. In großer Unordnung wandten sie um, und ließen Marlboroughs zurückgeschlagener Reuterey Zeit, zum zweitenmal über den Bach zu kommen, und sich an die Stelle der zweiten Linie zu setzen. Mehrere Regimenter folgten, und die Schlachtreihen der Alliirten verlängerten sich mit jedem Augenblicke.

Tallard, der jetzt von Blindheim zurückkam, konnte sich die steigende Gefahr nicht verbergen. Jetzt noch hätte ein allgemeiner Angriff seiner Kavallerie von entscheidenden Folgen seyn können, zumal wenn er von dem Fußvolk gehörig unterstützt worden wäre; allein noch immer dachte der Marschall mit Wenigen zu bewirken, was kurz darauf zu vollführen seine ganze Macht nicht mehr im Stande war. Er kommandirte die Gensdarmen wider den vorrückenden Feind, auch waren diese so glücklich, durch einen muthigen Angriff die erste Linie der Alliirten zu werfen; aber, indem sie, aufgeblasen über den glücklichen Erfolg, wie Unsinnige verfolgten, nöthigte sie ein mörderisches Musketenfeuer zur schleunigen Flucht, und erst, nachdem sie über einen andern Bach in die Ebene gejagt waren, wagten sie, sich von neuem zu setzen.

Marlborough benutzte jede Gelegenheit aufs beste. Er befahl den wieder in Ordnung gebrachten Schwadronen, bis an das Ufer des Bachs zu rücken, über welchen die Gensdarmen geflohen waren, und zu gleicher Zeit setzten die noch übrigen Truppen wei-

ter oben in und über dem Dorfe Niederklau über den Nebelbach. In großer Geschwindigkeit stellte sich ein Regiment nach dem andern in Schlachtordnung, die Reuter in zwei Reihen, und hinter diese eine Reihe Infanterie. Vergebens, daß Tallards Reuter verschiedenemale anrannten; vergebens, daß ihr Ungestümm einige alliirte Eskadrons zurück warf: mitten unter diesen hitzigen Gefechten gewann die Schlachtordnung der Alliirten Vollkommenheit und Stärke, und Marlboroughs fruchtbares Genie fieng bereits an, gegen Tallards geringe Feldherrnkunst seine ganze Ueberlegenheit zu zeigen. So oft die französischen Eskadrons sich näherten, nöthigte sie das schröckliche Feuer des Fußvolks zum plötzlichen Rückzuge.

Als Marlborough seine Linien vollendet hatte, rückte er mit festem Schritte gegen den Feind. Aus Oberklau hatten bis jetzt die französischen Bataillons nicht ohne Erfolg in die Seite der alliirten Reuterey gefeuert. Marlborough ließ das Dorf durch Infanterie angreifen, doch so, daß er seine meiste Stärke immer gegen Tallards Reuter richtete. Schon sind diese ermüdet und vom Muthe verlassen, immer kraftloser wird ihr Widerstand, und unvermerkt weichen sie nach dem Moraste bei Höchstädt zurück.

Tallard erkennt nun endlich die Unmöglichkeit, mit einer schwächern und muthlos gewordenen Reuterey einen so entschlossenen, von seinem Fußvolk so trefflich unterstützten Feind, aus dem Felde zu schlagen. Er fängt an, den traurigen Ausgang zu ahnden, sucht den begangenen Fehler zu verbessern, und befiehlt den zehen Bataillons, welche die starke Besetzung der Dörfer ihm übrig gelassen hat, gegen den andringenden Feind zu marschiren. Sie rücken auch mit entschlossenem Muthe vor, und fallen die Alliirten

ten mit seinem so lebhaften Feuer an, daß einige Schwadronen von diesen in Unordnung zurückweichen. Als aber die französischen Befehlshaber diesen Vortheil benutzen, und mit der ganzen Fronte anfallen wollten, brachte die Hitze, mit der sie verfuhren, ihre Glieder in Unordnung. Marlborough, dem dieß nicht entgieng, befahl seinen Truppen, einen allgemeinen Angriff zu thun, und stellte sich selbst an ihre Spitze. Von allen Seiten und mit ihrer ganzen Stärke stürzen die Alliirten auf den Feind, brechen nach kurzem Widerstand, seine Linien, schlagen ihn in die Flucht, und — verlassen steht die französische Infanterie, welche jetzt der Tod mit geflügelter Ferse ereilt. Zwar sucht sie ihm zu entgehen; sie schwenkt sich eilig zurück, um wo möglich Blindheim zu erreichen: allein von allen Seiten hauen die Feinde auf sie ein, das Blut fließt in Strömen, und von den zehen unglücklichen Bataillons rettet keiner das Leben, außer wer als ein Getödteter niederstürzte, und den gewissen Tod mit der Gefahr umtauschte, von den Hufen der Pferde vertretten zu werden.

Glühend vor Zorn that Tallard sein möglichstes, die verfallenen Sachen wieder herzustellen. Er sandte an den Marschall Marsin, mit einigen Bataillons von dem linken Flügel dem Feind in die Seite zu fallen; er sandte an das Detachement in Blindheim, sich unverweilt mit ihm zu vereinigen; er bat, drohte, versprach große Belohnungen, um seine flüchtige Reuterey wieder zum Stehen zu bringen.

Es stund aber nicht in Marsins Kräften, Tallards Befehlen zu gehorchen. Er hätte zuvor die feindliche Infanterie, welche unermüdet auf Oberklauschoß, in die Flucht schlagen, und dann noch der Gefahr sich aussetzen müssen, den wiederholten Anfällen von Eugens Reuterey endlich noch zu unterliegen. In

Blind-

Blendheim machte ein Theil des Fußvolks einen Versuch, des Marschalls Befehl zu vollziehen; allein schon war englische Reuterey in den leeren Raum zwischen dem Dorfe und Tallards Reuterey gerückt, und mit leichter Mühe trieben die hessischen Fußvölker nebst fünf brittischen Bataillonen die ausziehenden Franzosen in das Dorf zurück. Tallard selbst sammelte inzwischen nochmals die geschlagene Kavallerie mitten im Lager auf einer Anhöhe; aber Flucht und Tod hatten die Zahl schon um ein Großes verringert. Tallard konnte nur eine Reihe aufbringen, welche, von der Furcht zusammen gedrängt, einer einzigen ungeheuren Schwadrone glich. In der Weite eines Flintenschußes stund Marlborough gegen über; er hatte zwei starke, wohlgeordnete Linien Reuterey, von einer Menge Bataillons unterstützt. Im Besitz des feindlichen Geschützes so wie des feindlichen Erdreichs, und des Sieges gewiß, vermied er jeden übereilten Schritt, um durch ruhige Bedachtsamkeit die Niederlage des Feindes so vollständig als möglich zu machen.

Tallard wußte keinen Rath mehr; nur die Ruhe des furchtbaren Feindes hielt seine Reuter zusammen. In dieser ängstlichen Verlegenheit befahl er, um eine vortheilhaftere Stellung zu gewinnen, eine halbe Wendung zur Rechten, und in dem Augenblick stürzten der Erbprinz von Kassel und andere Kriegsoberste mit ihren Reutern auf die Franzosen los. Nun war alle Fassung verlohren, aus der halben Wendung wurde eine ganze, wurde Verwirrung und allgemeine Flucht.

Alles jagt nach Höchstädt zu. Die engen Wege über den Höchstädter Moraft halten die Flüchtlinge auf; ein Theil von ihnen sprengt, von den nachsetzenden Dragonern gedrängt, nach der Donau, ein anderer

rer eilt in zerstreuten Haufen die Donaubrücke zu erreichen: allein die Dragoner kommen zuvor, und nun erhebt sich ein greuliches Morden. Die Erde wird mit Leichnamen bedeckt, Pferde und Menschen liegen im Blute zu Haufen, gegen dreißig Eskadronen, Gemeine und Offiziere, mit ihnen die Gensdarmen vom königlichen Hause, stürzen sich aus blinder Betäubung in die Donau hinab, um in dem Elemente des Wassers ein Leben zu endigen, welches sie auf dem Elemente der Erde nicht mehr zu retten wissen. In diesem schröcklichen Gedränge sinkt der Sohn des Marschalls Tallard an seiner Seite todt nieder. Er selbst ist im Begriff, mit Wunden und Blut bedeckt, sich in den Fluß zu stürzen, als er erkannt, und zum Gefangenen gemacht wird. Tod und Gefangenschaft macht dem Kampfe hier ein baldiges grausenvolles Ende.

13.

Eugens Sieg über den Churfürsten von Baiern.

Während sich das Treffen hier auf eine so schauderhafte und entscheidende Weise endete, war auf dem rechten Flügel mit gleichem Ruhme, obwohl nicht mit gleichem Glücke gefochten worden. Eugen hatte mit einem weit entschlossenern Feinde zu kämpfen, weit größere Hindernisse zu übersteigen gehabt. Erst nach ein Uhr konnte der Befehl zum Angriffe gegeben werden; nun aber begann ein schröcklicher Kampf. Der Churfürst, der hier kommandirte, zeigte den Feinden durch eine geschickte Wendung die Stirn, und erwartete sie in einer günstigen Stellung.

Nicht leicht ist ein Angriff mühsamer und gewag-

wagter, eine Vertheidigung mit mehr Ueberlegung geschehen als hier. Der größte Theil des verbündeten Heeres mußte sich durch sumpfigte Tiefen mit Gefahr zu versinken und mit Aufopferung seiner besten Kräfte hindurch arbeiten, um dem Feinde die Anhöhe hinan seinen Angriff entgegen zu tragen. Mit Muth und Kraft wird er gleichwohl gewagt; aber mit überlegener Kraft zurückgeworfen. Das feindliche Geschütz sprüht Tod und Verderben; das feindliche Fußvolk, zahlreich und trefflich angeführt, zieht eine Feuerlinie vor sich her; mauervest steht es in seinen Reihen, trotzig auf seine Stärke, entschlossen keinen Fuß breit zu weichen. Die Alliirten thun Wunder; weder der herniederfahrende Donner des Geschützes, noch die Menge, noch die vortheilhafte Stellung des Feindes schwächt ihren Muth. Schon hat ihre Reuterey die feindliche erste Linie auf die zweite geworfen, schon ist das Fußvolk den Berg hinauf gedrungen und macht ein mörderisches Feuer. Aber die zweite Linie der feindlichen Eskadrons hält unerschütterlich den Stoß der kaiserlichen Reuter aus; sie dringt vor und jagt die deutsche Kavallerie vierhundert Schritte zurück. Der Andrang des Feindes in Stirn und Seite ist so heftig, daß die zerrissenen Bataillons über Ebene und Gräben hin in den Wald zurückgeschlagen werden, woher sie gekommen sind.

Eugen sieht den Schlachtgewinn und seinen Ruhm in der dringendsten Gefahr. Er wendet das äußerste an, seine Schaaren wieder zu sammeln, ihnen Muth einzusprechen, und sie nochmals dem Feinde entgegen zu führen. Die vorigen Schwierigkeiten werden zum zweitenmale überwunden; Morast und Wasser wird noch einmal durchwatet, und die alte Schlachtordnung auf einer breiten Wiese wieder hergestellt. Der Feind auf seiner stolzen Anhöhe erwartet mit erhöhtem Mu-

the den neuen Angriff. Jeder Theil mißt in einer Entfernung von sechzig Schritten den andern mit funkelnden Augen, jeder droht Wunden und Tod, jeder hofft Ruhm und Sieg.

Angefeuert durch die Nachricht von dem guten Fortgange der Sachen auf Marlboroughs Seite, eröffnet Eugen die zweite Handlung des blutigen Schauspiels. Ein gräßliches Schlachtgetümmel erhebt sich von neuem. Rauch und Dampf hüllen Berg und Krieger ein; ein ununterbrochenes Feuer erschüttert die Luft; bald fechten beide Theile auf den Leibern ihrer erschlagenen Brüder, bald gleiten ihre Füße in dem rieselnden Blute; das Aechzen der Verwundeten, der im Todeskampf liegenden erhitzt die streitenden Schaaren immer mehr. Eugen an der Spitze seiner Soldaten stürmt in die dicksten Haufen, er stürzt und wird eine Zeitlang für verloren gehalten; auch Maximilian Emanuel, von gleichem Heldenmuthe beseelt, ist in Gefahr gefangen zu werden: lange ist der Sieg zweifelhaft, jeder will ihn erhalten, keiner verlieren. Doch als der Streit am hitzigsten geführt wird, verbreitet sich unter beiden Theilen die Nachricht von Tallards gänzlicher Niederlage; sie dämpft den Muth der Baiern in eben dem Maaße, als sie den der Alliirten erhöhet, und allmählich sinkt die Schale der letztern. Ihr Andrang wird ungestümmer, dreißig tapfere Bataillons fühlen das Feuer von eilf österreichischen unverträglich, sie gerathen in einige Unordnung und weichen.

Der vollkommenste Sieg zeigte sich dem Prinzen Eugen, and er hätte ihn errungen, wenn nicht gerade in diesem kritischen Augenblicke die kaiserliche Reuterey nach einem harten Gefechte sich hätte zurückschlagen lassen. Aufgebracht über die ungewohnte Muthlosigkeit seiner Tapfern schießt er zwei fliehende

Kü=

Küraſſiere mit eigener Hand vom Pferde, redet den übrigen Muth ins Herz, ſetzt ſich an ihre Spitze und ſtürmt aufs neue der feindlichen Reuterey entgegen. Unvermögend dieſem unerwarteten und ungeſtümmen Angriffe zu widerſtehen, geräth ſie in Unordnung und überläßt ſich der Flucht. In dieſem Augenblicke erneuert die verbündete Infanterie ihren Angriff; das Schlachtgetümmel erhöhet ſich bis zu einem furchtbaren Grade. Mit ſchröcklicher Heftigkeit greifen die Alliirten an; mit eiſerner Dauer ſtehen die Baiern. Der Churfürſt ficht ſelbſt mit der Tapferkeit, die die Verzweiflung einhaucht. Er verliert ſich tief in den Reihen der Streitenden, und wird nur mit Mühe der Gefangenſchaft entriſſen. Nun endlich, da die Reihen der Kavallerie unwiederbringlich zerrüttet ſind, beginnt auch die Infanterie zu weichen, und wird bis Luzzingen zurückgetrieben. Zur Rechten des Dorfs bringen um eben dieſe Zeit die däniſchen Bataillons den Feind zum Weichen, und ſtürmen näher mit einem ununterbrochenen Feuer.

Maximilian Emanuel, in Gefahr von Eugens Völkern vor der Stirn, von Marlboroughs muthvoller Reuterey im Rücken angegriffen, und ſo von der Menge überwältiget zu werden, befiehlt das mit Verwundeten angefüllte Luzzingen in Brand zu ſtecken, und giebt den fernern Widerſtand auf. Ueberwunden in der Schlacht erwirbt er ſich die Hochachtung des Feindes durch einen überlegten Rückzug, welcher, nachdem er hinter Luzzingen ſeine Truppen geſtellt hat, in einem geſchloſſenen Viereck und in Schlachtordnung mit dem größten Theil des Gepäckes über Mörſingen geſchieht. Es war jedoch hohe Zeit, daß der Churfürſt das Schlachtfeld räumte; denn ſchon fand er zu Mörſingen den Generallieutenant Hompeſch mit einigen Schwadronen zur Verlegung des

Rück-

Rückwegs, und es kostete ein lebhaftes Gefecht, bevor er sich die Passage öffnen konnte. Eugen hatte inzwischen einige Regimenter Kavallerie an sich gezogen, und hoffte den bei Mörsingen aufgehaltenen Churfürsten noch zu erreichen: aber Hompeschs geringe Reuterschaar war zu schwach, der mit ihrer ganzen Stärke auf sie gefallenen baierischen Macht zu widerstehen, und als Eugen ankam, befand sich der Churfürst schon jenseits des Morastes.

Der Marschall Marsin räumte die Wahlstatt fast zu einer Zeit mit dem Churfürsten. Als er die Nachricht erhalten hatte, daß der rechte Flügel gänzlich geschlagen und Tallard gefangen sey, verlor er den Muth, dachte an keine weitere Gegenwehr, und machte sich sogleich auf den Rückzug gegen Ulm. Eugen verfolgte ihn eine Weile, ruinirte den größten Theil seiner Arrieregarde, und kehrte endlich bei anbrechendem Abend wieder auf das Schlachtfeld zu Marlborough zurück.

14.

Die Kapitulation der Franzosen in Blindheim macht der Schlacht ein Ende.

Die beiden großen Anführer der Alliirten hatten in der so vieles entscheidenden Höchstädter Schlacht die glänzendsten Feldherrentalente entwickelt; ihren klugen Dispositionen, ihrem Muth, und der tapferen Ausdauer, die sie ihren Truppen einzuflößen wußten, war der Sieg allein zuzuschreiben. Ehe sie aber nach dem ermüdeten und gefahrvollen Tagewerk der Ruhe und Erholung genießen konnten, gab es für sie noch ein Geschäfte, das ihre ganze Aufmerksamkeit erfoderte.

In dem Dorfe Blindheim stunden noch sieben

und

und zwanzig Bataillons und zwölf Schwadronen der ältesten und besten französischen Truppen, zusammen dreizehn tausend Mann. Diese machten gleichsam eine besondere Armee aus. Beide Flügel ihrer Landsleute waren schon large auf der Flucht, und noch standen diese Truppen unbeweglich, immer auf Befehle zum schlagen oder abziehen harrend, aber kein Mensch dachte an sie. Tallard war gefangen; Marsin auf der Flucht. Aber Marlborough, sobald er den Hauptfeind verjagt hatte, wendete auf sie seine Blicke. Er ließ eine Anzahl Kavallerie-Regimenter gegen sie marschiren, sein eigenes und das eroberte Geschütz wird auf Blindheim gerichtet, mehrere Linien bilden um das Dorf undurchdringliche Zirkel, und ziehen immer näher heran. Gleich darauf stößt auch Eugen zu ihm.

Nie befand sich wohl ein braves Korps in einer elenderen Lage, als die Franzosen in Blindheim. Alles Beistandes beraubt, von einem siegreichen Heer umgeben, von einer fürchterlichen Artillerie bedroht, haben sie nichts als den gewissen Tod zu erwarten, sobald sie es wagen, aus der Gefangenschaft sich loszuwinden und ihrem angestammten Muthe zu folgen. Zu diesen Uebeln gesellt sich ein anderes. Ihr General, Graf von Clairambault, hat sich bey dem Anblick der fliehenden Reuterey auf den Weg gemacht, Verhaltungsbefehle von Tallard zu holen. Als er aber die Gefangennehmung desselben vernimmt, und nur bestürzte Flüchtlinge und erhitzte Sieger seinen Blicken erscheinen, flieht er mit ihnen, will über die Donau setzen und ertrinkt. So standen die Sachen, als Marlborough mit seinem siegenden Heere vor Blindheim rückte. Man that einige Angriffe auf das Dorf, wie auf einen befestigten Platz. Schon lodern die Flammen rings umher, schon tönt das Jammergeschrey durch den Donner des Geschützes

und

und das Getümmel der Kämpfenden. Die Franzosen machen wüthende Ausfälle, aber ohne Erfolg; überall wie von ehernen Mauren umschlossen eilen sie nach Blindheim zurück.

Marlborough sandte den französischen Brigadier Desnonvilles, der bei dem Ausfalle aus Blindheim gefangen genommen worden war, in Gesellschaft des Lords Orknei, dahin zurück, um die Franzosen zur Ergebung aufzufodern, mit dem Bedeuten, daß im Fall der Widersezlichkeit kein Mann mit dem Leben davon kommen sollte.

Neugierig umringten die französischen Officiere den Brigadier Desnonvilles. „Ist das, fragen sie voller Verwunderung, ein gefangener Engländer, den Sie uns bringen?“ — „Nein, meine Herren, antwortete Desnonvilles; ich selbst bin gefangen, und komme Ihnen zu sagen, daß kein anderer Weg für Sie übrig ist, als sich ebenfalls zu ergeben. Hier ist der Graf von Orknei, der Ihnen Kapitulation anbietet.“

Entsezen bemächtigt sich des ganzen Korps. Mehrere Befehlshaber von Muth und Entschlossenheit weigern sich schlechterdings, die Ergebungspunkte zu unterschreiben; sie verlangen freien Abzug, oder sind entschlossen, sich bis auf den lezten Mann zu vertheidigen. Auch die Gemeinen von mehreren Regimentern schäumen vor Wuth, und zerbrechen ihre Gewehre; die Fähndriche vom Regiment Navarra zerreissen ihre Fahnen, und verscharren sie in die Erde. Doch einige Bataillons, mehr für das Leben als für die Ehre besorgt, werfen das Gewehr von sich, und bitten um Gnade. Ueberdieß ist es unmöglich, in dem Dorfe sich in Schlachtordnung zu stellen, und vor dem Dorfe wird das in Menge aufgepflanzte Geschüz, werden die vielfachen Reihen des gereizten

Fein-

Feindes das Korps schon im Anfange des Versuchs vertilgen. Wenn er aber wider alle Wahrscheinlichkeit gelingt, so sind die engen Ausgänge des Schlachtfeldes in der Gewalt der Alliirten, die Säbel der ganzen Reuterey in dem Nacken der Franzosen, und gegen die kaum bemerkbare Möglichkeit eines blutigen Rückzugs steht die grösste Wahrscheinlichkeit eines unnützen Todes. Man mußte also von der Nothwendigkeit Gesetze annehmen. Der General Blansac, welcher nach Clairambaults Verschwinden des Kommando führte, stellte den Truppen ihre hülflose Lage und die Uebermacht des siegenden Feindes vor, und suchte ihnen zu beweisen, daß es besser sey, so viele tapfere Leute durch Kapitulation ihrem Könige zu erhalten, als durch tollkühne Widersetzlichkeit sie dem gewissen Tode zu opfern. Durch Mehrheit der Stimmen ward die Kapitulation beschlossen. Blansac trat in Unterhandlungen, konnte aber nichts erhalten, als Schonung des Lebens der Soldaten und der wenigen Habe der Officiere. Dreizehn tausend Mann der besten französischen Truppen streckten das Gewehr und halfen Marlboroughs Sieg verherrlichen. Damals wollte man es kaum begreiflich finden, wie sich so viele Leute mit den Waffen in der Hand auf offenem Felde könnten fangen lassen; aber die Schweden bei Pultawa, die Sachsen bei Pirna, die Preußen bei Maxen und die Oesterreicher bei Ulm haben die Welt seitdem mehr an diesen Auftritt gewöhnt.

15.

Wirkungen und Folgen des Sieges bei Höchstädt.

Mit der Kapitulation der Franzosen in Blindheim endigte sich eine Schlacht, welche Oesterreich ret-

rettete, den Churfürsten von Baiern zu Grunde richtete, Frankreich eine fast unheilbare Wunde schlug, in dem ganzen Kriege Epoche machte, und den Ruhm der siegenden Feldherren über jeden andern jener Zeit erhob. Der Kaiser war nun von seiner Furcht befreit, die Eroberungen und Besitzungen des Churfürsten von Baiern fielen auf einmal in Leopolds Hände, und er rächte an den Unterthanen dieses Fürsten sehr strenge die Ausschweifungen, welche jener gegen die seinigen verübt hatte. Eine Strecke von siebenzig deutschen Meilen ward allen Verwüstungen des Krieges ausgesetzt. Die Macht Ludwigs des Vierzehenten, gestürzt und zerstreut, ließ den Alliirten den Weg von der Donau bis zum Rhein offen; und die traurigen Ueberbleibsel jenes Heers, das am Anfange des Jahrs bis an die Thore Wiens Schrecken verbreitet hatte, mußten innerhalb der französischen Grenzen Schutz suchen.

Seit hundert und fünfzig Jahren hatten die Franzosen keine solche Niederlage als nun an dem fatalen dreizehenten August erlitten; und von diesem Tage an war der Name Marlborough ein Donnerschlag in ihren Ohren; von diesem Tage an vermochten Ludwigs sonst sieggewohnte Heere nicht mehr, den Anblick der Engländer zu ertragen. Sieben blutige Jahre hindurch lag ihnen der Blindheimer Schrecken in den Gliedern, sieben Jahre hindurch konnten sie gegen den furchtbaren Feind keine Feldschlacht mehr gewinnen, keinen entscheidenden Streich mehr führen; sie, welche seit Ludwigs Thronbesteigung so viele Feldschlachten gewonnen, so viele entscheidende Streiche geführt hatten, und, trunken von einer Reihe erfochtener Siege, an die Verachtung jeder Schwierigkeit so sehr gewöhnt waren, daß einst einer ihrer Generale, als ein Officier wegen des unterlassenen

Angriffs eines gewissen Posten sich damit entschuldigte, daß der Ort inattacable (unangreifbar) sey, behaupten konnte, dieses Wort sey nicht französisch.

Der Churfürst von Baiern war nun ganz vernichtet, und ihm blieb nichts mehr übrig, als mit dem geringen Ueberbleibsel des heute noch so furchtbaren Heeres über den Rhein zu ziehen. Sein Land, wie auch die Reichsstädte Regensburg, Augsburg und Ulm, wurden sogleich von den Kaiserlichen besetzt, und seinem Abgeordneten auf dem Regensburger Reichstage ward angedeutet, in drei Tagen die Stadt zu verlassen. Das ganze Land erhielt einen kaiserlichen Statthalter, und nur die Churfürstinn behielt zu ihrem Unterhalte die Stadt und das Rentamt München. Ob Maximilian Emanuel sein Land jemals wieder sehen, jemals Rache nehmen wird für den dreizehenten August; dazu ist wenigstens jetzt jede Aussicht benommen. Unter dieser Last des Unglücks war es, wo der bedrängte Fürst, als er in der Nacht nach dem Treffen auf dem Markte zu Leibheim einige Minuten hielt, gegen seinem Feldmarschall in die Worte ausbrach: „Arco, ich weiß der Teufel soll mich holen, nicht mehr, was ich anfangen soll!“

Der Churfürst, Tallard und Marsin verklagten einander gegenseitig, um die Schuld der Niederlage von sich abzuwälzen. Ihr Verlust war unermeßlich. Von der Armee, die vor der Schlacht sechzig tausend größtentheils der besten Krieger zählte, waren nach derselben kaum vier und zwanzig tausend übrig. Zwanzig tausend lagen auf der Wahlstätte todt oder verwundet. Ueber drei tausend hatten ihren Tod in den Fluthen der Donau gefunden; fünfzehn tausend waren gefangen. Sieben und neunzig kommandierende Officiere, deren empfangene Wunden ihnen nicht erlaub-

laubten, mit den übrigen zu fliehen, ergaben sich freiwillig am folgenden Tage zu Höchstädt. Viele einzeln herum irrende Franzosen fanden ihren Tod unter den Händen der erbitterten Bauren. Der Verlust der Alliirten war aber auch nicht gering. Vier tausend vier hundert von ihnen hatten mit ihrem Leben, und sieben tausend drei hundert mit rühmlichen Wunden den großen Sieg erkauft. Die meisten waren auf dem rechten Flügel gefallen. Löwenmüthig hatten alle Regimenter gefochten, mit äußerster Anstrengung alle Befehlshaber des aus verschiedenen Nationen zusammengesetzten Heeres für den Ruhm ihrer Völker gewetteifert. Aber auch dem geschlagenen Heere gebührt das Lob der Tapferkeit. Der größte Theil der Brigaden hatte mit Muth und Entschlossenheit gefochten. Marsins Reuterey schlug die deutschen Eskadrons dreimal zurück, und die bairischen Truppen fochten mit einer Bravheit, die des deutschen Namens würdig ist. Die Oberfeldherren hatten glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gegeben; aber von Klugheit fand man, besonders auf Tallards Seite keine.

Eine ansehnlichere Beute war von einer Armee noch nicht leicht gemacht worden. Sie bestund aus fünf tausend vierhundert Proviantwagen, einer Menge Kutschen mit den Gemahlinnen und Geliebten der französischen Befehlshaber, drei hundert und dreißig beladenen Maulthieren, hundert und siebenzehen Kanonen, vier und zwanzig Mörsern, hundert und neun und zwanzig Fahnen, hundert und ein und siebenzig Standarten, und siebenzehen paar Pauken. Ferner fielen acht Kriegskassen, die Feldkanzley, Feldapotheke, zwei Schiffbrücken und fünfzehn kupferne Pontons in die Hände der Sieger, kurz alles, was die vollkommenste Niederlage beweist.

Sobald der Sieg entschieden war, schrieb Marlborough

borough auf ein Stückchen Papier seiner Gemahlinn die große Neuigkeit, und ritt darauf in der Armee herum, um zu den erschütternden Beweisen des Heldenmuths auch die sanfteren des Menschenfreundes zu fügen. Gesprächig mit den Soldaten und voll väterlicher Sorge für die Verwundeten, ohne hier, wo die Menschheit den Feind zum Bruder umschafft, die blutenden Franzosen davon auszuschliessen, war Marlborough jetzt eben so groß als Mensch, wie er kurz zuvor als Feldherr gewesen war, und die Bescheidenheit gab dem grünenden Lorbeer neue Anmuth. Tallard, ein betrübter Vater und General, empfieng von ihm noch diesen Abend einen Besuch. Er machte dem Unglücklichen ein Kompliment über seinen vortrefflichen Charakter, und als dieser ihm sagte, er habe die bravsten Truppen von der Welt geschlagen, erwiederte er lächelnd: „Ich hoffe, Ew. Gnaden werden diejenigen ausnehmen, die die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen.“ Hierauf lenkte der Herzog ein, sprach von der Unbeständigkeit des Glücks, und tröstete den Marschall als ein theilnehmender Freund.

Erschöpfung der Kräfte und die einbrechende Nacht hatten die Sieger gehindert, den flüchtigen Feind zu verfolgen; und nun hinderte sie wieder das wallende Blut und der frohe Gedanke des Sieges, durch einen erquickenden Schlaf sich von neuem zu stärken. Sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, wo sie so eben die Manen ihrer im vorigen Jahre hier gefallenen Brüder versöhnt hatten; und wenn gleich seit siebenzehen Stunden in ununterbrochener Bewegung, wenn gleich von der gehabten Blutarbeit wie von der Hitze des Tages äußerst ermüdet, blieben sie dennoch alle wach, und unterhielten sich von den vollbrachten Thaten. Selbst die Generale und Obersten begehrten nicht nach Ruhe, und die Erinnerung an die eben verflossenen, mit Ruhm gekrön-

ten Stunden, in Beziehung auf die nahe lächelnde Zukunft, schaffte ihnen eine Unterhaltung, welche einer schlaflosen Nacht schon werth war.

Am folgenden Tage wurden Gruben gemacht, und die Gebliebenen mit militairischen Ehrenbezeugungen beerdiget. Die beiden Oberfeldherren sagten dem versammelten Heere für seine Folgsamkeit und tapfere Thaten öffentlichen Dank, und brachen dann auf, den Weg des Sieges zu verfolgen. Sie wandten sich nach dem Rhein, der Prinz von Baden, um Landau zu belagern, Eugen und Marlborough hingegen nach Kronweissenburg, um den Marschall Villeroi abzuhalten. Trier ward von den Franzosen freiwillig verlassen, Trarbach ergab sich an den Erbprinzen von Hessenkassel und Landau an den Prinzen von Baden. Im Spätherbst gieng Eugen nach Wien, und Marlborough über Berlin und Hannover nach London zurück.

Die Kunde von dem errungenen großen Siege durchflog schnell ganz Europa, und von diesem Tage an tönte der Name Marlborough in tausend Liedern wieder. Wien konnte sich vor Freude kaum besinnen; Oberdeutschland richtete froh das Haupt empor; Holland sprach von nichts, als von Marlboroughs herrlichen Thaten, in London ertönte ein ununterbrochener Jubel. Man zog die Glocken, man schoß Viktoria, man brannte Feuerwerke ab; keine Art, die Fülle des Vergnügens an den Tag zu legen, ward vergessen, und Addison besang die gelieferte Schlacht in einem unsterblichen Gedichte. Der fromme Kaiser Leopold war sehr geneigt, den Sieg seinem andächtigen und inbrünstigen Gebete zuzuschreiben; er erinnerte sich einer Ahndung, welche er am Tage vor der Schlacht empfunden hatte. Drei Tage nach einander waren deshalb, auf seinen Befehl, außerordentliche Gebete gehalten, die er selbst durch seine gewal-

 tige

tige Betkraft unterstützt hatte. Ohnerachtet des Dafürhaltens, daß der an diesem Tage erfochtene Sieg eine Wirkung derselben gewesen sey, sandte er dennoch ein langes Danksagungsschreiben an den englischen Oberfeldherrn, und versetzte ihn unter die Zahl der deutschen Reichsfürsten. Marlborough wollte aber diese Würde durchaus nicht annehmen; er begnügte sich mit den gnädigen Gesinnungen, die seine Königinn gegen ihn äußerte. Der Kaiser sah sich daher genöthigt, durch seinen Minister in London die Königinn ersuchen zu lassen, daß sie ihrem General verstatten möchte, der ihm vom Kaiser verliehenen Gnade sich zu bedienen. Die Sache kam erst unter Leopolds Nachfolger zur Richtigkeit, wo Marlborough, als Besitzer des Fürstenthums Mindelheim, im Reichsfürstenrath seine Stelle bekam.

In Versailles war die Bestürzung über die erlittene Niederlage eben so groß, als in Wien und London die Freude, und mit tiefem Schmerz mußte nun der stolze Ludwig erkennen, daß er nicht unüberwindlich sey. „Ach Madame, sagte er seufzend zu seiner geliebten Maintenon, bedenken Sie, dreißig Bataillons zu Kriegsgefangenen!“ Die erschütternde Nachricht war gerade an dem Tage eingelaufen, da man der Herzoginn von Bourgogne, die nach ihrer Niederkunft mit dem Herzoge von Bretagne zum erstenmale wieder ausgegangen war, zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen wollte. Es wurden daher alle Lustbarkeiten sogleich eingestellt, und als man damit beschäftiget war, die zum Feuerwerk gehörigen Sachen wieder auf die Seite zu schaffen, fragte jemand die Arbeiter, was das bedeuten sollte? Einer derselben antwortete ihm sehr naiv: „Wir packen das Feuerwerk ein, um es an den Kaiser zu schicken, denn hier können wir es nicht mehr gebrauchen.“

V. Verschwörung gegen den König Stanislaus von Polen.

Im Jahr 1771.

I.

Zerrütteter Zustand von Polen im siebenzehenten und achtzehenten Jahrhundert.

Im Mittelalter war Polen einige Zeit der mächtigste Staat des europäischen Nordens, über seine Nachbarn erhaben und furchtbar; Preußen war ein Vasall von demselben, und Rußland hatte Polen zu seinen Beherrschern. Allein seit die Könige dieses Reiches nicht mehr nach dem Gesetz der erblichen Nachfolge, sondern durch die Wahl der Nation einander folgten; seit diese Nation ihren Staat selbst unter dem Namen einer Republik aufführte; seit die Reichstage durch die Zänkereyen und Widersprüche der einzelnen Adelichen erschüttert, und nicht selten durch das regelloseste Partheyengewühl zerrissen wurden: seit dieser Zeit sank auch die Kraft und Macht dieses Reiches immer tiefer zur Ohnmacht herab.

Nur feste Gesetze und ein mächtig wirkender, dem Gesetze entsprechender, Wille des Regenten kann einen Staat vor Ohnmacht und Untergang bewahren; nur allmählicher Fortschritt zum Bessern, in Angemessenheit zu den Foderungen des Geistes der Zeit, kann das Veralten der Staatsverfassungen aufhalten und ihr Verjüngen zu einer neuen, lebensvollen Form des politischen Daseyns hervorbringen; dieß alles

unterblieb in Polen in den letzten Jahrhunderten, und mußte bei der fehlerhaften Verfassung dieses Staats unterbleiben. Einige wenige Städte abgerechnet, gab es in Polen keinen freien Bürgerstand, der, in der Mitte zwischen dem Adel und dem Landmanne, die Wissenschaften und Künste zur höhern Blüthe führt, die Industrie befördert und den Handel im Innlande und mit dem Auslande leitet. Die Leibeigenschaft drückte mächtig auf den Geist des Volks, das sich nicht zu einem freien Gefühle der Menschheit, geschweige zu einem richtigen Urtheile über die vaterländische Verfassung erheben konnte. Von ihren Zwingsherren in der Unwissenheit und unter dem Drucke erhalten, gieng eine Generation der niedern Stände nach der andern im Dunkel der Zeit unter; der Adel äffte fremde Sitten nach, der Handel war fast ausschließend, nach allen seinen Zweigen, in den Händen der Juden, und der König, durch Konstitution, durch die Reichstage und durch den Adel beschränkt, konnte nicht das Gute ausführen, wenn er es auch gewollt hätte.

Bei diesen Verhältnissen durfte es nicht befremden, daß, während die übrigen europäischen Staaten in den beiden letzten Jahrhunderten mächtige Fortschritte in der Ausbildung ihrer Verfassung thaten, Polen hinter dem Lichte der Zeit zurück blieb, und um so mehr in Schatten trat, je lebendiger und freier der Geist der andern Völker und Staaten sich bewegte. Während unter diesen nicht selten ein Regent auftrat, der durch seine persöhnliche Kraft sein Volk zu höherer Kultur, zu größerem Wohlstande und zum lebhaftern Antheile an den allgemeinen Angelegenheiten Europens fortführte, verschwand die Regierung mehrerer polnischer Könige in den letzten Jahrhunderten entweder namenlos und ungenannt, oder sie ver-

verfloß unter Kriegen, welche die polnische Nation entkräfteten und ihren Wohlstand immer mehr untergruben. Selbst der tapfere Johann Sobiesky ward durch die Schranken der Konstitution in seiner kräftigen Wirksamkeit beengt; denn wenn er gleich an der Spitze der Armeen glänzte, so war ihm doch zu Hause der Adel abgeneigt. Er starb im Jahr ein tausend sechs hundert und sechs und neunzig verhaßt, weil seine Familie durch ihn sehr reich geworden, und fast auch verachtet, weil man dem Kriegshelden den Fehler nicht verzeihen konnte, daß er sich durch seine Gemahlinn regieren ließ.

Die beiden Churfürsten von Sachsen August der zweite und der dritte, welche von ein tausend sechs hundert und sieben und neunzig bis ein tausend sieben hundert und drei und sechzig auf dem polnischen Thron saßen, vermochten es nicht, dem sinkenden Staate aufzuhelfen. Während der sechs und dreißig jährigen Regierung des erstern — der schönsten Zeit allgemein steigender europäischer Kultur — rückte in Polen weder Kultur des Landes noch der Nation fort, und ein wilder unseliger Luxus, womit das Beispiel des Königes die Großen ansteckte, vermehrte nur die Bedürfnisse und die Korruptilität des Adels. Auch nicht eine recht nützliche Anstalt im Reiche machte August, und bei den vielen Versuchen, die er wagte, eine unumschränktere Gewalt zu erlangen, war die Nation gegen jede Anstalt argwöhnisch, die auf wichtige Veränderungen hinzuführen schien. Sie liebte ihn nicht, so große Summen er auch an sie verschwendete, und so sehr er auch nach manchen seinen persöhnlichen Eigenschaften zu einem König von Polen recht gemacht zu seyn schien.

Der Verfall des Reichs wuchs unter seinem Sohn und Nachfolger August dem Dritten. Daß Polen

während der dreißigjährigen Regierung desselben an keinem Kriege Theil nahm, ist mehr ein Beweis der völligen inneren Auflösung des Reichs, als der weisen Regierung und friedfertigen Gesinnungen des Königs. Kaum sollte man überhaupt ein Regentenleben dieser Art, wie Augusts des Dritten war, eine Regierung nennen; denn der regiert doch nicht, der blos durch seine physische Existenz wirkt? Die Mißhelligkeiten der großen Familien arteten unter ihm bis zu wahren Fehden aus, die roheste Unkultur des Mittelalters herrschte unter dem allgemeinen Haufen der Nation, und die Großen, deren einzige Kultur oft kaum nur aus Reisen nach Frankreich entsprang, konnten selten Patriotismus oder wahren Charakter haben, denn wie sollte Patriotismus oder kraftvoller Geistescharakter bei der Erziehung entstehen, die sie gewöhnlich genossen, oder bei der eitlen, unthätigen, schwelgerischen Lebensart sich erhalten, die unter den Edelsten ihrer Art fast allgemein herrschend war?

Als August der Dritte im October des Jahres ein tausend siebenhundert und drei und sechzig starb, blieb der Thron von Polen beinahe ein ganzes Jahr erledigt. Die Großen des Reichs konnten sich wegen der Wahl eines neuen Königes nicht vereinigen. Dieß hatte die Folge, daß viele Landtage zerrissen, daß manche doppelt gehalten, daß manche Landbothen doppelt gewählt wurden, daß eine Konföderation die andere drängte. Es entstanden Schlägereyen; es kam zwischen einzelnen Theilen der Kronarmee selbst zu blutigen Gefechten.

Es gehört mit zu dem Elend schwacher zerrütteter Staaten, daß die Starken ihnen Gesetze vorschreiben, die von dem Eigennutze der letztern hergenommen sind. So mischte sich jetzt Rußland ohne Umstände in die polnische Wahlsache, und verlangte durchaus,

aus, daß ein Piast (ein eingebohrner Herr) gewählt werden sollte. Der König von Preußen Friedrich der Zweite, gab seinem Gesandten in Warschau den Auftrag, den russischen Minister in dieser Sache kräftigst zu unterstützen, und dieß gefiel der Kaiserinn Katharine von Rußland so sehr, daß sie nun den preußischen Anträgen willig Gehör gab, und aller Bemühungen Oesterreichs ungeachtet mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß auf acht Jahre schloß. Der Inhalt dieses Bündnisses war der: beide Mächte verbürgten einander ihre Staaten; versprachen einander im Fall eines Angriffs den gegenseitigen Beistand von zwölf tausend Mann oder von vier hundert und achtzig tausend Reichsthaler jährlicher Subsidien; verabredeten Widersetzung, wenn etwa die Polen ihre Verfassung monarchisch, oder gar die Königswürde erblich machen wollten, und kräftigen Beistand der polnischen Dissidenten (Nichtkatholiken) gegen die Bedrückungen der herrschenden Kirche. In einem geheimen Artikel mußte Friedrich noch versprechen, die Wahl des polnischen Regenten Stanislaus Poniatowsky, eines Lieblings der Kaiserinn, zu unterstützen.

Zehen tausend Russen, die plötzlich in die Nähe von Warschau rückten, und eben so viel Preußen, die sich an der westlichen Grenze zeigten, gaben nun sowohl den Polen als den auswärtigen Mächten zu erkennen, mit wem sie es zu thun haben würden, wenn sie sich etwa in die Wahlsachen mischen wollten. Die Polen konnten aus diesen Schritten leicht erkenben, wie der Wahltag ausfallen würde. Viele blieben daher ganz aus, und von den übrigen wurde der vorgeschriebene Kronkandidat, allen Grundgesetzen der Republik zuwider, unter dem Geklirre der russischen Säbel und durch Hülfe des russischen Geldes, am siebenten September des Jahres ein tausend sieben hun-

hundert und vier und sechzig, zum Könige von Polen erwählt.

2.

Blicke auf den letzten König von Polen und seine Verhältnisse.

Stanislaus August, der neue König von Polen, damals zwei und dreißig Jahre alt, stammte aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechte Polens, aus dem damals noch gräflichen Hause Poniatowsky ab. Er hatte mehrere Brüder und Schwestern. Sein Vater besaß nicht nur ansehnliche Güter, sondern war auch Starost *) von Przemißl und Großtruchseß **) von Litthauen; dadurch hatten seine Söhne ebenfalls Aussichten auf angesehene Staatsbedienungen in den verschiedenen Reichsdepartementen; ja, da sie zugleich katholischer Religion waren, konnten sie hoffen, vielleicht auch einmal den königs-

*) Die Staroften waren in Polen vorzüglichere Landbeamte; ihr Name zeigt auch ihr Amt an. Staroft heißt Schloßamtmann; seine Pflicht war, über die königlichen Schlösser die Aufsicht zu haben, den Frieden und die Ruhe in dem ihm anvertrauten Districte, welcher eine Staroftey hieß, zu erhalten, und ihn vor Dieben, Räubern, und andern Gewaltthätigkeiten zu schützen. Er richtete auch die Landleute, Bürger, und den minderen Adel seiner Staroftey, und besorgte den Nutzen und die Einkünfte des Königs in derselben. Mit dieser Würde waren ansehnliche Einkünfte verbunden.

**) Truchseß soll nach Einigen von Tragen und Essen herkommen, und also einen, der die Speisen aufträgt, bedeuten. Andere behaupten, daß es so viel seyn soll, als Drozet, Drosset, welches einen Oberrichter anzeigt.

königlichen Thron zu besteigen. Stanislaus dankte der Natur eine schöne reitzende Gestalt; er war von etwas mehr als mittlerer Größe, hatte eine geistreiche Physiognomie, große feurige Augen, und sein ganzes Betragen nahm für ihn ein. Seine Mutter, eine Prinzessinn Czartoriſky, die mit ihrer hohen Geburt einen sehr gebildeten Geist verband, übernahm seine Erziehung selbst. In Kurzem machte er in Allem, was man ihm beibrachte, ungemeine Fortschritte, und gewann die Achtung aller, die ihn kannten.

Als er so weit war, daß er auf Reisen gehen konnte, begab er sich nach Paris, und von da nach England. Seine schöne Gestalt, verbunden mit seinem einnehmenden Wesen, verschafften ihm leicht Zutritt in den größten Häusern, und es dauerte nicht lange, so hatte er sich die Gunst aller dortigen Großen erworben. Im Jahr ein tausend sieben hundert und fünf und fünfzig ernannte der englische Hof den Chevalier Hambury Williams zum Gesandten am russischen Hofe. Poniatowsky gab sich Mühe, als Gesandschaftskavalier mitgehen zu können, und erhielt auch wirklich diese Stelle.

In Petersburg fand der schöne polnische Edelmann wenig Hindernisse, sich an dem Hofe des Großfürsten beliebt und geltend zu machen. Er wußte sich sehr gut in die Zeit zu schicken, sprach mit dem Großfürsten englisch und deutsch, schmauchte seine gute Pfeife Toback mit ihm, schimpfte nach seinem Gefallen auf die Franzosen, vergötterte den König von Preußen, den Abgott des Großfürsten, that redlich Bescheid, und gewann im Kurzem das ganze Zutrauen dieses Herrn. Er versäumte dabei sein wahres Interesse so wenig, daß er vielmehr in Kurzem seine Anstellung als polnischer Gesandter am russischen Hofe zu bewirken wußte. Von der Zeit an gieng

sein

sein Einfluß am großfürstlichen Hofe weiter als jemals, und er war überhaupt so beliebt, daß keine schöne Dame in St. Petersburg war, welche nicht das Bildniß des schönen Poniatowsky (so nannte man ihn damals) wenigstens — auf ihrer Tabatiere trug. Selbst die Großfürstinn war nicht gleichgültig gegen ihn. Seine einnehmende Schönheit, sein nach vielen Seiten der geselligen Kultur ausgebildeter Geist, und seine mannigfaltigen Talente verschafften ihm ihre zärtlichste Liebe. Nachdem sie ihren eigenen Gemahl, den unglücklichen Kaiser Peter den Dritten, vom Throne gestossen, und sich zur Selbstbeherrscherinn des russischen Reichs erhoben hatte, belohnte sie Poniatowsky's Ergebenheit an ihre Person mit der polnischen Königskrone. Sie genügte dadurch eben so sehr ihren zärtlichen Empfindungen, als ihren ehrgeizigen Absichten, indem Stanislaus Poniatowsky bei allem Glanz seiner Bildung nicht jene Charakterstärke besaß, die aus wahren Ideen hervorgeht, und die ihn auf dem polnischen Throne würde gefährlich gemacht haben.

Bald genug erfuhr der neue König von Polen, daß nicht nur seine Erhebung zum Thron von außen gekommen war, sondern daß auch seine Erhaltung auf denselben von außen abhieng. Kein Reichstag ward gehalten, auf welchem nicht die russischen und preußischen Gesandten das Wort führten. Sechstausend Russen näherten sich sogleich Warschau, als man auf dem Reichstage die Stimmenmehrheit bei der Vermehrung der Armee und der Bestimmung neuer Abgaben einführen wollte, und die Güter derjenigen, die sich dem Willen der Russen entgegen setzen würden, wurden mit einer Plünderung bedroht. Ja die russischen Soldaten erhielten sogar den Befehl, in die Domainen des Königs, der jene Einrichtungen billi-

litge,

ligte, einzurücken. Und so empfand dieser König, der, um der russischen Kaiserinn zu schmeicheln, am heiligen Katharinentage sich hatte krönen lassen, zuerst durch die Uebermacht und den Uebermuth der Freunde, das Geschenk, das sie ihm gemacht, den Thron und das Königthum herabgewürdiget, sich selbst aber von seinen Unterthanen gehaßt und mit einem allgemeinen Aufstande bedroht. Der russische Gesandte regierte so übermächtig, daß, da er sich vom Könige die eine Hälfte der auszutheilenden Gnaden zur Vertheilung vorbehielt, und die andere Hälfte sich ebenfalls noch anmaßte, die Bestellungen zu den polnischen Würden bei ihm gleichsam feil waren.

Wie wenig konnte Stanislaus einer Krone froh werden, die nur fremdem Ehrgeitze zum Spiel diente, und die ihn zugleich dem Unwillen und Spotte seiner Landsleute preis gab!

3.

Die Dissidenten. Innerlicher Krieg und Pest.

Die Reformation hatte vorlängst in Polen viele Anhänger gefunden. Nicht nur die Protestanten, sondern auch die Socinianer und andere Glaubenspartheyen hatten große Freiheiten erhalten. Die herrschende katholische Kirche beschränkte aber diese Freiheiten bei jeder Gelegenheit, und hatte besonders seit dem Jahre ein tausend siebenhundert und siebenzehen die Dissidenten oder Nichtkatholiken mit fanatischer Wuth verfolgt, und sie ihrer bürgerlichen Freiheiten beraubt. Der Zustand der polnischen Nichtkatholiken war seitdem so traurig, daß die Höfe zu Petersburg, Berlin, London und Kopenhagen bald nach Stanislaus Regierungsantritt bei dem polnischen

Reichs-

Reichstage auf die Wiederherstellung ihrer ehemaligen bürgerlichen Verhältnisse drangen. Viele Großen waren auch nicht abgeneigt, den Wunsch der Dissidenten zu erfüllen, und es kam im Jahre ein tausend sieben hundert und fünf und sechzig wirklich so weit, daß sie (einige Staatsbedienungen ausgenommen) den Katholiken völlig gleichgesetzt wurden.

Diese Anordnung empörte einander mehr, als einige eifrige und bigotte katholiche Prälaten, und sie widersprachen derselben mit dem heftigsten Ungestümm. Sie und ihre Freunde konnten sich gar nicht entschliessen, dem dissidentischen Adel größere Rechte, als den Schutzjuden, zuzugestehen. Sie widersetzten sich der Befolgung des den Dissidenten günstigen Beschlusses aus allen Kräften, und es machte ihnen nebenher eine große Freude, daß sie ihre Bemühung, der Parthey des Königs entgegen zu arbeiten, den Anstrich des Religionseifers geben konnten. Die Dissidenten, die auf den Schutz von Rußland und Preußen rechneten, verbanden sich mit den Städten zur nachdrücklichen Behauptung ihrer wieder hergestellten Rechte. Auf diese Art entstanden mehrere Konföderationen. Unter der Leitung von Rußland schlossen sich die kleinen Konföderationen an einander an; auch gesellten sich zu ihnen diejenigen, die mit der politischen Verfassung ihres Vaterlandes unzufrieden waren. So traten Leute, die in ihren Absichten und Wünschen verschieden waren, in einen Bund zusammen.

Der König verschwand unter dem Kampfe der Partheyen fast gänzlich vom Schauplatze, als ein thätiges Glied des Ganzen. Der stolze und schonungslose russische Gesandte, Fürst Repnin, herrschte fast unumschränkt. Er ertrotzte auf dem Reichstage im October ein tausend sieben hundert und acht

und

und sechzig die Wiederherstellung der dissidentischen Rechte an der Spitze einer russischen Garde, und einer starken Parthey von Nichtkatholiken, und als zwei Bischöfe und der Unterfeldherr der Republik — aus Staatsklugheit nicht minder als aus Religionseifer — dem Beschlusse des Reichstages einen hartnäckigen Widerspruch entgegen setzten, ließ sie Repnin auf das schmählichste gefangen nehmen, und an die Grenzen von Sibirien schleppen. Die russischen Truppen mußten für den Fall eines Aufstandes Warschau umschliessen, den Dissidenten wurde ein Antheil an der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt zuerkannt, und — bedroht von den Leuten der russischen Kanoniere neben einer Batterie — mußte der konföderirte Adel ein Manifest unterzeichnen, in welchem unter andern die Gewährleistung der russischen Kaiserinn über alle Theile der Staatsverwaltung gefodert wurde. Dieß erlaubte sich der Gesandte einer auswärtigen Macht gegen die Repräsentanten eines freien Volkes!

Stanislaus zeigte bei diesen Eingriffen nicht jene Energie des Willens und jene Thätigkeit, welche die Nation von ihrem Repräsentanten erwartete. Ohnmächtig gab er bald dem Sturme des Volkes nach, bald wendete er sich nach dem Leitsterne der auswärtigen Höfe. Als die Landbothen nach der gewaltsamen Wegführung der Bischöfe und des Unterfeldherrn ihn am andern Morgen klagend und traurend davon benachrichtigten, fanden sie ihn in Ruhe an seinem Schreibtische sitzend, umgeben von Farbetöpfen, um das Muster zu einer Uniform an dem Jahrstage seiner Krönung zu entwerfen. Bei der allgemeinen Trauer des Vaterlandes war eine französische Schauspielergesellschaft die Quelle der Belustigung für den König. Dadurch wurde der Unwille gegen ihn im-

mer weiter verbreitet, und der mißvergnügte Adel beschloß endlich mit gewafneter Hand das Gebäude fremden Einflusses umzustürzen. Ganz Polen ward der Schauplatz eines bürgerlichen Krieges, der desto verderblicher war, weil die Truppen der Konföderation weder Kriegskunst noch Kriegszucht kannten, und Rauben, Morden, Stehlen und Brennen zu ihrem Hauptgeschäfte machten. Welche Scenen des Gräuels, des Elends und der Verwüstung! Bürger, die Bürger zerfleischen; Ausländer, gleich fürchterlich für beide Partheyen; unermessene Felder, mit den unbegrabenen Leichen ihrer ehemaligen Pflüger bedeckt, zerstörte Tempel und Altäre; ein tief erschütterter Königsthron, und auf diesem Throne ein hülfloser Monarch, verflucht von seinem eigenen Volk, und zu Grunde gerichtet von den verbündeten Mächten. Bei der allgemeinen Verwirrung griffen auch die Bauern in der Provinz Kiow und in der Ukraine zu den Waffen, um sich wegen des erlittenen Drucks an ihren tyrannischen Herren zu rächen. Sie verübten die unmenschlichsten Grausamkeiten, mordeten ohne Unterschied Edelleute, Geistliche, Juden, Katholiken, Dissidenten, und selbst der Weiber und Kinder schonten sie nicht. Der Bischof von Pawolocy wurde wegen seiner harten Regierung von ihnen zerfleischt; der Gouverneur von Sonila entwischte im Hemde, indem er Gemahlinn und Kind der Baurenwuth zum Opfer zurück ließ. Ganze Starosteyen, Städte und Dörfer wurden verwüstet.

Während Polen theils in seinem eigenen Eingeweide wüthete, theils unter den türkischen und russischen Kriegsflammen zu Grunde gieng, litt es im Jahr ein tausend sieben hundert und siebenzig noch überdieß die schrecklichste aller Plagen, die Pestseuche. Diese Seuche brach zuerst an der Grenze der Türkey

aus,

aus, und von da verbreitete sie sich über Podolien, Volhinien, und über die Ukraine. In der Grenzfestung Kaminieck wüthete sie sowohl unter den Bürgern als unter der Besatzung so schröcklich, daß die Ueberlebenden diese Festung gänzlich im Stiche liessen. Mehrere Monate blieb sie offen, und weder Ausländer noch Eingebohrne näherten sich diesem Schlunde des Todes. In einem Dorfe des Fürsten Chartorisky starben alle Bauern auf einen Tag, und in neun Klöstern blieb kein Mensch mehr am Leben. Ueber zweimal hundert und fünfzig tausend Seelen rasste die Pest weg. Theils durch die Sorgfalt des gezogenen Kordons, theils durch die strenge Kälte des Winters wurde nach und nach ihrer Wuth Einhalt gethan. Ein großer Theil von Polen war endlich in eine Wüste verwandelt; die Einwohner waren entweder völlig ausgerottet oder in entfernte russische Kolonien weggeschleppt worden; der russische Gesandte war in der That Beherrscher dieses unglücklichen Reiches; jeder Befehlshaber eines kleinen Haufens, er mochte nun von dieser oder jener Parthey seyn, betrug sich in seinem Bezirk als unumschränkter Despot. Dessen ungeachtet erholten sich die Konföderirten, sie wurden überaus zahlreich und bewiesen die größte Thätigkeit. Heimlich genossen sie die Unterstützung nicht nur von der Türkey, sondern auch vornehmlich von Frankreich. Dieser betrügliche Schimmer eines guten Erfolges verleitete selbst einige von den hohen Kronbeamten zum Beitritt in die Konföderationen. Gegen diese letztern rückten nicht nur neue russische, sondern nunmehr auch österreichische Truppen in das Land ein, und von diesen Truppen wurden sie, wie ein Haufen wilder Thiere, von allen Seiten umringt. Krieg und Kriegsgeschrei, Rauben und Morden waren in dem unglücklichen Lande an der Tagesordnung.

4.

Mörderischer Ueberfall und Mißhandlung des Königs. Wunderbare Rettung desselben.

Alles Ungemach, welches das Reich drückte, und besonders die russische Einmischung, schrieben die unglücklichen Unterthanen auf Rechnung des Königes. Gegen ihn war der allgemeine Unwille herrschend. Während er selbst durch einen Schein von falscher Neutralität seine wankende Krone zu behaupten suchte, oder alle Gegner seiner Person durch seine ihm selbst wohlgefällige Beredsamkeit überwinden zu können glaubte, ward er am neunten April des Jahres ein tausend sieben hundert und siebenzig von den Konföderirten seiner Würde für verlustig und sein Thron für erledigt erklärt. Um es gleichsam in der verfassungsmäßigen Gestalt zu thun, eilten zwei Abgesandte der Konföderation nach Warschau, übergaben dem Könige bei einer öffentlichen Feier unter dem Scheine einer Bittschrift die Absetzungsurkunde, nnd verlohren sich dann wieder unter dem Haufen der versammelten Menge. Bald darauf erschien ein Manifest, in welchem das Volk aufgefodert wurde, dem Könige entweder heimlich oder öffentlich das Leben zu nehmen. Dieses Manifest that Wirkung: man fand fast alle Nächte brennbare Materien in Warschau, und selbst im königlichen Pallaste entdeckte man gerade noch zu rechter Zeit eine große Menge Pulver mit einem brennenden Lunten.

Da alle diese Unternehmungen vereitelt wurden, so entwarfen die Boshaften einen andern Plan, sich der Person des Königes zu bemächtigen und ihn zu morden.

Ein polnischer Edelmann, Namens Pulawsky,

General bei der Armee der katholischen Konföderirten, faßte zuerst diesen ruchlosen Entschluß. Zur Ausführung desselben brachte er noch drei Mißvergnügte auf seine Seite, Namens Lukawsky, Strawensky und Kosinsky, und bald belief sich die Zahl der Mitverschwornen auf ohngefehr vierzig. Auf die feierlichste Weise gelobten sie ihrem General Pulawsky in seine Hand die Auslieferung des Königs, todt oder lebendig. Die Verschwörung geschah in einem befestigten Kloster bei Tschenstochowa, und zwar vor dem wunderthätigen Bilde einer Madonna. Um von der Policey nicht erkannt zu werden, begaben sich die Meuchelmörder in Bauernkleidern nach Warschau, und verbargen ihre Waffen in Heuwagen, die sie nach der Residenz führten. Gleich am Tage nach ihrer Ankunft, den dritten November des Jahres ein tausend siebenhundert und ein und siebenzig, fanden sie Gelegenheit, ihren ruchlosen Plan auszuführen.

Der König war des Nachmittags bei dem Großkanzler von Litthauen, dem Fürsten von Chartorisky auf einem Besuche. Beim Einbruche der Nacht lagerte sich ein Theil der Verschwornen vor der Stadt, während der andere dem Könige in der Kapuciner-straße aufpaßten, durch die er nach seinem Pallaste zurück kehren mußte. Zwischen neun und zehen Uhr verließ er den Fürsten, von fünfzehn Soldaten seiner Garde und einem Flügeladjutanten begleitet, der mit ihm im Wagen saß. Kaum zwei hundert Schritte von dem Czartoriskyschen Pallaste kam ein Trupp zu Pferde, der zwischen den Voranreiteten und dem königlichen Wagen durchzog, und also diesen von jenen trennte; da aber die erstern zurück kehren wollten, kam ein noch größerer Trupp, von dem sie zersprengt wurden. Man hielt die Pferde am Wagen auf, schoß nach dem Kutscher, nach denen, die neben dem

 Wa-

Wagen giengen, und am häufigsten nach dem Wagen selbst. Einer der königlichen Heiducken, Georg Heinrich Bützak, wollte mit seinem Körper den König decken, wurde aber in diesem Augenblicke durch einen Schuß und mehrere Stiche getödtet; der andere stürzte durch einen Säbelhieb gleichfalls todt zur Erde. Alle übrigen Personen, die den König begleiteten, verlohren bei dem plötzlichen Ueberfall und bei der Menge der Mörder den Muth und liefen davon, um sich selbst zu retten; ein Betragen, das einer königlichen Garde wenig Ehre machte. Selbst der Adjutant vergaß Treue und Entschlossenheit und entsprang aus dem Wagen.

Ganz verlassen öffnete der König den durch mehrere Kugeln ganz durchlöcherten Wagen, und suchte sich in der pechfinstern Nacht ebenfalls durch die Flucht zu retten. Kaum aber war er ausgestiegen, so ergriefen ihn die Mörder bei den Haaren, und riefen unter schröcklichem Fluchen auf polnisch: „Nun bist du in unserer Gewalt; deine Stunde ist gekommen!“ Einer derselben feuerte eine Pistole so nahe bei dem Könige los, daß seine Haare von dem aufblitzenden Pulver versengt wurden. Ein anderer versetzte ihm einen Säbelhieb über den Kopf, der bis aufs Stirnbein eindrang. Darauf ergriefen sie den König bei der Halsbinde, und schleppten ihn zwischen ihren Pferden über fünf hundert Schritte in der größten Geschwindigkeit auf der Erde fort. Und dieß geschah mitten in den Straßen von Warschau! Wie eine solche Entführung, ein solcher lärmender Auftritt ohne Zusammenlaufen des Volks, selbst bei später Abendzeit, möglich war, scheint fast unbegreiflich. Allein die Mörder fanden, weil man alles eher, als ihre Frevelthat vermuthete, keine Hindernisse. Sie begegneten einer russischen Schildwache, die sie anrief.

Sie

Sie antworteten auf russisch. Die Schildwache glaubte, daß es eine russische Patrouille sey, und ließ sie ungestört gehen.

Während dieses Vorfalles verbreiteten die entflohenen Begleiter des Königes das Jammergeschrey in seinem Pallaste. Die Bestürtzung war außerordentlich. Sogleich wurde die Garde zu Fuß beordert, nach dem Platze zu eilen, wo die Mörder ihre That unternommen hatten. Der König war aber längst weggeschafft; man fand blos seinen Haarbeutel und seinen Hut, ganz mit Blute bespritzt. Das Schrecken wurde nur noch größer, die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Die Mörder versäumten inzwischen keinen Augenblick, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Der König war durch das Fortschleppen und durch seine Wunden ermattet. Um ihn desto geschwinder fortzubringen wurde er ganz athemlos auf ein Pferd gesetzt und gezwungen, mit demselben über einen Graben zu setzen. Das Pferd stürzte in den Koth und brach ein Bein, der König aber verlohr im Kothe seinen Pelz und konnte nur mit vieler Mühe herausgezogen werden. Man setzte ihn auf ein anderes Pferd, mit dem er glücklich über den Graben kam. Jenseits des Grabens nahm man ihm seine kostbare Ringe, seine Uhren und Geld, und rieß ihm den Orden des preußischen schwarzen Adlers nebst einem diamantenen Kreuze vom Halse. Auf sein dringendes Anhalten ließen ihm die Mörder sein Schnupftuch und seine Brieftasche. Der größte Theil von ihnen eilte mit der gemachten Beute davon; vermuthlich zu Pulawsky und den übrigen Anstiftern, die in der Nähe waren, um sie durch Verzeigung der geraubten Sachen von der glücklichen Ausführung zu benachrichtigen. Nur sieben der Verschwornen blieben bei dem Könige, unter denen Kosinsky der vornehmste

war. Der Wege unkundig irrten sie mit müden Pferden im Dunkeln; der König mußte sich's gefallen lassen, wieder zu Fuße zu gehen, ob er gleich einen Schuh verlohren hatte. Seine Entkräftung machte aber ein langes Gehen unmöglich. Die Räuber setzten ihn in einiger Entfernung wieder zu Pferde; einer führte dieses beim Zügel, zween andere hielten den Gefangenen Links und Rechts bei der Hand. Als sie den Weg nach dem Dorfe Burakow einschlugen, warnte sie der König nicht dahin zu gehen, weil da russische Soldaten einquartirt wären, die gewiß ihn zu befreien suchen würden. Dieß war mit einer Vorsicht und Besinnung gesagt, die unter den Umständen zu bewundern war; denn ehe die Russen den unglücklichen Fürsten gerettet hätten, wäre er gewiß von den Unmenschen in Stücken gehauen worden. Jene freiwillige Warnung machte sie jetzt weichherziger und nachgiebiger. Sie gaben dem Könige einen Stiefel und eine Mütze, um seine Kopfwunde zu bedecken, was er schon mehrmals dringend, aber vergebens, gebeten hatte.

Allmählich wurden die Verschwornen des Umherirrens in der finstern Nacht müde, und einige von ihnen drangen auf die Ermordung des Königs. Allein Kosinsky setzte sich nachdrücklich dagegen, und so kam man mit ihm in den Wald Bielany, nur eine Stunde von Warschau entfernt, in welcher Stadt nunmehr die Verlegenheit und Verwirrung immer höher gestiegen war. Man konnte zu keiner festen Entschließung gelangen, denn die königliche Leibwache besorgte, daß sie durch öffentliche und bewafnete Nachstellung die Räuber nur desto eher zur Ermordung des Königs antreiben, durch Langsamkeit aber seine Rettung verabsäumen könnte. Endlich setzten sich verschiedene Herren vom ersten Adel zu Pferde. Sie kamen an

den

den Ort, wo die Mörder über den Graben gesetzt waren. Man fand daselbst den Pelz des Königs, den er verlohren hatte; er war blutig und von Kugeln und Säbelhieben durchlöchert, und schon glaubte man gewiß, daß der König ermordet sey; allein er befand sich noch in dem Walde von Bielany. Als die Verschwornen tiefer in denselben hinein kamen, wurden sie durch eine nahe russische Patrouille plötzlich in Schrecken gesetzt. Vier von ihnen entflohen, und die drei übrigen schleppten ihren Raub weiter. Kaum waren sie eine Viertelstunde weiter gekommen, so schrie ihnen eine zweite russiche Patrouille entgegen, und zween von den Räubern nahmen den Reißaus. Ihr Anführer Kosinsky blieb noch allein beim Königе; beide waren zu Fuß.

So entkräftet der Monarch war, so mußte er doch weiter gehen. Da er jetzt nur noch einen Räuber um sich sah, so faßte er etwas mehr Muth, und sagte zu ihm: „Wenn du mich meinen Feinden lebendig ausliefern willst, so laß mich einen Augenblick ausruhen." Allein Kosinsky zwang ihn mit dem blanken Säbel in der Faust weiter zu gehen. Bald darauf langten sie bei dem Kloster von Bielany an. Hier blickte der König mit Wehmuth auf Kosinsky; der Blick drang in das Herz desselben, rührte es, und er brach in die Worte aus: „Du bist doch mein König!" Der König sprach mit Nachdruck: „Ich bin es, und ein guter König, der dir nichts Böses zufügen will." Kosinsky wurde über diese Worte so verwirrt, daß er den Weg ganz verfehlte. Der König bemerkte es, und sagte: „Ich sehe, du weißt selbst den Weg nicht recht; laß mich also in dieses Kloster gehen und rette dich." Er antwortete: „ich kann nicht; ich habe geschworen." Sie giengen weiter, und der König erklärte ihm die Nichtigkeit

und

und Unzulänglichkeit dieses Eidschwurs. „Aber, fiel Kosinsky ein, wenn ich Sie auch nach Warschau zurückführe, was gewinn ich dadurch als das Schwerdt des Henkers?" Der König gab ihm sein Wort, daß ihm kein Leid widerfahren sollte. Der gerührte Räuber warf sich dem Monarchen zu Füßen, flehte um Verzeihung, versprach ihm Schutz gegen jeden Feind, und überließ sich unbedingt der königlichen Großmuth. Feierlich wiederholte ihm der König die schon gegebenen Versicherungen. So nahmen sie den Weg nach einer ziemlich entfernten, aber dem König bekannten Mühle. Man pochte daselbst an; allein die erschrockenen Leute hatten nicht Muth genug, die Thüre zu öffnen. Kosinsky schlug ein Fenster ein, und schrie um Hülfe für einen Menschen, der von Räubern geplündert worden wäre. Der Müller, über einen solchen nächtlichen Zuspruch befremdet, hielt sie selbst für Räuber, und weigerte sich sie einzulassen. Eine halbe Stunde mußte ihm der König Muth einsprechen, bis endlich die Thür geöffnet wurde.

Sobald der König unter Obdach war, schrieb er an den General der Leibwache Cocceij folgendes Billet: „Durch eine Art Wunder bin ich den Händen der Mörder entronnen. Nunmehr befind' ich mich in der kleinen Mühle von Marienburg, zwar verwundet, aber nicht gefährlich. Eilen Sie, mich dort abzuholen."

Nicht ohne große Mühe ließ sich jemand bereden, das Billet nach Warschau zu tragen. Die Leute in der Mühle fürchteten sich vor den vermeinten Strassenräubern. Kosinsky wollte dem Könige alles Abgenommene zurück stellen, allein er nahm nichts zurück, als das blaue Band des Adlerordens. Ganz entkräftet warf er sich auf einen Bund Stroh und entschlummerte. So lag er, als Cocceij an der Spi-

ze eines Korps von der Leibwache heran sprengte. Kissinsky empfieng ihn mit entblößtem Säbel an der Thüre, und führte ihn zu dem Monarchen. Gerührt fiel der General diesem zu Füßen, und rief mit Thränen in den Augen: „Mein König!“ Der Müller und seine Leute staunten bei diesem Ausrufe, und sanken betäubt zur Erde, als sie in dem ihren Landesherrn erblickten, den sie für einen Räuber gehalten hatten. Der König hob sie liebreich auf und versicherte sie seiner Gnade. Hierauf bestieg er den Wagen, den der General mit sich gebracht hatte, und fuhr langsam nach Warschau zurück.

Gegen fünf Uhr des Morgens kam der König in der Residenz an. Die Nachricht von seiner wunderbaren Rettung hatte sich bereits durch die ganze Stadt verbreitet, und eine außerordentliche Freude unter dem Volke erregt. Alle Gassen waren mit Einwohnern und Fremden angefüllt, und mit Fackeln so sehr beleuchtet, daß man eben so gut als am Tage sehen konnte. Alles drängte sich an den Wagen; jeder wollte beym Aussteigen die Hand des Königs küssen, oder doch wenigstens sein Kleid berühren. Die Rührung war so groß, daß man selbst den Kossinsky, als Retter des Monarchen, mit Liebkosungen überhäufte. „Heute, rief der König aus, ist der schönste Tag meines Lebens!“ Die Freude des Volks beschäftigte ihn so ganz, daß es lange währte, bis er den Wundärzten Gehör gab, seine Wunde zu verbinden. Das Blut war gestockt, und der Verband dadurch sehr schwer und schmerzhaft, aber der König bewies während der ganzen Kur die größte Geduld. Auch seine Füße, die so sehr geschwollen waren, daß man den einen Stiefel herabschneiden mußte, wurden von den Wundärzten besorgt, und dann der König selbst zur Ruhe befördert. Noch an dem Tage der

Rettung ward in der Hauptkirche ein feierliches Te Deum gesungen. Hierauf wurden einige nothwendige Sicherheitsanstalten getroffen. Den treuen Heiducken Bützak, der den König auf Kosten seines eigenen Lebens vertheidiget hatte, ließ der Monarch feierlich beerdigen, und verfertigte ihm selbst die Grabschrift: „Hier liegt Georg Heinrich Bützak, der am dritten November des Jahres ein tausend siebenhundert und ein und siebenzig glorreich den Geist aufgab. Er wurde tödtlich verwundet, als er mit seinem Körper, wie mit einem Schilde, den König Stanislaus Augustus bedeckte. Unter Thränen widmet ihm der König dieses Denkmal, ihm zur Ehre, und andern zum Beispiel." Der König ließ die Mutter des treuen Dieners zu sich rufen, und versprach ihr alle Monate vier Dukaten auszahlen zu lassen. Auch der Müller wurde nicht vergessen. Der König berief ihn zu sich, schenkte ihm hundert Dukaten, ließ ihm eine bessere Mühle bauen, und erklärte sie von allen Abgaben frei.

So criminell und strafwürdig der Mordanschlag war, so groß war die Gelindigkeit und Gnade des Königs gegen die Verschwornen. Viele derselben wurden eingeholt und in Gefängnisse geworfen. Mit der meisten Güte und Schonung wurde Kosinsky behandelt, der von niedriger Geburt aus dem krakauischen Palatinate abstammte, und sonst Johann Kutsma hieß. Er entdeckte, daß er durch Verführung zur Konföderation sey gelockt, und bei dem Pulawskyschen Regimente, als Officier angestellt, hernach aber von Pulawsky selbst zum Anführer dieser schröcklichen Unternehmung des Königraubes, nebst dem Lukawsky und Strawensky, erwählt worden; auch daß er zu Czenstochau einen Eid habe ablegen müssen, den König entweder lebendig auszuliefern, oder aber,

wenn

wenn dieses unmöglich wäre, zu ermorden. Seit dem Augenblicke, da Lukawsky und Strawensky flüchtig geworden waren, schien er zur Rettung des Königs geneigt gewesen zu seyn: nur sein geschworner Eid machte ihn wankend. Auch als er den König schon wieder nach Warschau zurückgeführt hatte, beunruhigte ihn noch immer der Gedanke an die Verletzung seines gegebenen Worts. Er hatte zwar zum ersten nach dem Könige geschossen, und ihn bei den Haaren auf das Pferd gerissen: demohngeachtet verbot der König ihm irgend ein Leid zuzufügen, eingedenk des Versprechens, das er ihm gethan hatte. Auf Befehl des Reichstags wurde er zwar aus Polen verwiesen, aber der König verlieh ihm einen Jahrgehalt.

Auf dringendes Anhalten des Königes schenkte der Reichstag mehreren andern von den Verschwornen das Leben, und verurtheilte sie zum Festungsbau nach Kaminieck. Nur die beiden Hauptanführer Lukawsky und Strawensky wurden enthauptet. Kosinsky hatte alles umständlich entdeckt, was er von ihren Planen wußte. Lukawsky stieß seine Umarmung von sich, und schalt ihn einen Verräther. Auf der Blutbühne noch bekannte er sterbend: er bereue seine That nicht und sterbe mit dem Muthe eines Patrioten. Alle Zuschauer bewunderten seine Standhaftigkeit und beklagten die falsche Richtung seines Verstandes und Herzens. Mit eben so viel Standhaftigkeit und eben so weniger Nachreue starb auch Strawensky. Der eigentliche Haupturheber der Verschwörung, General Pulawsky, hatte sich nach Amerika begeben. Daselbst fiel er im Dienste der nordamerikanischen Staaten bei der Belagerung von Savannah im Jahr ein tausend siebenhundert und neun und siebenzig. Die Feinde selbst schätzten seine großen

krie-

kriegerischen Talente. Nach der Versicherung eines glaubwürdigen Zeugen hatte der päbstliche Nuntius in Polen die Waffen der Mitverschwornen gesegnet.

Der König Stanislaus wurde in einiger Zeit von seinen Wunden glücklich hergestellt, und zeigte sich am fünften Januar ein tausend sieben hundert und zwei und siebenzig zum erstenmal öffentlich. Eine Reihe widriger Begegnisse verbitterten sein Regentenleben, das er im Jahr ein tausend sieben hundert und acht und neunzig zu St. Petersburg schloß, wo er, seit der Auflösung des polnischen Staates, im Privatstande lebte.

VI. Aufruhr in London.

Im Jahr 1780.

I.

Schicksal der Katholiken in England. Parlamentsacte zu Gunsten derselben.

In der Mitte des Jahres ein tausend sieben hundert und achtzig ereignete sich in London — bei einer Nation, die in dem Rufe steht, die aufgeklärteste zu sey: — eine Begebenheit, deren Möglichkeit für unser Zeitalter kaum begreiflich ist.

Seit den Zeiten der Königin Elisabeth lebten die Katholiken in England und Schottland unter einem harten Drucke; nicht ohne ihr eigenes Verschulden. Von Päbsten und Jesuiten zu allen erdenklichen Meutereyen aufgehetzt, hatten sie öfters die Ruhe des Staats gestört, und gefährliche Unternehmun-

mungen begonnen, die mit Mühe vereitelt werden konnten *). Dieß hatte Veranlassung gegeben, daß allmählich gegen die Katholiken Gesetze gemacht wurden, die allerdings höchst barbarisch waren. Ein Priester zum Beispiel, der sich beim Messelesen betreten ließ, wurde ohne weiters aufgeknüpft. Jeder jüngere Sohn eines katholischen Güterbesitzers, der zur englischen Kirche übergieng, gewann durch diesen Uebertritt seinem ältern Bruder das Recht der Erstgeburt ab. Kein Katholik war fähig, zu Civil- oder Militairbedienungen befördert zu werden.

In Zeiten, da der Staat durch Revolutionen und Komplotte erschüttert wurde, mögen dergleichen Gesetze allerdings nöthig gewesen seyn. Allein sie bestunden noch bis auf unsere Zeiten, und würden vielleicht jetzt noch bestehen, wenn nicht der amerikanische Krieg das Ministerium genöthiget hätte, bei den Katholiken Hülfe zu suchen. Der englische General Bourgoyne war im October des Jahres ein tausend siebenhundert und sieben und siebenzig mit seinem ganzen Armeekorps, bei Saratoga in Nordamerika, in die Gefangenschaft der amerikanischen Truppen gerathen. Nach diesem unglücklichen Vorfalle fand man es in England schwer, die zu Grunde gerichtete Armee zu rekrutiren. Einige Freunde der Ministerialparthey, die zuvor die Sache mit den Katholiken verabredet hatten, riethen, daß man, um diese zu gewinnen, einige strenge und ganz unzweckmäßige Gesetze gegen das Pabstthum durch eine Parlamentsacte abschaffen möchte. Was die Philosophie dieses Volks längst schon hätte thun sollen, das that endlich in der Noth die eigennützige Politik. Eine Acte vom

*) Viele Beweise davon enthält unter andern die Erzählung von der Pulververschwörung, welche in diesem Bande mitgetheilt worden ist.

vom Jahr ein tausend sieben hundert und acht und siebenzig ließ den Katholiken, ohne die älteren und harten Gesetze gegen sie ganz aufzuheben, einige Milderungen angedeihen. Es ward festgesetzt: daß in Zukunft kein katholischer Bischof oder Priester seiner Katholizität wegen gerichtlich verfolgt werden soll; daß einem jeden Katholiken nunmehr freistehe, sowohl in England als in andern Provinzen Schulen zu halten, und junge Leute zu unterrichten; daß die Katholiken inskünftige Land- Lehen- und Erbgüter nach dem Rechte der Erstgeburt erben, und jüngere protestantische Brüder sie nicht weiter mehr ausschließen können; daß die Katholiken nunmehr befugt seyen, liegende Gründe, Landgüter und Lehen zu kaufen und zu besitzen; daß den Katholiken alle bisher noch nicht klagbar gewordenen Ansprüche auf Land und Erbe vorbehalten seyn sollen, als wären die Parlamentsacten vom eilften und zwölften Regierungsjahre König Wilhelms des Dritten nie vorhanden gewesen. Ihrerseits aber verpflichteten sich die Katholiken durch eine Eidesformel, dem Gesetze und dem Könige getreu zu seyn, und erklärten sich, daß kein Pabst Macht habe, Könige ihres Reiches zu entsetzen, unter was für einem Vorwande so etwas immer geschehen möchte, oder ihre Unterthanen des Pflichteides zu entlassen, den sie ihrer weltlichen Obrigkeit geschworen hätten, daß ferner die landesfürstliche Macht von der Kirche unabhängig, und die Geistlichkeit in ihren äußern Verhältnissen den bürgerlichen Gesetzen unterthan sey.

Daß die Parlamentsacte, durch welche den Katholiken Gerechtsame eingeräumt wurden, deren nur rebellische, aber keineswegs ruhige Bürger beraubt werden dörfen, zu einem der schröcklichsten Aufruhre Anlaß geben könnte, hatte sich, zumal unter einer so

auf-

aufgeklärten Nation, kein vernünftiger Mann träumen lassen. Freilich ist sich der rohe Pöbel aller Völker gleich; er ist fanatisch und grausam; aber selten wagt er es, ohne Anführer in wüthende Empörungen loszureissen. Noch blieb ihm in London das Recht unangetastet, alljährlich den Pabst als einen verkleideten Strohmann in Pontifikalkleidern auf den öffentlichen Straßen zu verbrennen. Eine solche Farce konnte zwar immer einen Keim von wildem Fanatismus in rohen Gemüthern erzeugen, und hätte schon aus dieser Rücksicht, wenn auch nicht die höhere Kultur unsers Zeitalters ein hinlänglicher Grund gewesen wäre, entweder gänzlich abgeschafft, oder wenigstens in ein zweckmäßigeres Volksfest umgeändert werden dürfen. Allein ungeachtet dieses durch Gewohnheit schon zur Natur gewordenen Papistenhasses, würde doch gleichwohl der Pöbel sich kaum so weit erkühnt haben, einen so tollen Aufruhr zu beginnen, als derjenige war, welcher am zweiten Junius des Jahres ein tausend sieben hundert und achtzig ausbrach, wenn nicht ein durch Schulden ruinirter Lord, vielleicht in ganz andern Absichten, als die Orthodoxie seiner Religion zu verfechten, erst durch heimliche Wege das Volk aufgehetzt, und endlich sich öffentlich an die Spitze eines großen Haufens gestellt hätte, nachdem er der Anhänglichkeit desselben sich genugsam versichert hatte.

2.

Lord George Gordon an der Spitze des fanatisirten Pöbels.

Lord George Gordon war der Name des Mannes, der ganz London mit Furcht und Entsetzen erfüllte.

füllte. Er war der dritte Sohn des Herzogs von Gordon in Schottland, und im Grunde ein höchst abentheuerlicher Mann. Schon in früher Jugend bemerkte man an ihm einen ungewöhnlichen Hang zu Sonderbarkeiten und gewagten Unternehmungen. Anfangs diente er bei der Flotte, allein aus Verdruß wegen ausbleibender Beförderung, gieng er aus dem Dienst, und begnügte sich mit einer kleinen Apanage von sieben hundert Pfund Sterling. In der Folge repräsentirte er den Flecken Ludgershall in verschiedenen Sitzungen des Parlaments, und sprach mit großer Freiheit gegen die Maaßregeln beider Häuser. Als Mitglied der presbyterianischen Kirche, der herrschenden in Schottland, äußerte er viel Intoleranz gegen die Katholiken und vertheidigte die alten, harten und bedrückenden Gesetze gegen dieselben. Mit Wohlgefallen vernahm er, daß der Pöbel in Edinburg im Februar des Jahres ein tausend sieben hundert und acht und siebenzig zwei katholische Kapellen zerstört, die schöne Bibliothek des Bischofs in partibus infidelium verbrannt, und verschiedene Häuser geschleift hatte. Es war seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß die Andächtler den Pöbel imponirten, und daß die Religionsschwärmerey das Mittel wäre, sich Anhang und Einfluß zu verschaffen. Dem zufolge affectirte er eine große Simplicität und Bescheidenheit, verschnitt sich die Haare, trug sie blos glatt übergekämmt, besuchte fleißig die Predigten, und deklamirte in großen Gesellschaften über den schnellen Fortgang des Pabstthums.

Als wohlgebildeter Mann von drei und dreißig Jahren machte er mit seinem frommen Aussehen großen Eindruck, und die fanatischen Feinde der Katholiken sahen in ihm ihre vornehmste Stütze. Er war Vorsteher der schottländischen Gesellschaft zur Un-

Unterstützung der protestantischen Religion, und als in London eine ähnliche Gesellschaft zusammen trat, wurde er zum Präsidenten derselben erwählt.

In einem Lande, wo jeder Bürger so viel persöhnliche Freiheit genießt, wo jeder ohne Gefahr seine Gedanken über die Maaßregeln der Regierung öffentlich äußern kann, erregten Gordons Deklamationen gegen den Katholicismus lange die Aufmerksamkeit nicht, die sie anderswo erregt haben würden. Sein außerordentliches Betragen im Hause der Gemeinen, seine öftere unverantwortlichen Unterbrechungen des Parlaments durch Vorschützung der Gefahr, die der herrschenden Religion von Seiten des Pabstthums drohen sollte, wurden, wie seine seltsame Aufzüge in der Kleidung und im Betragen, als unbedeutende Possen übersehen. Gordon that aber immer kühnere Schritte. Oeffentlich rühmte er sich, daß er in Schottland an der Spitze von hundert und zwanzig tausend Mann stehe, die ihren eigenen Beschwerden in kurzer Zeit abhelfen würden, falls ihnen nicht auf eine andere Art abgeholfen würde. Er drohte der Regierung Untergang und Verderben, wenn den Gesellschaften zur Unterstützung der protestantischen Religion nicht hinlängliche Sicherheit gegen die Gefahren gegeben würde, die das Pabstthum fürchten ließ. In einer Rede, die er als Präsident der Londner protestantischen Gesellschaft hielt, und die in den Zeitungen bekannt gemacht wurde, sagte er unter andern zu seinen enthusiastischen Anhängern, daß er alles mit dem Volke zu wagen bereit sey, wenn aber das Volk zu lau sey, so möge es sich einen andern Anführer wählen.

Es scheint unbegreiflich, wie die Regierung unthätig bleiben konnte bei Reden und Aeußerungen, die selbst in dem Munde eines Thoren hätten Auf-

merksamkeit erregen sollen. Das schröckliche Geschrey wider das Pabstthum, und Gordons und seiner Anhänger Schmähungen in Zeitungen, Schriften und Predigten, bewirkten nach und nach den Beitritt einer Anzahl wohlgesinnter Protestanten aus verschiedenen Ständen, welche wirklich glaubten, daß ihre Religion in Gefahr sey, zu einem Haufen, der anfangs unbedeutend schien, und noch meistens aus armen Leuten bestund, worunter viele nicht einmal ihren Namen schreiben konnten, der aber durch seine Anzahl fürchterlich wurde. Man hat indessen angemerkt, daß alle vernünftige Geistliche, sowohl von der hohen Kirche, als von den Dissentirenden, das Verhalten dieser Leute eben so sehr verabscheuten, als den intoleranten Grundsatz, aus welchem es herrührte.

Nachdem Gordon seinen Anhang hinlänglich vergrößert und fanatisirt hatte, erhitzte er endlich die Gemüther bis zum Ausbruch eines fürchterlichen Tumults. Durch öffentliche Einladungen in den Zeitungen berief er seine Freunde auf den ersten Junius des Jahres ein tausend sieben hundert und achtzig nach Sanct Georgenfeld jenseit der Themse, um die Religion des Landes gegen eine eingebildete Gefahr zu vertheidigen, und ihn zum Parlamentshause zu begleiten, um eine Bittschrift gegen das Pabstthum und zur Unterdrückung der katholischen Religion zu übergeben. Es kamen an gedachtem Tage, Vormittags gegen eilf Uhr, über sechzig tausend Menschen aus der niedrigsten Hefe des Pöbels auf dem Sanct Georgenfelde zusammen. Bald trat auch Gordon auf, und hielt eine schwärmerische Anrede an die Rotte, die sich durch blaue Kokarden auszeichnete. Er theilte dieselbe in vier Divisionen, und setzte sich nach dem Parlamentshause in Bewegung, um die Bittschrift zu übergeben, die aus vielen zusammengenäheten

Pers-

Pergamenthäuten bestund, und über hundert tausend Unterschriften zählte. Als der große Haufen der Versammelten, unter Vortragung der Fahnen mit der Aufschrift: No Papery (kein Pabstthum)! auf verschiedenen Wegen von dem Sammelplatze zu Sanct Georgenfelde abzog, und in Gliedern durch die Straßen marschirte, bildeten sie eine furchtbare Menge. Ein Augenzeuge zählte, als der Zug über die Westmünsterbrücke gieng, fünf und dreißig tausend Mann, und sah, wie der Mann, der die Bittschrift trug, unter der Last des zusammen gerollten und zu den Unterschriften erforderlichen Pergaments seufzte.

Gegen halb drei Uhr langte das Heer auf verschiedenen Wegen vor dem Parlamentshause an, und füllte alle offenen Plätze und Straßen vor demselben. Der wüthende Pöbel fieng sogleich an, Gewaltthätigkeiten zu treiben, und sich an den angesehensten Männern zu vergreifen. So wie einige Parlamentsherren in ihren Wagen daherfuhren, um sich in die Session zu begeben, wurden sie angefallen, geprügelt und auf verschiedene Weise mißhandelt. Man zwang sie auszurufen: kein Pabstthum! und sogar zu schwören, daß sie alles mögliche beitragen wollten, das neue Gesetz, oder die päbstliche Acte, wie sie es nannten, zu widerrufen. Dem Bischof von Lincoln wurde ein Rad vom Wagen gerissen, und er selbst wäre, wenn er sich nicht glücklich in ein benachbartes Haus geflüchtet hätte, getödtet worden. Nicht viel besser gieng es dem Erzbischof von York dem Rathspräsidenten Lord Bathurst, dem Großrichter Lord Mansfield, dem Herzog von Northumberland, dem Bischof von Liechtfield, dem Staatssecretair Lord Hillsborough, dem Großmeister der Artillerie Lord Towershond, den Lords Willboughby de Broke, Ashburham, Boston, Dengbigh und Dudley, die alle mehr

oder weniger geschlagen, gequetscht, und ihrer Börsen und Uhren beraubt wurden. Ein zweimaliger Versuch der Rebellen, die Thüren des Parlamentshauses aufzusprengen, wurde nur durch die Standhaftigkeit und Entschlossenheit der Thürhüter und anderer Beamten vereitelt.

Als Gordon die Erlaubniß erhalten hatte, seine Bittschrift dem Parlament zu übergeben, that er den Vorschlag, daß sie sogleich in Erwägung genommen werden sollte. Dieß verursachte einige Streitigkeiten, und da die Aufrührer den Vorsaal inne hatten, so wurde das Haus einige Stunden eingeschlossen gehalten, ehe man wegen der Frage stimmen konnte. Mit einer großen Stimmenmehrheit wurde beschlossen, die Petition am sechsten Junius in Untersuchung zu nehmen. Während dieser Verhandlung trat Gordon oben auf die Treppe des Ganges, hielt Reden an die Aufrührer, sagte ihnen, daß ihre Bittschrift würde bei Seite gelegt werden, und daß er keine Verzögerung liebe. Er nannte öffentlich die Personen, die sich widersetzt hatten, und stellte sie der Wuth des gesetzlosen und verzweifelten Haufens als schädliche Leute und Feinde dar.

Inzwischen kamen einige Kavallerie- und Infanterie-Regimenter und besetzten die Zugänge zum Parlamentshause. Darüber entstund unter dem versammelten Volke ein furchtbares Toben und Lärmen, und es brach in die abscheulichsten Ausschweifungen aus. Nun erschien ein Friedensrichter, der das Volk versicherte, daß er mit freundschaftlichen Gesinnungen käme, und daß, wenn es friedlich auseinander gehen würde, die Truppen wieder abmarschiren sollten. Dieß bewirkte so viel, daß einige Haufen abzogen, und daß sich die Parlamentsglieder nach Hause begeben konnten. Indessen blieb doch ein großer Theil des

nie-

niedrigsten Pöbels beisammen, und fieng fürchterlich an zu wüthen. Nachts um zehen Uhr rottete sich das liederlichste Gesindel in der Herzogsstraße zusammen, wo die Kapelle des sardinischen Gesandten stund. Man erbrach die Thüren, warf das Kirchengeräthe auf die Straßen, und verbrannte es. Die Flamme ergrief die Kapelle; man wollte löschen, und man prügelte die Leute von den Wasserpumpen weg. Das nehmliche gräßliche Schauspiel wurde auch auf dem goldenen Platze gespielt. Man drang in die Kapelle des baierischen Gesandten, zerstörte alle Meubeln durchs Feuer, und war eben im Begriff, den Pallast in Brand zu stecken, als die herbei eilende Miliz die Mordbrennerrotte aus einander jagte. Dieselbe fand aber bald anderwärts Beschäftigung. Sie verwüstete den prächtigen Pallast des Parlamentsrathes Saville, schlug alle Fenster ein, warf das Geräthe auf die Straße herab, und verbrannte es unter entsetzlichem Jubelgeschrei.

3.

Die Rebellen verheeren London durch Mord, Raub und Plünderung.

Das Signal zu Mord, Raub und Plünderung war nun gegeben, und das Parlament bereute zu spät, daß es die ersten Symptome der Rebellion zu wenig beachtet hatte. Verschiedene Umstände machen es glaubwürdig, daß dieser wilde Pöbelsaufruhr mit einem weitaussehenden Komplotte in Verbindung stand. Man bemerkte unter den Rotten verschiedene Vornehme, welche Geld austheilten, und man sagte sogar, daß heimlich Befehl gegeben worden sey, die Feuerspritzen unbrauchbar zu machen. Daß die Soldaten

keine

keine Luft bezeugten, in die Plünderer einzuhauen, ist vielleicht aus Verzagtheit geschehen; aber wichtig ist der von Vielen bemerkte Umstand, daß mehrere Militairpersonen, die man zur Auseinandertreibung des Pöbels herbeirief, bei dem Anblicke der Zerstörung ihre Hüte in die Luft schwangen, und den Mordbrennern Beifall zuschrieen.

Da die Unruhen an den folgenden Tagen fortdauerten, und der Pöbel immer neue Ausschweifungen begieng, so versammelten sich die Lords am dritten Junius, und erließen eine Adresse an den König, in der sie ihn baten, die Urheber und Werkzeuge der verübten Gewaltthätigkeiten aufs nachdrücklichste zu bestrafen. Der König erließ hierauf eine Proklamation, in welcher er alle Friedensrichter, Sherifs, Majors, Constabels und alle seine Unterthanen aufforderte, zur Unterdrückung des Aufruhrs alles aufzubieten, die Rebellen gefangen zu setzen, und die Schuldigen zu entdecken. Jedem Angeber wurde für die Entdeckung eines Rebellen eine Belohnung von fünfhundert Pfund Sterling verheissen, und Verzeihung, wenn er ein Mitschuldiger gewesen wäre. Selbst Lord Gordon, der nicht vermuthet hatte, daß aus seiner frommen Schwärmerey ein so furchtbarer Aufruhr erwachsen würde, tadelte in einer öffentlichen Bekanntmachung, im Namen der Gesellschaft zur Unterstützung der protestantischen Religion, den übel verstandenen Eifer, und suchte das Volk zu besänftigen.

Alle diese Vorkehrungen blieben ohne Wirkung. Das rasende Volk rannte wüthend durch die Straßen, schrie unaufhörlich: kein Pabstthum! und begieng dabei immer neue Excesse. Sonntag den vierten Junius gieng abermals eine Kapelle im Feuer auf; Montags, am Geburtstage des Königes, wurden

verschiedene Palläste verwüstet, und bald wütheten Zerstörung und Feuersbrünste weit und breit.

Das Parlament kam Dienstags den sechsten Junius zusammen, um die Petition der Rebellen vorzunehmen. Ueber zwei hundert Glieder vom Hause der Gemeinen hatten den Muth, troß der öffentlichen Unsicherheit und des ihren Personen und Häusern gedrohten Verderbens, durch die große Menge durchzugehen, womit die Straßen angefüllt waren, und der Versammlung beizuwohnen. Das Parlamentshaus war von einem ungeheuren Schwarm der Rebellen umringt, welche die gröbsten Ausschweifungen begiengen, die Kutschen einiger Parlamentsglieder zerschlugen, und sie sehr übel behandelten. Es wurde zwar den Rebellen bekannt gemacht, daß man, wenn sie nicht ruhig würden, unter sie feuern müßte; aber sie drohten, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Ein Friedensrichter wollte dem Lärm steuern; dafür wurde sein Haus zerstört und alles Geräthe verbrannt. Ein anderer wurde durch den Koth über die Straße gerollt. Ohne den Friedensrichter Hyde, der an der Spitze eines Detachements Kavallerie stund, wäre der Graf Sandwich, erster Lord der Admiralität, ermordet worden. Ein angesehenes Mitglied des Parlaments bemerkte in seiner Rede den klägli-chen Zustand, worinn sie versetzt wären, da ein mit Knitteln bewafneter Pöbel ihrer auf den Straßen warte, und eine Kriegsmacht mit Bajonetten vor ihrer Thür stehe, die Freiheit ihrer Debatten aufrecht zu erhalten. Sie faßten endlich doch einige Beschlüsse. Diese betrafen die Sicherung ihrer Vorrechte, die Untersuchung und Bestrafung des Aufruhrs, und endlich die Erwägung der Bitte Gordons und seines Anhanges. Da aber das empörte Volk immer unruhiger wurde, und die Nachricht von mehreren in

der

der Stadt angelegten Feuersbrünsten neue Verwirrung verursachte, so mußte das Parlament auseinander gehen, und die Mitglieder desselben durften sich glücklich preisen, wenn sie ohne grobe Mißhandlung ihre Wohnung erreichten.

Niemals mag die Stadt London in irgend einem Jahrhunderte einen so schröcklichen Anblick gewährt, oder so große Gefahr, Schrecken und Elend ausgestanden haben, als den folgenden Tag und die folgende Nacht. Aus Einem Standorte konnte man die Stadt in sechs und dreißig verschiedenen Gegenden brennen sehen. Sogar einige nahe Landhäuser vor der Stadt wurden angezündt und verbrannt; selbst im königlichen Pallaste zu St. James war man nicht sicher, und es mußten die Wachen verdoppelt werden. Mehr als fünftausend Schwärmer bestürmten das Haus des Friedensrichters Hyde, und mehr als zehentausend waren mit dem Militair im Handgemenge. Schon plünderte man das Haus des Lord North, als noch zur rechter Zeit Truppen den Pöbel zerstreuten. Er zog aber nur nach einer andern Gegend der Stadt.

Statt kräftiger und durchgreifender Maaßregeln, sorgten die Minister nur für ihre eigene Person, und jeder von ihnen verpalladisirte sein Haus mit zwei Kompagnien Wache. Der Lord Mansfield war der einzige, der die Wache nicht annehmen wollte, allein er wurde das Opfer seines populairen Zutrauens. Kaum hatte er so viel Zeit, sich mit seiner Gemahlinn durch eine verborgene Thüre zu retten. Alles, was im Hause war, wurde geplündert und verbrannt, seine Meublen, sein Silberzeug, seine Gemählde, seine Bibliothek, alles gieng zu Grunde. Endlich erschien die Wache, unter Anführung des Obersten Woodford, verjagte die Schwärmer, und verschloß

bereits zehen bis zwölf in ein Zimmer. Von ohngefehr kam der Schatzmeister von London, John Wilkes vorbei, verlas die Akte gegen die Meuterey, und berechtigte den Obersten, auf den übrigen Pöbel, der sich nicht zurück ziehen wollte, Feuer zu geben. Die Soldaten aber hatten zu hoch angelegt, und niemand wurde getödtet. Ungeachtet der Oberste zu wiederholten malen Feuer kommandirte, so schossen von seinen hundert und achtzig Soldaten nur vierzehen, und diese tödteten sieben Menschen. Der Oberste wiederholte die Ordre; allein seine prätorianische Kohorte bestund aus Londoner Miliz, kannte keine Mannszucht und that nichts. Man trommelte zum Rückzuge und überließ von neuem das Mansfieldische Palais dem wüthenden Haufen; in wenig Minuten war es von den Flammen verzehrt, und zwar mit den zehen oder zwölf Gefangenen, die der Pöbel vergessen hatte, zuvor in Freiheit zu setzen. Schon bestürmte man das Haus des Erzbischofs von York, als dessen Gemahlinn die Thür öffnete, ein Zeichen gab, daß sie zu sprechen verlange, und den Räubern zurief: „Meine Herren, in diesem Hause befindet sich eine Frau, die eben in die Wochen gekommen ist; sie ist mit ihrem Kinde zu schwach, als daß man sie ohne Gefahr wegtragen könnte. Ich glaube, daß Sie so viel Menschlichkeit besitzen werden, um diesen unschuldigen Geschöpfen das Leben zu schenken.“ Mit lautem Geschrei gab ihr das Volk Beifall, und das Haus blieb durch die Geistesgegenwart dieser Dame gerettet. Allein gleich darauf wurden verschiedene andere Häuser geplündert und in Flammen gejagt.

Am schröcklichsten wurde der Auflauf, als die Aufrührer die Gefängnisse erbrachen, und sich mit dem Abschaum aller Bösewichter verbanden. Mehrere Tausende von ihnen versammelten sich vor dem weit-

läuf-

läuftigen Gefängnisse von Newgate, das erst mit großem Kosten aufgeführt worden war. Sie brachen mit Gewalt in dasselbe, setzten die Gefangenen in Freiheit, und brannten dieses kostbare Gebäude, mit allem was darinnen war, bis auf die Ringmauern nieder. Hierauf wurde das neue Gerichthaus gänzlich zerstört. Die fürchterlichste Nacht war die vom siebenten auf den achten Junius. Es wurden vierzehen Häuser auf einmal in verschiedenen Gegenden in Brand gesteckt, und halb London schien im Feuer zu stehen. Auch das Gefängniß der Fleet, das Gefängniß der königlichen Bank, und die Zollhäuser bei der Blackfriars Brücke wurden niedergebrannt, und die Gefängnisse von Bridewell und Marlshalsea erbrochen. Die Verwirrung, der Tumult, das Geschrei und Wehklagen war allgemein und unbeschreiblich. Vornehmlich war das Gefecht in der Gegend der Börse, bei der Bank, und bei dem Hause des Lordmajors am heftigsten.

Der König beklagte sich bei den fremden Ministern über die Fahrläßigkeit der seinigen. Er ließ eine Proklamation ergehen, worinn er befahl, daß sich sogleich nach Anbruch des Abends kein rechtschaffener Einwohner von London vor seine Hausthür hinaus wagen sollte, weil es nöthig wäre, das Militair handeln zu lassen. Er machte sich fertig, mit seinen Söhnen, dem Prinzen von Wallis und dem Bischof von Osnabrück, an der Spitze seiner Garde, den Tumult zu beschwören. Ehe er den Entschluß ausführte, traten aus den erbrochenen Gefängnissen drei tausend Missethäter hervor. Ein Theil derselben verliessen den Kerker, in welchem sie schon grau geworden waren, ungerne; andere, denen schon das Todesurtheil gesprochen war, entflohen dem Tode. Das ganze Land war mit Spitzbuben überschwemmt.

Sie

Sie fielen unter andern über einen katholichen Brandweinbrenner, Namens Langdale her, erbrachen seine stark gefüllten Keller und Bremereyen, betrunken sich, gössen die gebrannten Wasser in Strömen über die Anhöhe herab, legten Feuer dazu, so daß man die Flammenfluth in weiter Entfernung erblickte. Der brennende Saft floß durch alle Straßen. Manche, die sich in dem Hause berauscht hatten, und sich nicht wieder herauszufinden wußten, wurden, als es einstürzte, unter den Ruinen begraben. Die Häuser der meisten Katholiken waren gezeichnet, und wurden alle niedergerissen oder verbrannt. Eben dieß Schicksal traf die Häuser der wenigen Magistratspersonen, die noch einige Thätigkeit bewiesen hatten, den Tumult zu dämpfen.

Zu der nemlichen Zeit, als dieses in London vorgieng, ereigneten sich in Bath, Bristol und an andern Orten des Königreichs ähnliche Auftritte. Man entdeckte sogar Listen von allen katholischen Kapellen im Reiche, die bestimmt waren, in Schutt verwandelt zu werden, und man erfuhr, daß überall gewisse Leute den Auftrag hatten, an die bezeichneten Oerter Feuer anzulegen. In Bath liefen am neunten Junius etwa vierzig bis fünfzig Jungen durch die Straßen und riefen: Kein Pabstthum! Sogleich waren drei bis vierhundert beisammen, brachen in die katholische Kapelle und das dazu gehörige Priesterhaus, und machten aus dem Kirchengeräthe und dem Hausgeräthe des Geistlichen ein wildes Freudenfeuer. In einigen Stunden lagen die Kapelle, das Haus des Priesters und fünf andere Gebäude in der Asche. Drei Kompagnien Dragoner zerstreuten endlich den Pöbel.

4.

Letzte Unternehmungen der Rebellen. Bestrafung derselben. Gordons Thorheiten.

In dieser Lage der Sachen war es hohe Zeit, daß der Regierung mehrere Feldregimenter und große Truppenkorps aus der Nachbarschaft in die Stadt einrücken ließ. Die Lust zu rauben und zu plündern griff immer weiter um sich, und die Aufrührer machten nun auch einen Anschlag auf die Bank. In den ersten Tagen möchten sie vielleicht stark genug gewesen seyn, um ihn auszuführen. Jetzt hatte man die Börse und die ganze Gegend um die Bank mit verschiedenen von den eingerückten Feldregimentern besetzt. Nunmehr erfolgte eine unvermeidliche Niederlage unter den Rebellen, in der sehr viele ihr Leben verloren. Nichts konnte einen schauervollern Anblick gewähren, als die Nacht. Leute, die auf dem Platze oder in der Nähe waren, haben versichert, daß die Finsterniß, der Schein der entfernten Feuer, das fürchterliche Geschrey der Rebellen in verschiedenen Gegenden, das Aechzen der Sterbenden, und das heftige und regelmäßige Pelotonfeuer der Soldaten zusammen eine so entsetzliche Scene gemacht habe, daß es unmöglich sey sie zu beschreiben oder sich eine Vorstellung davon zu machen. Von den Rebellen wurden im Kampfe in den Straßen zwei hundert und fünf und achtzig todt geschossen, und gegen zwei hundert gefährlich verwundet.

Die Stadt London glich nach diesen schauerlichen Ereignissen einer ohnlängst gestürmten und geplünderten Stadt. Alles Gewerbe ruhte. Die Häuser und Gewölbe waren geschlossen, die Börse, die Bank, die öffentlichen Gebäude und Straßen von Truppen

eingenommen und besetzt; rauchende und brennende Ruinen, wo alles schrecklich, leer und stille war, sah man jetzt da, wo sonst die größte Geschäftigkeit herrschte. Der König ließ durch Herolde auf allen öffentlichen Plätzen eine Proklamation ablesen, ermahnte zu einem ruhigen Verhalten und traf Vorkehrungen gegen die Verübung neuer Excesse. Starke Patrouillen mußten durch die Straßen gehen; auch wurde das Tragen blauer Schleifen an den Hüten (das Kennzeichen derer, welche die Bittschrift unterschrieben hatten), verboten. Die Gesellschaft zur Unterstützung der protestantischen Religion machte durch die öffentlichen Blätter bekannt, daß sie an dem Aufruhr des gesetzlosen und tumultuirenden Pöbels durchaus keinen Antheil habe noch nehmen wolle.

Am zehenten Junius versammelte sich das Haus der Gemeinen. Der Aufruhr war nun zwar völlig gedämpft, allein es wurde dennoch bekannt gemacht, daß die Stadt Westmünster unter militairischer Gewalt stehe. Im geheimen Rathe ließ der König den Befehl zur Verhaftung des Lord Gordon ausfertigen. Gordon ließ sich ohne Widerstreben gefangen nehmen, und, in einer Miethkutsche, unter Begleitung eines Kommando Kavallerie, vor Gericht bringen, wo er sogleich von einigen Lords und Staatssecretairen vernommen wurde. Er schien vollkommen gelassen zu seyn, und sagte nichts zu seiner Rechtfertigung, als daß er sich bei seinen Schritten durchaus keiner unedlen und verwerflichen Absichten bewußt sey. Ihm wäre nie in den Sinn gekommen, daß der Eifer jemanden zu solchen Ausschweifungen verleiten würde, und was andere gegen seinen Willen verübt hätten, könne man ihm nicht zurechnen. Er wurde zwischen neun und zehen Uhr Abends unter einer ungewöhnlich starken Bedeckung nach dem Tower gebracht.

Das

Das Parlament versammelte sich am neunzehenten Junius von neuem, und der König begab sich selbst dahin. In einer Rede vom Throne gab er Nachricht von den zur Stillung des Aufruhrs getroffenen Maaßregeln, wofür ihm der allgemeinste Beifall in einer Dankadresse zu erkennen gegeben wurde. Das erste und wichtigste, was in dieser Sitzung vorgenommen wurde, war die Bittschrift Gordons, die zu dem Aufruhr Veranlassung gegeben hatte. Um die Gemüther des Volks zu besänftigen, trug Lord Beauchamp darauf an, folgende Resolution zu fassen: 1) daß die neuere, zu Gunsten der Katholiken verfaßte Acte die ältern wider sie gemachten Acten nicht aufhebe; 2) daß dadurch die freie und öffentliche katholische Religionsübung nicht erlaubt werde; 3) daß dadurch der Pabst gar keine geistliche Gerichtsbarkeit erhalte; 4) daß dadurch die katholischen Schulen nicht privilegirt werden; 5) daß alle Bemühungen, die Gemüther damit zu beunruhigen, als wenn diese Acte mit der Sicherheit der katholischen Religion nicht bestehen könne, offenbar die Absicht haben, die öffentliche Ruhe zu stören, den Landfrieden zu brechen, den Nationalcharacter zu entehren, und die protestantische Religion in den Augen anderer Nationen herabzusezen. Dieser Antrag gieng nach einigen Debatten durch, ausgenommen daß der vierte Punkt in etwas abgeändert wurde, indem man unter gewissen Einschränkungen die Errichtung katholischer Schulen erlauben wollte.

Nunmehr wurde auch zur Bestrafung der Friedensstörer geschritten. Die Regierung hatte eine Belohnung von fünfzig Pfund Sterling für die erweisliche Angabe eines jeden Mitschuldigen angeboten. Wenn gleich viele eingezogen wurden, so verwarfen doch die Geschwornen die Aussage jedes Zeugen, der

Be-

Belohnung verlangte; eine nothwendige Vorsicht in einem Lande, wo der Meineid so häufig und fünfzig Pfund Sterling eine zu starke Lockung dazu ist. Auch waren außerdem genug zu bestrafen übrig. Die Gerechtigkeit foderte ein strenges Opfer, und man henkte daher ohne Ansehen des Geschlechts und des Alters. Man errichtete die Galgen in den Gegenden der Stadt, wo das Verbrechen begangen war. Man untersuchte, urtheilte und strafte in einer Zeit von wenigen Tagen. Manche erhielten zuverläßig erstaunt ihr Todesurtheil, die den ganzen Auflauf als einen blossen Scherz angesehen, und nie vermuthet hatten, daß das Mitlaufen sie das Leben kosten würde.

Der erste Urheber der Unruhen, Lord Gordon, hatte ein besseres Schicksal. In den meisten Staaten durfte es hinreichend gewesen seyn, den Mann des Todes schuldig zu finden, der so offenbar der Anführer des Aufruhrs gewesen zu seyn schien. Allein bei allem Hasse, den er wider sich haben mochte, ließ man der Rechtspflege freien Lauf, verstattete kein übereiltes Verfahren, und versäumte keine Rechtsförmlichkeit, die erforderlich schien, um die Schuld oder Unschuld des Angeklagten einleuchtend darzustellen. Im Februar des Jahres ein tausend sieben hundert und ein und achtzig wurde Gordon durch die Geschwornen von dem Verbrechen des Hochverraths frei gesprochen, und erhielt seine Freiheit wieder. So entschieden seine Schwärmerey und sein ungestümmes Betragen bei der Petition war, so ergab sich doch aus den Aussagen der Zeugen keineswegs, daß er den Haufen, welcher ihn begleitete, zur Ausübung einiger Gewaltthätigkeiten versammelt oder aufgemuntert habe. Es konnte nicht einmal bewiesen werden, daß diejenigen, welche geplündert, gebrannt und ähnlichen Unfug angefangen hatten, von der Gesell-

schaft

schaft zur Unterstützung der protestantischen Religion waren, an deren Spitze der Lord stund. Er schien also nicht die wirkende, sondern nur die gelegentliche Ursache der verübten Excesse zu seyn.

Gordon war durch den Arrest nicht klüger geworden; er verfiel in neue Träumereyen und Albernheiten, und begieng von Zeit zu Zeit eine Menge der ausschweifendsten Streiche. Um ihn wo möglich noch närrischer zu machen, wurden Briefe aus allen Hauptstädten Europens, aus allen Weltgegenden, von Heiden, Juden und Christen, ja sogar von Verstorbenen, z. B. von Cagliostro's hervorgerufenem Schatten an ihn gerichtet, und von ihm für baar und ächt angenommen. Die Glieder der Opposition im Parlamente bedienten sich seiner als eines Fangeballs, und sie verleiteten ihn zur Ausführung manches abentheuerlichen Projects, nur um der Hofparthie Händel zu machen. Wegen seines fortdaurenden sonderbaren und phantastischen Betragens verbot man ihm den Zutritt bei Hofe, und das Ministerium gab zwo Personen den Auftrag, ihn bei allen seinen Schritten zu beobachten. Nach vielen tollen Ausschweifungen, zog er sich im Jahr ein tausend sieben hundert und sieben und achtzig einen Kriminalproceß zu; allein, um der Sentenz des englischen Tribunals auszuweichen, flüchtete er sich über das Meer. Nach einer kurzen Abwesenheit kam er wieder zurück, und führte in der Birmingham ein sehr eingezogenes Leben. Da es ihm bei keiner christlichen Parthey mehr glücken wollte, ließ er sich hier unter die Juden aufnehmen, und gieng mit niemand als mit seinen neuen Glaubensgenossen um, auch kannte ihn sonst niemand als sie. Als endlich sein Stand und Name auch andern Einwohnern bekannt wurde, holte man ihn durch einen Gerichtsdiener nach der Hauptstadt. Der Gerichts-

die-

diener fand ihn mit einem außerordentlich langen Barte in einen großen Talar gehüllt, und mit vielen Juden umringt.

Gordon widersetzte sich dem Verhaften nicht. Er verlangte nur so lange Aufschub, bis seine zur Reise erforderlichen Speisen nach jüdischem Gebrauche zubereitet wären. Bei seiner Ankunft in London wurde er erst nach dem Gefängnisse der königlichen Bank, und einige Tage darauf zu den Missethätern nach Newgate gebracht, wo ihn die vornehmsten Juden des Königreichs besuchten. Nur ungerne ließ er seine Freunde und Verwandten vor sich, und sie hatten Mühe, ihn wieder zu erkennen. Auch von christlichen Bedienten wollte er nichts hören, sondern verlangte, allein von Juden bedient zu seyn. Man bewilligte ihm alles, was nur irgend die Gesetze erlaubten. Die Anklage gegen ihn bezog sich auf zwo Schmähschriften; die eine betraf das Parlament wegen des Kriminalrechts, die andere gieng gegen die Königinn von Frankreich. Der Gefangene wurde von zween berühmten Sachwaltern meisterhaft vertheidiget. Gordon selbst schwieg, so sehr es sonst auch seine Gewohnheit war, in Tribunalen die Richter mit seinem Unsinn zu plagen. Mit Anstand und Gelassenheit erwartete er das Urtheil. Er wurde zu fünfjähriger Gefangenschaft in Newgate und zu einer Geldstrafe von fünfhundert Pfund Sterling verurtheilt. Ueberdieß mußte er für seine gute Aufführung auf vierzehen Jahre eine Sicherheit von zehen tausend Pfund verschreiben. Er ließ den französischen Nationalkonvent, dem er zur errungenen Freiheit Glück wünschte, im Jahr ein tausend sieben hundert und neun und achtzig eine Bittschrift übergeben, sich für ihn zu verwenden, seiner Gefangenschaft früher entlediget zu werden. Hätte man weniger Rücksicht auf

seine angesehene Familie genommen, so würde er wahrscheinlich nie wieder in Freiheit gesetzt worden seyn. Er starb am ersten November des Jahres ein tausend sieben hundert und drei und neunzig.

VII. Empörung und Krieg auf Jamaika.

Im Jahr 1795.

I.

Natürliche Geschichte der Insel. Politische Veränderungen. Das wilde Volk der Maronen.

Jamaika, eine von den großen Antillen, ist die wichtigste Insel der Engländer in Westindien. Im Innern besteht sie aus einer zusammenhängenden Reihe von Bergen, die von Osten nach Westen laufen und die blauen Berge heissen. Sie sind meistens sehr steil, und durch viele Kanäle und Risse, welche das Regenwasser bildet, unterbrochen. Die Küsten sind ganz mit Korallenfelsen umgeben, welche eine Landung sehr erschweren. Gegen die Ufer hin ist der Boden eben, vornemlich auf der Südseite, wo sich meilenlange Savanna's oder Ebenen befinden, die vortreffliche Waide geben. Auf den Gebürgen entspringen viele Flüsse, die sich öfters in Kaskaden von fünfzig bis sechzig Fuß hoch herab stürzen, oft große Bäume und beträchtliche Felsstücke mit fortreissen, und dann dem Meere zueilen. Indessen ist keiner von ihner schiffbar, und in trockenen Jahren entsteht in den entfernten Savanna's öfters Wassermangel.

Das

Das Klima der Insel ist sehr heiß, wird aber bei Tag durch die See: und bei Nacht durch Landwinde stark abgekühlt. Von Jahreszeiten hat man nur zwey, die trockene und die nasse, und auch diese sind sich nicht überall gleich, denn in der Nähe der Gebürge regnet es fast beständig. Auf der nördlichen Seite der Insel dauert die Regenzeit vom August bis Weihnachten; dann fällt bis Ende des Märzes gar kein Regen, in den Monaten April und May reguet es wieder heftig, auch sind die Gebirge fast immer mit dicken Nebeln umzogen. Die Nächte sind ungemein schön, aber auch öfters kalt, und der Thau in denselben ist so stark, daß die Bäume davon, wie nach einem Regen, tropfen, und der Reisende ganz davon durchnäßt wird. Es blitzt fast jede Nacht, aber es donnert nicht immer; geschieht dieß aber, so ist der Donner fürchterlich, besonders zur Regenzeit. Orkane und Erdbeben sind häufig und oft schrecklich verwüstend. Die Luft ist überhaupt sehr ungesund, und die Einwohner erreichen kein hohes Alter; die meisten sterben zwischen zwanzig und dreißig Jahren, wenige bringen es über fünfzig Jahre, daher immer neue Bewohner hieher geschickt werden müssen.

Der Boden auf Jamaika ist nicht überall von gleicher Beschaffenheit. Die Gebirge sind fast nichts als kahler Felsen, und wo Erdreich liegt, ist es ein steifer, derber Thon; indessen sind sie bis an die Gipfel mit mancherlei Bäumen besetzt, die in einem immerwährenden Frühling grünen. Ihre Wurzeln dringen in die Spalten der Felsen und saugen die Feuchtigkeiten ein, die sich daselbst von den beständigen Regen und Nebeln sammeln. Die Ebenen dagegen haben den fruchtbarsten Boden, tragen ununterbrochen das grüne Kleid der Natur, und erzeugen eine Menge der schönsten Gewächse. Die Insel schafft fünf Achtel:

teltheile von allem in Großbritannien benöthigten Zucker, der das Hauptproduct ausmacht, hat Kaffee, Kakao, Indigo, Baumwolle, schöne Waldungen (vorzüglich Mahagonyholz), auch den Zimmetbaum, der von Ceylon dahin verpflanzt wurde.

Christoph Columbus entdeckte diese Insel im Jahr ein tausend vier hundert und vier und neunzig, und gab ihr den Namen St. Jago. Sein Sohn Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Sie war damals äußerst volkreich; aber man vertilgte die Einwohner mit unerhörter Grausamkeit, und machte innerhalb weniger Jahre mehr als sechzig tausend derselben nieder, so daß kein einziger übrig blieb, um nur das Andenken dieses weiland blühenden Volkes zu erhalten. Neidisch über die Reichthümer, welche die spanische Monarchie aus Westindien zog, sandte England im Jahr ein tausend sechshundert und vier und fünfzig eine Flotte aus, um in dieser Weltgegend Eroberungen zu machen. Der erste Angriff geschah auf Hispaniola, mißlang aber; der zweite auf Jamaika glückte, und lieferte die Insel den Britten in die Hände. Sie wurde hierauf in kurzer Zeit volkreich und blühend, da viele unzufriedene Royalisten aus England, und mehrere unzufriedene Pflanzer aus Barbados hieher zogen. Die letztern brachten besonders den Bau des Zuckerrohrs hier in Aufnahme. Ein Hauptvortheil für diese Kolonie waren die Seeräuber oder Bukaniers, welche damals in diesen Gewässern herum schwärmten und ihre geraubten Reichthümer auf der Insel verthaten, wodurch sie so sehr in Aufnahme kam, daß nach wenig Jahren sechzig tausend Weisse und hundert und zwanzig tausend Negern hier lebten. Aber ein unvermuthetes Unglück zerstörte sie fast gänzlich. Im Jahr ein tausend sechshundert und zwei und neunzig brach ein so schröckliches

Erd-

Erdbeben aus, daß beinahe die ganze Oberfläche der Insel eine andere Gestalt bekam, alle Häuser einstürzten, alle Pflanzungen vernichtet wurden, und gegen dreizehn tausend Menschen ihr Grab fanden; eine schröckliche Seuche, die dem Erdbeben folgte, vollendete die Verwüstung, und seitdem hat sich Jamaika nie wieder gänzlich erholt.

Nicht lange vor der Zeit, da die Insel in die Hände der Engländer gerathen war, hatten die Spanier fünfzehn hundert Sklaven eingeführt, die sich, sobald ihre Herren die Insel an die neuen Eroberer übergeben hatten, in die Gebürge flüchteten, und daselbst eine kleine Negerrepublik bildeten. Die englischen Offiziere, welche die Grausamkeit dieser von allen Gesinnungen des moralischen Gefühls ganz entblößten Schwarzen kannten, sagten dem Gouvernement voraus, daß diese Leute für die Kolonie der Europäer, die man jetzt zu stiften Anstalt mache, eine ewige und unerträgliche Geißel seyn würden. Der Erfolg bestätigte die Vorhersagung. Die entlaufenen Wildlinge siedelten sich in unzugänglichen Anhöhen, Waldungen und Felsen an, brachen von dort unversehens aus, raubten, plünderten, mordeten Menschen, und zündeten die Zuckerrohrfelder, die Magazine und Häuser der Pflanzer an. Durch Entführung der schwarzen Sklaven aus den Pflanzungen, oder auch durch Flüchtlinge, die sich zu ihnen begaben, wuchs ihre Zahl nach und nach beträchtlich, und pflanzte sich durch die Weiber, die sie bei sich hatten oder aus der Kolonie raubten, ansehnlich fort. Auf diese Weise bildete sich im Herzen des Landes ein höchst gefährlicher, sittenloser und gesetzloser Raubstaat. Man gab diesen Leuten den Namen Marons oder Maronen, dessen Ursprung eigentlich nicht bekannt ist; es müßte denn von Marrano herkommen, welches in der spanischen

schen Sprache ein junges Schwein bedeutet, oder von Fimaran, das so viel als Affe heißt.

Die Maronen lebten meistens von der Jagd, und hauten auf ihren Aufenthaltsorten, doch nur spärlich, einige eßbare Gewächse, Baumfrüchte und Wurzeln an, z B. den oder die Ignames. Vergebens boten die Engländer jedem Maron völlige Freiheit und das Eigenthum von zwanzig Acres Land an, wofern sie sich unter den Kolonisten ansiedeln und ruhig verhalten wollten. Sie fanden ein freieres und unabhängigeres Leben gemächlicher, hatten in ihren unermeßlichen Waldungen einen reichen Unterhalt von der Jagd, und litten auch nicht, daß die Pflanzungen der Weissen sich nahe an ihre Wälder dehnten, ohne daß sie bei guter Gelegenheit dieselben sogleich durch Mordbrand vernichteten.

Um der gemeinschaftlichen Sicherheit willen war nun nichts mehr zu thun, als sie in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und auf ihre völlige Vernichtung bedacht zu seyn. Allein die Unternehmung war nicht so leicht, als die Kolonisten sich das vorstellten. Die Maronen, die alle Schlupfwinkel in ihren Gebirgen und Waldungen wohl kannten, thaten den englischen Truppen im Detail unbeschreiblichen Schaden, ohne daß sie selbst in Masse erreichbar waren oder ausgerottet werden konnten. Sie wußten sich auch mit Feuergewehr und Pulver zu versehen, und ihr Augenmaaß und Schuß war so geübt, daß nie einer seinen Mann fehlte, den er einmal aufs Korn genommen hatte. Die kühnsten und tapfersten Engländer wurden meistens in dem gefährlichen Hinterhalt getödtet, den ihnen die wilden Krieger gelegt hatten. Man sah sich also immer genöthiget, mit ihnen wieder Friede zu machen, und die Ruhe durch Aufopferungen zu erkaufen. Ein solcher Friede ward einmal

im

im Jahr ein tausend sieben hundert und acht und dreißig geschlossen, der doch immer durch neue Räubereyen und Neckereyen unterbrochen ward. Vergeblich war die Bemühung, diesem wilden Volke Begriffe von Moralität und Religion beizubringen. Ihre dürftige Sprache war ein Gemisch von allen Dialecten der Westküste von Afrika. Alle blieben dem dümmsten Aberglauben dieses Landes zugethan, die einzige Erbschaft, die von ihren Voreltern auf sie gekommen ist. Doch wirft man der englischen Regierung auch vor, daß sie bei weitem nicht alles gethan habe, um ihren moralischen Zustand durch Unterricht von Missionarien, die man unter sie hätte senden sollen, zu verbessern. So blieben sie dann in einem habituellen Zustande von Wildheit, der sich noch durch große Unbarmherzigkeit gegen ihre Weiber auszeichnete, die alle schweren Arbeiten außer der Sorge für die physische Erziehung der Kinder verrichten mußten, während die Männer sich dem schändlichsten Müßiggange ergaben. Aber dieß ist einmal das Loos für das schwächere Geschlecht bei allen ungebildeten Wilden.

2.

Krieg zwischen den Maronen und den Pflanzern. Debatten über die Zulässigkeit hündischer Auxiliartruppen.

Im Jahr ein tausend siebenhundert und fünf und neunzig brach unversehens ein neuer und mörderischer Krieg zwischen den Maronen und den Pflanzern auf Jamaika aus. Zwei Maronen wurden auf einem Diebstahle ertappt, den sie an Schweinen verübt hatten. Das Verbrechen war nicht zu leugnen, und jeder der Schuldigen ward nach dem Gesetze von dem

Jury

Jury verurtheilt, in dem Zuchthause zu Montebo neun und dreißig Streiche auf den bloßen Rücken mit der Peitsche zu erhalten. Die Strafe ward von einem Zuchtmeister, welcher der gewöhnliche Aufseher der Gefangenen in diesem Hause ist, vollzogen. Nach ausgestandener Züchtigung schickte man die zerfetzten Diebe zu ihren Landsleuten ins Gebirge zurück. Auf der Heimreise stießen sie gegen die Weissen Drohungen und teuflische Verwünschungen aus. Bald stimmten sie ihre Landsleute zu gleicher Wuth, denn diese nahmen es insbesondere höchlich übel, daß die Bestrafung im Zuchthause von einem Sklavenaufseher und im Angesicht der Sklaven vollzogen worden.

Wer hätte geglaubt, daß diese Wilden ein solches Ehrgefühl hätten. Sie schickten dem englischen Gouverneur einen feindlichen Absagebrief nach Montebo zu. Der Krieg nahm sogleich einen äußerst schröckbaren Charakter an. Pflanzungen wurden niedergebrannt, Weiber und Kinder ohne Schonung gemordet, und an den Gefangenen abscheuliche Grausamkeiten ausgeübt. Die Tapfersten der Soldaten und Kolonisten, die waffenfähig waren, fielen sogleich bei der Vertheidigung des gemeinschaftlichen Eigenthums; in allen Familien herrschte Trauer und Verzweiflung. Vergeblich waren alle Anstrengungen der Truppen, die Maronen in ihren Lagern zu überraschen. Sie legten dieselben abwechselnd zwischen und auf Gebirgen an, wohin meistens nur ein einziger schmaler Fußsteig an den schröcklichsten Abgründen hinführte. Dorthin flüchteten sie ihre Weiber, Kinder, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Ihre jüngern Krieger machten geheime Ausfälle, und erschossen die Engländer im Hinterhalte, ohne daß man ihnen selbst, die der Wege so kundig und gleich wieder flüchtig waren, Schaden zufügen konnte. Zuletzt zog sich der

größte

größte Theil des wilden Volkes an einen unzugänglichen steilen Ort zwischen Felsen zusammen, wo sie in Höhlen volle Sicherheit genossen.

Die Engländer machten nun nach unzähligen Mühseligkeiten den Plan, sie in den Schlupfwinkeln einzuschliessen, sodann die Lebensmittel und Jagd ganz abzuschneiden. Um nun diejenigen, die ihnen aus den Hinterhalten so unzählig vielen Schaden zufügten, aufzuspüren, geschah in der Kolonialversammlung der Vorschlag, daß man Hunde kommen lassen solle, die auf diese Gattung von Jagd abgerichtet wären. Man erinnerte sich, daß es in dem spanischen Amerika eine Art von diesen Hunden gäbe, die zu einer solchen Aufspürung abgerichtet wären. Die Spanier bedienten sich ihrer in Cuba, um damit die wilden Stiere aus den unzugänglichen Gebirgen und Waldungen heraus zu ziehen, wohin kein menschlicher Fußtritt zu gelangen vermag. Die ausgetriebenen werden erlegt, und mit ihren Häuten treibt man einen vortheilhaften Handel.

Die Kolonialversammlung sah wohl ein, daß der Gebrauch dieser hündischer Hülfstrnppen in der Hauptstadt ihres Mutterlandes, in London, keinen Beifall finden würde. Eine lange Erfahrung hatte sie ohnehin belehrt, daß alle ihre Maaßregeln zur Erhaltung der Kolonie einer eifersüchtigen Mißbilligung und allen Deklamationen der Unwissenheit, des Neides, der Bosheit, einer angeblichen Humanität und im Grunde eines wahren Fanatismus unterworfen waren. Man verbarg sich nicht, daß man ihnen die Nachahmung der Grausamkeit, welche die ersten spanischen Eroberer in Amerika sich durch den Gebrauch dieser Hunde zu Schulden kommen lassen, zum Vorwurf machen würde. Und in der That, es war höchst zu mißbilligen, daß Christen, unwürdig dieses

Namens, diese wüthenden Thiere auf ein friedliches und harmloses Volk, wie die ursprünglichen Einwohner des alten Amerika's waren, losgelassen haben. Diese barbarische Handlung hat also diejenigen mit einem ewigen und unauslöschlischen Schandfleck gebrandmarkt, die sich nicht gescheut hatten, dieselbe auszuüben. Es waren demnach viele von den Kolonisten der Meinung, daß die Beihülfe dieser verächtlichen Thiere zu den militairischen Operationen den Maaßregeln der Regierung von Jamaika nicht nur einen Anstrich von Grausamkeit, sondern auch von Niederträchtigkeit und Feigheit geben würde.

Auf diesen Einwurf ward von andern geantwortet, daß die Sicherheit der Insel und das Leben der Pflanzer unter so grausamen und unmenschlichen Feinden nicht Preis gegeben, und abgeschmackten, unverdienten Aufbürdungen und den Verleumdungen geopfert werden müßte, die man in dem Schooße des Mutterlandes gegen eine so unglückliche Kolonie wohl erfinden, aber nicht rechtfertigen könne. Die eiserne Nothwendigkeit gebiete die Maaßregel. Man könne einmal ohne Ungerechtigkeit nicht den Grundsatz aufstellen, daß man keine Thiere als Kriegswerkzeuge gebrauchen dürfe. Die Uebung und die Sitten der gebildeten Völker sprächen hier das Wort. Man habe den asiatischen Völkern nie ein Verbrechen daraus gemacht, daß sie der Elefanten im Kriege sich bedienten, sowohl zu Angriffen als zur Vertheidigung, ja daß dieselben sich deren noch bedienen. Wenn man den gegentheiligen Grundsatz annehmen wolle, so dürfte man sich eben so wenig der Reuterey in dem Kriege bedienen, die nur durch die Geschwindigkeit der Pferde ein in Unordnung gebrachtes Fußvolk erreicht, zusammenhaut oder gefangen nimmt. Der Krieg, sagten einige, wäre ein Kampf der Gewalt

zwi-

zwischen zwey feindseligen Partheyen, die keinen gemeinschaftlichen Obern erkennen. Wenn nun diese Gewalt durch keinen weder öffentlichen noch stillschweigenden Vertrag beschränkt sey, so habe sie keine andere Grenzen, als dort, wo die Gewalt selbst sich beschränkt, sey es durch Vernichtung oder den Tod desjenigen, gegen den sie angewendet wird. Freilich dürfen Grausamkeiten, die keinen eigentlichen Zweck haben, im Kriege nicht angewendet werden, weil sie durch die Uebung aller gesitteten Völker verworfen würden. Unter diese Klasse gehörten solche muthvolle Handlungen, die nur dazu dienen, den Schmerz empfindlicher zu machen, so wie Beleidigungen, die nur den Haß vergrößern können, z. B. unbarmherziges Abschlachten der Gefangenen, Quaalen, die man ihnen zufügte, Beschimpfungen der Weiber, Zernichtung oder Zerstümmelung von Kunstwerken, die weder zum Angriffe noch zur Vertheidigung dienten. Solche Handlungen der Barbarey hätten die weissen Kolonisten gegen die Maronen niemals ausgeübt; aber wohl umgekehrt diese gegen die Weissen. Der Grundsatz einer übertriebenen Humanität wäre also übel angewendet, um eine Maaßregel zu hintertreiben, durch die man allein einen immer flüchtigen, verborgenen und aus einem undurchdringlichen Hinterhalt unversehens ausfallenden Feind auf die Spur kommen und ihn besiegen könne. Die Maronen wären keineswegs eine schwache, wehrlose, friedfertige Gesellschaft von Menschen, wie die alten Amerikaner gewesen sind, sondern ein feindseliger Haufen von Räubern und Mördern. Schonung und Mitleid sey also hier eine Grausamkeit, die man wider die schuldlosen Kolonisten ausübe.

3.

Besiegung und Deportation der Maronen.

So lange die Partheyen noch darüber haderten, ob man aus der Insel Kuba Hunde kommen lassen sollte, um die Maronen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen? ward in Abwesenheit des Gouverneurs ein Generalmajor als Anführer der Truppen gewählt. Es gelang diesem tapfern, wachsamen und unermüdlichen Officier, daß er die Maronen in starke unzugängliche Orte hintrieb, wo sie zwar nicht wohl angreifbar waren, jedoch aber weder Quellen noch Bäche hatten. Man sah voraus, daß das Wasser, welches von dem periodischen Regen sich in hohlen Felsen gesammelt hatte, in diesem heissen Klima bald verbraucht seyn würde; dann hatten die Maronen nur noch ein einziges Mittel, ihren Durst zu löschen, eine Pflanze, die man Tillandsia maxima nennt. Diese Pflanze, die unter die Schmarozergewächse gehört, schlägt Wurzel und schlingt sich um den Stamm der wilden Baumwolle. Durch die sonderbare Bildung ihrer Blätter, einem halb hohlen oder konvexen Gefässe ähnlich, empfängt und bewahrt die Pflanze die Regentropfen, so daß jedes Blatt fast eine Pariser Pinte Wassers aufbewahrt, das sich im Schatten rein und kühl erhält. Es scheint, als wenn die Vorsicht der Pflanze diese wunderbare Form verliehen habe, um den Eingebohrnen oder auch verirrten Reisenden, mitten unter den felsigen quellenlosen Anhöhen eines der Glühehitze ausgesetzten Erdgürtels, einen erfrischenden Labetrunk zu verschaffen. Allein auch diese Hülfsquelle im eigentlichsten Verstande ward in kurzer Zeit erschöpft. Die Kolonisten schnitten alle Verbindungen dieser Einöde mit der Insel ab, und die

Entbehrungen der Maronen, verschärft durch Hunger und Durst, brachten sie jetzt zur Verzweiflung.

Die bewafneten Kolonisten litten auf der andern Seite nicht minder. Sie hatten einen Umkreis von zwanzig englischen Meilen zu bewachen, und es ist unmöglich, eine genaue Schilderung der Mühseligkeiten zu ertheilen, denen sie ausgesetzt waren. Das Wort Defileen, wie es in der Soldatensprache heißt, giebt hier keinen richtigen Begriff. Die natürliche Verschanzung, in der sich die Maronen befanden, hieß Cockpits; nur ein enger Fußpfad führte dahin, längs einem Felsen, der hundert und fünfzig Fuß senkrechte Höhe hatte. So seltsam und unglaublich es auch scheint, so ist es doch zuverläßig, daß die Maronen durch die Kraft ihrer Muskeln und die Uebung ihrer Fußzehen, deren sie zum Klettern wie die Affen sich bedienen, die unzugänglichsten Höhen bestiegen, dann auf ihre Belagerer mit Pfeilen oder Büchsen herabschossen, und sich immer sicher und unverfolgt in die Höhlen zurückzogen, wo sie ihre Kinder, ihre Weiber, und ihren Mund- und Kriegsvorrath verborgen hielten. Endlich aber erreichte Hunger und Durst bei ihnen den höchsten Grad. Diese Lage nöthigte zu mehr versöhnlichen Gesinnungen. Sie ließen jetzt ihre Sinnesänderung durch einige Negersklaven anmelden, die die Maronen geraubt und genöthiget hatten, in ihre Dienste zu treten. Diese sagten aus, die Feinde wären entschlossen, auf jede Bedingniß zu unterhandeln, Todesstrafe und Deportation ausgenommen. Sie wollten ihre Waffen und geraubten Sklaven abgeben, und sich unter den freien Negern auf jeden Theil der Insel, wo es dem Gouvernement beliebig wäre, niederlassen.

Viele von den Kolonisten, und, wie man behauptet, einer der Generale selbst, waren geneigt,

auf

auf diese Bedingnisse abzuschließen; allein andere widersetzten sich dieser Stimmung. Sie behaupteten, es wäre unmöglich, diese wilden und grausamen Räuber je zur Moralität und zum Frieden zurück zu führen. Viele würden demohngeachtet sich in die Gebürge verkriechen, und sie bedürften nichts als einer Fackel, um die Zuckerrohrfelder ganzer Kirchspiele und das Glück ganzer Familien in einer Nacht zu vernichten. Man bliebe also immer den Gewaltthätigkeiten dieser feindseligen und unversöhnlichen Barbaren ausgesetzt. Es schiene vielmehr, daß sie Zeit zu gewinnen suchten, um ihre Standquartiere an einem andern Orte aufzuschlagen. Was dieser Behauptung Gewicht gab, war die Entdeckung, daß die Maronen noch immer unter der Hand daran arbeiteten, eine Empörung unter den Negern zum Ausbruch zu bringen.

Zum Glück beider Partheyen, die in ihren Meinungen getheilt blieben, kamen am fünfzehenten December die Kommissarien von Havannah in Begleitung von vierzig spanischen Jägern und einer Kuppel von hundert amerikanischen Hunden zurück, die in der Gestalt weiter nichts fürchterliches hatten, als daß sie die Größe und fast auch die Form der englischen Schäferhunde besaßen. Bald aber verbreitete der Ruf unter ihnen fürchterliche Gerüchte von dem Aussehen und dem wilden Naturel dieser sonderbaren Hülfstruppen. Die Maronen, die diesem Gerüchte vollen Glauben beimaßen, geriethen in einen unerwarteten und unbesiegbaren Schrecken. Eine beträchtliche Anzahl dieser Räuber eröffnete jetzt im Ernste Unterhandlungen, und man bewilligte ihnen Sicherheit des Lebens und Befreiung, wenn sie binnen zehen Tagen auf den Knien die Verzeihung des Königes anflehten, alle

Ne-

Negersklaven auslieferten, die sich mit ihnen vereinigt hätten, und ihren Aufenthalt in dem Thal der Insel nehmen würden, den ihnen die Regierung anzuweisen für gut fände. Allein sie benutzten die ihnen gegebene Frist und angebothene Verzeihung nicht. Nur ein und zwanzig unter dem ganzen Maronenvolke stellten sich in der bestimmten Zeit ein, und dreizehn andere kamen drei Tage später. Der General gab also Befehl, gegen sie aufzubrechen.

Die Truppen griffen am vierzehenten Januar an; aber aus Menschlichkeit hielt man die Hunde bei der Arriergarde. Kaum war das Heer in die Waldungen eingerückt, so ergrief den Feind Schrecken; es kamen Bitten über Bitten, und bald ergaben sich zwei hundert und sechzig Rebellen unter keiner andern Bedingniß, als nur um Schonung des Lebens zu erhalten. Es war jetzt tröstlich zu sehen, daß seit der Ankunft der Hunde nicht ein einziger Tropfen Menschenblut mehr vergossen ward. Indessen aber hielt sich ein großer Theil der maronischen Jünglinge noch immer verborgen, und nur im Monat März konnte man es dahin bringen, daß die ganze maronische Bevölkerung sich ergab. Aber weder dann noch vorher ward nicht ein einziger flüchtiger Neger an die Weissen ausgeliefert.

Durch die fruchtlose Verstreichung der Frist hatten die Maronen sich der Wohlthaten, die ihnen im ersten Vertrage zugestanden waren, verlustig gemacht. Doch wollte der General aus Gründen der Klugheit für sich nichts beschliessen. Er verwies die Entscheidung ihres Schicksals an den Rath der Kolonialversammlung; diese setzte einen geheimen Ausschuß nieder, und mit der Mehrheit von ein und zwanzig Stimmen gegen dreizehn fiel die Entscheidung dahin aus:

„Die

„Die Maronen, die sich nicht in der bestimmten Zeitfrist übergeben haben, sollen jedoch als freie Leute, aus der Insel deportirt werden; doch an einen Ort, wo es ihnen nicht leicht seyn wird, zurückzukommen. Sie erhalten Kleider und Bedürfnisse für ihre Reise, und werden auf Kosten der Kolonisten eine hinreichende Zeit an dem Orte ihrer neuen Ansiedelung verpflegt. Diejenigen von ihnen, die nach ihrer Uebergabe sich durch Reue, geleistete Dienste und gute Aufführung ausgezeichnet haben, werden der Gnade des Gouverneurs empfohlen, um mit ihren Weibern und Kindern in der Insel zu bleiben.“

Dieses Urtheil, geschöpft nach einem so gerechten Kriege, fand unter den Kolonisten Beifall. Im Anfange des Junii ein tausend sieben hundert und sechs und neunzig wurden daher die Maronen auf zwei Schiffen nach Hallifax in Nordamerika transportirt. Zwei Kommissarien begleiteten sie, um ihnen Gelände in Neuholland, Canada und sonst überall anzukaufen. Auch hatten die Kommissarien den Auftrag, so lange für ihren Unterhalt besorgt zu seyn, als sie sich an das Klima gewöhnt hätten. Die Bewohner von Jamaika hatten hierzu fünf und zwanzig tausend Pfund Sterling bewilliget. Im Monat Juli kamen die Kolonisten in Hallifax an, wo sie sehr gut aufgenommen und alle Maaßregeln für ihre freie Ansiedlung genommen waren.

VIII. Revolution in Rom unter Pabst Pius dem Sechsten.

Im Jahr 1798.

I.

Uebersicht der Geschichte und Schicksale des römischen Stuhles im achtzehenten Jahrhundert.

Zu den großen und stets denkwürdigen Ereignissen, die in unserm verhängnißvollen Zeitalter Schlag auf Schlag einander folgten, müssen mit Recht auch diejenigen gezählt werden, welche die weltliche Macht des heiligen Stuhls in Rom, den Einfluß des Statthalters Christi auf Fürsten und ihre Unterthanen, und selbst die geheiligte Person dieses Idols ganzer Jahrhunderte betrafen.

Das achtzehente Jahrhundert war schon vor dem Ausbruche der französischen Revolution, die dem römischen Stuhle so verderblich wurde, der weltlichen und geistlichen Autorität desselben in hohem Grade nachtheilig. An allen Höfen Europens erwachte allmählig ein Reformationsgeist, der dem System der römischen Hierarchie große Gefahr bereitete. Während die Monarchen über das wahre Interesse ihrer Staaten immer mehr aufgeklärt wurden, und sich der Anmaßlichkeit der Päbste entzogen, arbeiteten diese vergebens, dem reissenden Strome Einhalt zu thun. Die Gegenstände der Irrungen zwischen Fürsten und Päbsten; die Beschaffenheit der Waffen, deren Rom

sich bediente; der Grad von Erbitterung und Stolz, der sich in allen Schritten des römischen Bischofs äußerte, mußten unvermeidlich einen allgemeinen Unwillen unter den Regenten nach sich ziehen, und sie mit jedem Augenblicke an die Nothwendigkeit erinnern, dem Systeme der Hierarchie mit gleichen Kräften entgegen zu wirken. Man müßte aber auch unglaublich blind seyn, und nicht wissen, aus welchen unreinen Quellen die politische Religionsgewalt der Päbste herrühre, wenn man im Ernste den weltlichen Obrigkeiten je streitig machen wollte, was nicht bestritten werden kann, nemlich das Recht, über die Kirche, insoferne sie als äußerliche Gesellschaft betrachtet wird, die gesetzgebende Gewalt auszuüben.

Religion und Kirche sind zwei äußerst entgegen gesetzte Begriffe, und alles Unheil rührte daher, daß man diese Begriffe vermengte. Dem Pabste, oder vielmehr jedem Bischofe und Hirten, geziemt es, für die Religion zu sorgen; die Kirche aber muß ihrer Einrichtung und Verfassung nach unter der Aufsicht der Landesobrigkeiten stehen. Man kann ein ächter Katholik seyn und bleiben, ohne sich gerade der äußerlichen Gerichtsbarkeit des Pabstes zu unterwerfen. Dieser von allen Staatsregierungen angenommene Grundsatz mußte allmählig die Hoheit des römischen Bischofs einschränken. Man wehrte sich in Rom mit einer Verzweiflung, die jeder Parthey in den letzten Augenblicken ihres Ringens eigen ist, und wollte eben deswegen, weil es der ganzen christlichen Welt unmöglich war, jenen Unterschied zwischen Kirche und römischen Hof nicht beinahe mit den Händen zu greifen, keine Linie breit von der bisherigen Hofpraxis abweichen. Die Religion selbst war die geringste Sorge der Hierarchen; desto thätiger aber waren sie, mit Gewalt und List an sich zu reissen, was mit der Re-

ligion in keiner Verbindung stehen soll. Die römischen Bischöfe fuhren fort, in ihren Bullen sich Statthalter Gottes, und alle Gegenstände ihrer Streitigkeiten Gegenstände der Religion und der Kirche zu nennen. Aber diese so täuschende Verwechslung der Begriffe machte die Fürsten um nichts nachgiebiger, und die Päbste mußten sich bequemen, gern oder ungern manches einträgliche Reservatrecht aufzuopfern.

Diese Opfer hiengen inzwischen von der Geschicklichkeit der Unterhändler, aber noch mehr von dem Zustande der Gesinnungen, der Einsichten und des Charakters der Päbste ab, welche es traf, angefangene Irrungen fortzusetzen oder auszugleichen. Clemens der Eilfte raffte im Anfange des achtzehenten Jahrhunderts alle erdenkliche Anmassungen zusammen, die je ein Pabst gemacht hatte, um mit allen insgemein den Monarchen zu trotzen. Er war ein Mann, der sich eher unter den Ruinen eines eingestürzten Gebäudes vergraben, als ergeben hätte. Sein Nachfolger Innocenz der dreizehnte hatte einen solchen Muth nicht, aber weit mehr Klugheit, Einsicht und Billigkeit. Wäre er kein Feind der Jesuiten gewesen, so hätte er wahrscheinlich länger gelebt. Er starb, ohne etwas Wichtiges ausführen zu können. Benedict der Dreizehente, der auf ihn folgte, war weder beherzt noch verständig. Der ganze Umfang seiner Einsichten und seiner Thätigkeit hätte höchstens hingereicht, Abt eines unbeträchtlichen Klosters seyn zu können. Er mußte die ganze Regierung Günstlingen überlassen, die sich kein Bedenken gemacht hätten, den ganzen apostolischen Stuhl sammt dem darauf sitzenden Pabste an den Meistbietenden zu verkaufen. Diese Günstlinge waren die Kardinäle Coscia und Fini, Kreaturen, die sich aus ihrem Bastardenzustande durch ununterbrochene Niederträchtigkeiten zu den höchsten

 Wür-

Würden in der Kirche empor geschwungen hatten. Unter ihrer Regierung gieng manches verlohren, was Clemens der Zwölfte durch Gewaltthätigkeiten wieder zu gewinnen suchte. Aber der abgelebte Greis mußte sich eben so sklavisch, wie Benedict der Dreizehente, seinen Nepoten unterwerfen, die kein anderes Interesse hatten, als sich mit den Schätzen der Kirche zu bereichern. Der gelehrte Lambertini, welcher unter dem Namen Benedicts des Vierzehenten den päbstlichen Stuhl bestieg, hat mit weit mehr Ehre, als seine Vorgänger, die Kirche regiert. Allein seine Grundsätze waren um nichts weniger angemaßte Hoheitsbegriffe, und es fehlte seiner Staatskunst nur an Dreistigkeit, wenn er sich nicht eben so beherzt als Clemens der Eilfte, den Monarchen entgegen stellte. Sein Nachfolger, Clemens der Dreizehente, war weder gelehrt noch ein Staatsmann. Mit ihm spielten Weiber und Jesuiten; und er ließ es geschehen, daß in seinem Namen die gewaltthätigsten Menschen den Versuch machten, was allenfalls mit der äußersten Anstrengung einer verzweifelten Wuth noch zu gewinnen seyn möchte. Durch ihr rasendes Geschrei wußten sie zwar die Nationen auf den römischen Hof aufmerksam zu machen, aber sie griefen allzuverwegen nach den Kronen, als daß die Monarchen der damaligen Zeit nicht jeden Wink zu ihrer Vertheidigung hätten nutzen sollen. Der kluge und weise Ganganelli, der ihm als Clemens der Vierzehente folgte, mußte die Entlassung der Janitscharen des römischen Stuhles, der Jesuiten, unterschreiben. Nachdem er lange den Verlust abgewogen, den er als Fürst oder als Bischof dahin geben sollte, bestimmte ihn endlich sein menschenfreundliches Herz, die gefährliche Stütze der Hierarchie niederzureissen; dafür mußte er den Giftbecher der niederen Rache trinken.

Pius

Pius der Sechste, aus der gräflichen Familie Braschi zu Cesena von sehr armen Eltern gebohren, ein Zögling der Jesuiten, bestieg nach dem edlen Ganganelle den römischen Stuhl zu einer Zeit, in welcher entweder der gewaltthätigste und glücklichste Despot, oder der gutartigste und aufgeklärteste Menschenfreund hätte Pabst werden sollen. Ersterer wäre es vielleicht, da die Begriffe der Völker noch lange nicht geläutert genug waren, mittelst einer frechen und glücklichen Gewaltthat gelungen, den Hildebrandismus zu retten; und letzterer hätte, aus Ehrlichkeit und Klugheit, die Stimmung seines Zeitalters benutzt, um Staat und Kirche in ein harmonisches Verhältniß zu bringen. Aber Pius war weder ein Hildebrand noch ein Ganganelli. Er war weder ein durchaus verderbter, noch ein lasterhafter Mensch. Selbst ein minder scharfsichtiges Auge entdeckte große Fehler an ihm; er hatte Seiten, die auffallend von dem majestätischen Ernst seiner Rolle abstachen. Ueber einige glänzende Eigenschaften, Annehmlichkeiten und Fassungskraft des Geistes, ein edles und zugleich zuvorkommendes Aeußere, einen leichten und blühenden Ausdruck der Sprache, helle Einsichten in dem Maaße, wie man sie bei einem von den Grundsätzen seines Standes eingenommenen Priester kaum erwarten konnte, und einen ziemlich gebildeten Kunstgeschmack, läugnete ihm keiner ab. Er war ungedultig, leicht zum Zorne gereitzt, starrsinnig, für Vorurtheile empfänglich, doch war er nicht beharrlich im Haß, nicht bösartig aus Ueberlegung. Wenig Züge seiner Empfindsamkeit, aber mehrere seiner Herzensgüte sind bekannt geworden. An Staatskenntnissen fehlte es ihm sehr, desto weniger an erhabenen Begriffen von der hohen Würde des apostolischen Stuhls. Er beurtheilte alle katholischen Reiche nach italiänischem Maaßstabe,

und

und wollte nicht begreifen, daß die Bedürfnisse von so verschiedenen Völkern auch darinn, was kirchendisciplinarische Sachen betrift, unendlich verschieden seyn könnten. Schwach und unentschlossen, ließ er sich bald zu Gewaltthätigkeiten, bald zu nachgiebiger Feigheit verleiten. Die Hauptquelle seiner Fehler und Unfälle war eine ausschweifende Liebe zum Ruhm, die nicht selten in kindische Eitelkeit ausartete. Er hätte sein Pontifikat gern von allen Seiten verherrlichen, und alle großes Aufsehen erregenden Unternehmungen mit seinem Namen stempeln mögen. Tausendmal fand man Braschi's Wappen und Namen in Rom und in dem Kirchenstaat wiederholt; und nicht nur an den von ihm errichteten oder hergestellten Denkmälern, sondern auch an solchen, daran er blos eine unbedeutende Aenderung gemacht hatte. Der Name Pius Sextus wird, Dank sey es seiner vorsichtigen Eitelkeit, unter den Augen der spätesten Nachkommen noch fortdauren, oder Rom müßte von Grund aus zerstört werden.

Zum Unglück für diesen Pabst fiel sein Pontifikat in eine Zeit, da alle Mächte sich vereiniget zu haben schienen, die geistliche Gerichtsbarkeit des römischen Hofes aufs engste zu beschränken, oder sie ganz und gar zu verkennen. Vordem war der römische Stuhl eine Art von geheiligter Festung, welche die Nationen und selbst die Könige beherrschte, und sie mit ihren furchtbaren Feuerschlünden bedrohte. In diesen letzten Zeiten war es umgekehrt; er war gleichsam die Zielscheibe, gegen die alle Batterien der weltlichen Macht gerichtet waren. Ihre donnernden Kanonen ließen den Belagerten keinen Augenblick Schlaf, und täglich sahen sie jene für unbezwinglich geachteten Bollwerke, stückweise einstürzen. Die Ketzer, die Schismatiker, die Katholiken von allen Farben, die Bischöfe,

schöfe, die Andächtigen selbst, schienen, wie gegen Einen gemeinschaftlich in einen Bund getreten zu seyn.

An die Spitze derer, über die Pius viel zu klagen Ursache fand, stellte sich der Kaiser Joseph. Sogleich nach dem Tode seiner Mutter, der frommen Kaiserinn Maria Theresia, wurden in den österreichischen Staaten solche heftige Veränderungen vorgenommen, daß Braschi in seiner Verzweiflung sich selbst zu dem übereilten Schritte entschloß, durch seine persöhnliche Erscheinung das letzte Mittel seines Einflusses auf den kühnen Reformator Joseph und sein Volk zu versuchen, aber auch alles aufs Spiel zu setzen.

Ehedem beriefen Päbste die Kaiser nach Rom, und machten ihnen da ihre gnädige Willensmeinung als Bevollmächtigte des Himmels bekannt. Hier kam Pius in die Hauptstadt des deutschen Kaisers, um zu bitten, und bat — vergeblich! Die Verminderung der Klöster; die weisen Gesetze, wodurch den übereilten Aufnahmen in die noch übrigen Klöster vorgebeugt ward; die Verbesserung des Erziehungswesens; die hergestellte Preß- und Denkfreiheit, und die allgemeinere Duldung der verschiedenen Religionspartheyen mußten auch in dem kurzen Zeitraume, in welchem Joseph eine gänzliche Umbildung der seinem Scepter untergebenen Nationen beschleunigen wollte, solche Wirkungen hervorbringen, die auch unter veränderten Umständen in Zukunft nicht ganz wieder erlöschen konnten. Selbst in mehreren katholischen Staaten des deutschen Reiches bemerkte man ein ernstliches Anstreben gegen die Mißbräuche des Aberglaubens und der geistigen Tyranney. Das Beispiel der blühenderen protestantischen Staaten, und die allgemeinen Reformen, die in den größeren katholischen Reichen sich ereigneten, mußten auch selbst dahin wirken, wo noch die Finsterniß des Mittelalters herrschte. Indem

dem der edlere Theil der Nation von selbst nach einer besseren Belehrung strebte, wurden auch die edleren von den katholischen Fürsten veranlaßt, Religion und Staat in ein besseres Verhältniß zu bringen.

In Rom war man sehr geneigt, dieses gleichzeitige Aufwachen der Regierungen im achtzehenten Jahrhundert für das Werk einer ruchlosen Kabale anzusehen. Wer dem Vorgeben der Kurialisten trauen wollte, mußte glauben, als wären alle Regenten dieser Zeit Schwachköpfe, und ihre Minister Gotteslängner und Religionsfeinde gewesen. Sie konnten sich in ihrer Verzweiflung nicht mäßigen, und erlaubten sich die gröbsten Ausfälle auf die Regierungen, gleich als wäre es eine Vermessenheit, die seinesgleichen nicht hätte, den vorgeblich sichtbaren Statthalter unsers heiligen Religionsstifters in bloßen Observanzrechten zu verkürzen. Wenn man sich aber über etwas verwundern dürfte, so müßte es nur darüber seyn, daß es die Erfahrungen von beinahe achtzehen Jahrhunderten brauchte, um über Sachen aufgeklärt zu werden, die so deutlich in die Augen fallen.

2.

Gemählde des römischen Staats gegen das Ende des achtzehenten Jahrhunderts.

Zu eben der Zeit, da das Gebäude der Hierarchie von allen Seiten so gewaltsam erschüttert wurde, gerieth der römische Staat selbst in immer tieferen Verfall. Seit durch die erste Schenkung fränkischer Könige die weltliche Macht des römischen Bischofs begründet worden war, hatte der Kirchenstaat allmählig eine bedeutende Ausdehnung in Mittelitalien erhalten, in welcher er bis zu den Stürmen blieb,

welche

welche sich mit dem französischen Revolutionskriege über ganz Italien verbreiteten.

Ein herrliches, von der Natur reichlich gesegnetes Land, das unter einer gut organisirten Regierung die schönste Blüthe hätte erlangen können. Zwar war es zu klein, um eine politische Hauptrolle zu spielen, und mehrere Päbste erfuhren, daß eine Macht dieser Art an Fehden und Animositäten der Könige keinen Theil nehmen müsse; hingegen sind sonst Regierungen von einer so mäßigen, mittleren Größe fast ganz dazu gemacht, das Wohl ihrer Unterthanen recht zu vollenden. Nur machte hier der Kirchenstaat eine große Ausnahme. Kein Staat von Europa hat so den vollen Rost des Mittelalters auf seiner Regierung erhalten; keine Regierungsform hatte alle Fehler älterer und neuerer Zeit so unglücklich vereiniget; keine war so hofnungslos und verdorben. Mißbräuche, die man sonst in allen andern Staaten ruhig längst abgeschafft hat, mußten hier, sogenannter religiöser Ehre halber, fort und fort bleiben. Erziehung und Bildung der künftigen Fürsten behielt ewig einen unvertilgbaren Pfaffenanstrich.

In Rom kannte man die ersten Grundsätze der Staatsökonomie nicht. Nie war eine Regierung zusammengesetzter, nie erfüllte eine schlechter den gemeinsamen Zweck aller Regierungen, die Menschen allein durch die Kraft der Gesetze zu leiten, und sie durch aufgemunterten Kunstfleiß zur Beförderung ihres eigenen Glücks anzuleiten. In Civilsachen war die Justiz mit Partheylichkeit verwaltet; in peinlichen Sachen, mit einer Achtlosigkeit, die man für Menschlichkeit hielt. Ausschweifungen wurden nicht beachtet, nicht verhütet, nicht bestraft. Die Policey war unstät, ohne wachsam zu seyn; ihre verworfensten Handlanger, die Sbirren, waren ein Haufen von Spionen

und

und Dieben, mehr geeignet, in kritischen Fällen Unordnungen zu vermehren als ihnen vorzubeugen. Ohne Kraft waren die Anstalten zu Verhütung von Verbrechen in einem Lande, wo alles zu ihrer Verbreitung wirkte; der Einfluß des heissen Klima's, der Mangel an Erziehung, der Müssiggang, die auf die Vorrechte so vieler Orte und Personen gegründete Hofnung der Straflosigkeit. Während des eilfjährigen Pontifikats Clemens des Dreizehenten wurden im Kirchenstaat zehentausend Morde, und in der Stadt Rom allein viertausend, begangen.

Der römische Pöbel ist der bettelhaftigste und müßigste, aber darum auch der gröbste und verdorbenste unter allem Pöbel europäischer Staaten. Seine Herren müssen stets vor ihm zittern, und jenen fällt es nie bei, den Grund dieser Insolenz in der fehlerhaften Staatsverfassung zu suchen. Jeder Römer hat fast alle Werkzeuge zur augenblicklichen Befriedigung seines Zorns oder seiner Rache bei der Hand. Es giebt nur wenige, die nicht ihre Pistolen in der Tasche tragen. Vorzüglich aber lieben sie das Stilett, womit sie immer bewafnet sind. Umsonst ward das Tragen dieser Mordinstrumente verboten. Gesetze dieser Art wurden nur von denen befolgt, für die sie nicht gegeben waren; aber von allen denen nicht geachtet, die ihre Verderbtheit furchtbar machte. So herrschte Schwäche in allen Maaßregeln der Regierung; sie zeigte oft Starrsinn, selten Festigkeit; immer Trug, nie wirkliche Gewandheit. Feigheit war der, selbst in den Verbrechen sichtbare Character des Ganzen.

Die Leichtigkeit, mit welcher der römische Hof Jahrhunderte lang sich Reichthümer zu verschaffen gewußt hatte, war Ursache, daß die Finanzen im Kirchenstaate aufs nachläßigste verwaltet wurden. Man

bedachte nicht, daß es mit dieser Finanzreligion zu Ende gehen könnte. In dieser blinden und sorglosen Zuversicht liessen die römischen Päbste das reichste und ergiebigste Gebiet zur Wüste, und die arbeitsamsten und wohlhabendsten Völker zu Müßiggängern und Bettlern werden. Die unermeßlichen Summen, welche zur Unterhaltung eines äußerst glänzenden Hofstaates und vieler vornehmer Priester nöthig waren, flossen fast alle aus der Fremde. Mitten in dem Ueberflusse, der von allen Seiten nach Rom strömte, vernachläßigte man die eigene Landeskultur, ließ die fruchtbarsten Gegenden veröden, und entvölkerte durch Armuth des gemeinen Volks und durch Möncherey Städte und Dörfer. Die Verwaltung der Finanzen war außerdem selten in den Händen redlicher Männer. Der Nepotismus herrschte unter allen Päbsten, und auch bei der strengsten Oekonomie konnte der öffentliche Schatz vor den Räubereyen seiner Verwalter nie ganz gesichert werden. So lange das Einkommen groß war, liessen sich die Verschleuderungen zwar nicht so leicht bemerken, aber gleichwohl gewöhnten sich diejenigen, die zunächst an der Quelle saßen, so lange zu schöpfen, als irgend ein Zufluß vorhanden war. Die Regierung war zu schwach und zu verdorben, um je auch nur im Ernste auf Mittel denken zu wollen, wie der Abgang in den Staatseinkünften ersetzt werden könnte. Man wirthschaftete immer gleich unsinnig fort, und griff in die Kasse, so lange noch Vorrath da war. Daß diese erschöpft werden mußte, wußte man wohl; aber man hatte den Muth nicht, hineinzublicken, und die Lücken mit eigenen Augen zu sehen. Schon zu sehr an das Verschwenden gewöhnt, fürchtete man sich vor Beschränkungen im Aufwand, der gleichsam zur Hauesehre und zum Bedürfniß geworden war.

Schon der Name der apostolischen Kammer erweckt die Idee der unvernünftigsten und verderblichsten Administration. Die Finanzen, deren Hauptzweige sie administrirte, giengen unter ihren Händen sichtbar zu Grunde. Sie bestand weniger aus einem ordentlichen Ministerium, als aus einem Zusammenfluß von Ministern, die, unter verschiedenen Titeln, zu Einnehmern, Erhaltern, Austheilern und Vertheidigern des öffentlichen Schatzes gesetzt waren. Sie trieben ihre verschiedenen Amtsgeschäfte mit eben so viel Habsucht als Unwissenheit. Das Oberhaupt der apostolischen Kammer war der Kardinal Kämmerling, und seine Würde die höchste im neuen Rom; die Regierung der Kirche lag ihr eben so sehr und noch mehr als die des Staats ob. Im Range folgt sie sogleich auf die Würde des Pabsts. Unmittelbar unter dem Kämmerling steht der Schatzmeister, der mehr durch die That als den Rechten nach eine fast unbeschränkte Autorität hat, besonders in allem was Auflagen betrift. Er konnte sie ungestraft mißbrauchen, das heißt, er mißbrauchte sie oft. Der Schatzmeister hatte drei Substituten zu seiner Hülfe, bei denen sich Eigensinn mit Härte und Unwissenheit verbunden fand. Sie hatten nur einen sehr mäßigen Gehalt; sie bereicherten sich aber sehr bald durch Habsucht und angenommene Geschenke auf eine empörende Art. Unter den Händen solcher Menschen, denen es nicht selten an Einsicht und Rechtlichkeit in gleichem Maaße fehlte, wurden die Finanzen aufs gewissenloseste zersplittert, und für alle Ursachen der Verarmung des Volks ist die apostolische Kammer wegen ihrer schlechten Verwaltung, verantwortlich. Es gebrach dem Kirchenstaat an Quellen, woraus schnell wirkende Mittel hätten geschöpft werden können. In Absicht der Handlung, die fast ganz passiv war, schien sich

alles

alles gegen ihren Flor verschworen zu haben, und in keinem Lande stämmten sich ihr so viele Verbote entgegen. Daher war es kein Wunder, daß, bei dem herrschenden Mangel an Industrie, die Handelsbilanz ganz zum Nachtheil der Römer ausfiel. Allmählig würden sie von klingender Münze ganz entblößt worden seyn, wenn nicht die Datarie *) und Kanzley aus verschiedenen Ländern des katholischen Europa, es herauszupumpen gewußt hätte. Was aber unter diesen beiden Titeln eingieng, baute der Verschuldung des Fiskus nicht vor, denn ein Theil der Einkünfte der Kardinäle, und der Gehalt einer Menge von Beamten, die an der Verfertigung der Breven und Bullen arbeiteten, ward aus dem Fiskus gezogen. Die Ausgaben waren so schlecht gegen die Einnahmen berechnet, daß im Jahr ein tausend sieben hundert und sieben und achtzig die ersteren die letzteren um anderthalb Millionen Livres überstiegen. Wenn man in andern Staaten darauf Bedacht genommen hätte, ein solches Defizit zu decken, so war dagegen die römische Regierung eben so unfruchtbar an Erfindungen als an Hülfs-

*) Datarie und päbstliche Kanzley waren in früheren Zeiten einerlei. Seitdem sich aber in Rom die Geschäfte allzusehr häuften, wurden zwei Gerichtshöfe daraus gebildet. Die Kanzley expedirt nemlich diejenigen Sachen, welche die Datarie genehmiget hat. Die Datarie ist also eigentlich ein päbstlicher Gerichtshof, bei dem die Bittschriften übergeben, untersucht, und entweder genehmiget oder abgeschlagen werden. Sie vergiebt alle vakante Präbenden, deren Einkünfte sich nicht über vier und zwanzig Dukaten jährlich erstrecken, und welche keine Beneficia consistorialia sind. Die einträglichen Präbenden und Stellen werden von dem Pabste selbst vergeben; doch legt die Datarie demselben die Suppliken der Kandidaten vor, und weil sie auf dieselben das Datum setzt (Datum Romae apud —), so hat sie davon den Namen bekommen.

Hülfsquellen. Sie herrschte ungefehr so, wie die alten Hagestolzen leben, die sich weniz um ihre Erben kümmern.

So wie die Finanzen zerrüttet waren, so waren es auch die Sitten. Nicht allein von Ketzern, ward Rom das neue Babylon genannt. Unsittlichkeit herrschte unter allen Ständen; allein das Laster hatte in Rom kein empörendes Aeußeres, sondern es bekleidete sich mit allem, was es entweder verlarvt oder wenigstens erträglich macht. Manchmal borgte es die Sprache der Tugend, und stets trug es die Larve der Andacht. Man glaubte hier, wie fast in allen Ländern, wo auf religiöse Feste ein hoher Werth gelegt wird, und sie daher glänzend und häufig sind, die Pflicht eines ehrlichen Mannes und selbst eines Christen erfüllt zu haben, wenn die äußerlichen Pflichten erfüllt waren. Die Römer, und selbst die aufgeklärtesten unter ihnen, vereinigten Ausschweifungen mit den Uebungen des Aberglaubens. Rom war, mit einem Worte, das Vaterland der modernen Pharisäer.

An ihrer Spitze stunden die Mitglieder des Kardinalskollegiums. In ihrem Munde führten sie stets die Lehren der Moral, beobachteten dieselben aber nur dann, wenn sie gesehen wurden; die Kirchenlehre, die sie öffentlich mit fanatischen Kraftworten bekannten, verlachten sie heimlich, und zur Vertheidigung der Kirchenzucht würden sie die Welt in Flammen gesetzt haben, wenn nur das Feuer sie selbst verschont hätte. Um ihre Aufführung zur vollendeten Schule des Verderbens zu machen, fehlte nichts, als das öffentliche Aergerniß; seine Stelle ersetzte die Heuchelei. Von den drei sie bündenden Gelübden, waren sie nur einem getreu: dem des Gehorsams; hinter thörichter Ziererey von Demuth und Niedrigkeit verbar-

gen

gen sie jede Anmaßung des Stolzes. Dieses Gemisch von hochfahrendem Ehrgeiz und von verstellter Demuth, von äußerlichem Anstand und von geheimer Verderbniß, von scheinbarem Aberglaubeu und verstecktem Unglauben, gab diesen Eminenzen einen besonders unterscheidenden Character, an dem man sie leicht erkennen konnte. Sprache, Blicke, Gesichtszüge, alles log an ihnen.

Solche Urbilder fanden in allen Ständen ihre Nachahmer. Als Kanäle fast aller geistlichen Gnaden, als Organe fast aller Bitten, als Besitzer eines Theils des öffentlichen Ansehens, konnte es nicht fehlen, daß sie von Klienten umringt waren, die um ihre Gunst buhlten, und um diese Gunst zu erhalten, mußte man ihnen ähnlich seyn. Auch bildeten sich mehr und mehr alle Römer nach den Kardinälen, mit der einzigen Verschiedenheit, die eine mehr oder minder verfeinerte Erziehung ihnen unter einander gab. Anderswo bildet sich der Hof nach dem Fürsten; hier war das Kardinalskollegium der Fürst, und sein Hofstaat, die ganze Stadt Rom. Unter diesen Kopieen gab es scheußliche Karrikaturen; stufenweise stieg die Aehnlichkeit abwärts bis zum Pöbel, welcher, weniger gewandt in Verstellungskünsten, es nicht verstand, das Skandal zu bemänteln, und ehrlicher Weise seinen abergläubischen Wahn und Fanatismus mit den gröbsten Ausschweifungen vereinigte, vom Tempel in die Schenke lief, und von der Anbetung einer Madonna zur Liederlichkeit und zum Meuchelmorde übergieng.

Pius schien im Anfange seiner Regierung geneigt zu seyn, diesen Mängeln und Gebrechen zu begegnen. Er suchte dem Ansehen der Geistlichkeit wieder aufzuhelfen, die durch Leichtsinn und Lasterhaftigkeit in Geringschätzung gesunken war. Allein das

Verderben hatte schon zu tief eingewurzelt, als daß es so leicht hätte ausgerottet werden können. Pius zerstörte aber zum Theil durch sein eigenes Beispiel wieder, was er durch Verordnungen gut machen wollte. Er nahm die ungesittetsten und unwürdigsten jungen Priester in seine Dienste auf, war nur gegen seine Verwandte wohlthätig, und ließ verdiente Arme ohne Amt und Verdienst. Viele ausgeartete und verwöhnte Geistliche erhielten reiche Pfründen, führten müßiges und wollüstiges Leben, und erniedrigten die Priesterwürde unendlich tief.

Einer bessern Finanzeinrichtung widerstrebte Pius Eitelkeit und Prachtliebe. Zwar gab er, bald nach der Besitznahme des heiligen Stuhls, einer dazu ernannten Kongregation von Kardinälen den Auftrag, den Unordnungen in den Finanzen zu steuren, und dem Steuersystem eine für den Staat weniger drückende, und für die Einzelnen weniger verderbliche Form zu geben. Allein sein Wille für das Gute war nur als Anwandlung anzusehen, und ob er gleich zum Despotismus ziemlich geneigt war, so fehlte ihm doch ein kraftvolles Wollen, wodurch sich Despoten manchmal zum Guten und Nützlichen angetrieben fühlen. Hindernisse schienen seine Beharrlichkeit zu reizen, allein bald trat er zurück. Sein Vertrauen schenkte er nicht denen, die es vermöge ihrer Stellen und Talente hätten haben sollen, sondern fanatischen Rathgebern, von denen er immer umringt war. Jede bessere Finanzeinrichtung scheiterte aber immer an Pius Geschmack für Gegenstände der Pracht und des äußern Schimmers. Hierinn wollte er die berühmtesten seiner Vorfahren noch weit übertreffen, und darum gab er seinen Unternehmungen den Character einer Größe, die Erstaunen und Bewunderung erregen sollte. Seine geringste Sorge dabei war die Schmälerung

lerung der Staatseinkünfte, die schon unter den beiden letzten Regierungen beträchtlich abgenommen hatten. Clemens der Vierzehente hatte auf seine Tafel monatlich nur fünf und zwanzig Skudi verwendet; Pius tausend. Die päbstliche Krone, deren sich seine Vorfahren seit vierhundert Jahren bedienten, schien ihm nicht mehr prächtig genug zu seyn. Er gerieth auf den Einfall, sie nach der Mode umändern, und die kostbaren Juwelen daran geschmackvoller fassen zu lassen. Noch weit verderblicher für die Finanzen war der Nepotismus *), von dem er sich, ungeachtet seinen

*) Die blinde Liebe der Päbste für ihre Familie und vornemlich für ihre Neffen, in denen sie sich bei dem Mangel von Kindern, die sie als die ihrigen anerkennen durften, wieder aufleben sahen, stiftete in der neurömischen Regierung ein in andern Reichen beinahe ganz unbekanntes Unheil. Gewöhnlich ersetzten die Neffen der Päbste die Stellen der Günstlinge und Maitressen von andern Regenten. Die daraus entstehenden Mißbräuche waren, wiewohl weniger öffentlich Aergerniß gebend, nicht minder schreiend. Andere Herrscher können ihre Günstlinge und Maitressen abschaffen, sie wieder plündern, nachdem sie sie bereichert hatten, ihnen ein Vertrauen, einen Kredit, dessen sie sich unwürdig machten, entziehen. Das Unheil, das ihrentwegen, oder durch sie gestiftet ward, konnte vielleicht wieder gut gemacht werden. So aber ist es nicht bei den Neffen des Pabstes. Die Eitelkeit des Oheims schützt sie vor seinem Wankelmuth; seine Schwäche sichert ihnen einen leicht zu erhaltenden mächtigen Einfluß. Die Familien erblicher Regenten haben einen beständigen, von dem Vermögen des Einzelnen unabhängigen Vermögensstand; das Glück der Verwandten eines Wahlfürsten hängt von der Dauer seiner Regierung ab. Die Päbste aber werden gewöhnlich in einem hohen Alter gewählt. Daher war es nicht selten, die Neffen, so wie die Günstlinge des alten

nen Betheurungen, sich von dieser gemeinen Erbsünde rein zu erhalten, gleichwohl auf eine ärgerliche Weise hinreissen ließ. Allzuwenig dünkte es ihn für seine Verwandten gesorgt zu seyn, wenn er ihnen nur blos einen anständigen Unterhalt anweisen würde. Er wollte seine verarmten Nepoten dem besten römischen Adel an die Seite setzen, und sie nach und nach immer weiter befördern. Das geschah auch während seines langen Pontifikats bis auf die Periode, da Pius selbst eine so traurige Erfahrung vom Wechsel des irdischen Glücks machte.

3.

Volksstimmung in Rom. Frankreichs Verhalten gegen den heiligen Stuhl.

Der Kirchenstaat war also, nach dem Gemählde, das wir davon entworfen haben, keineswegs in einer Verfassung, die dem Zweck einer guten Regierung entsprach, und Pius insbesondere gab zu vielen gerechten Klagen Anlaß. Indessen waren die Römer weit entfernt, sich ein anderes Regiment zu wünschen, oder einen Aufstand zu wagen. Geduldiger noch als ihre Stammväter zur Zeit ihrer Verderbtheit, konnten sie selbst des Brodes entbehren, wenn man ihnen nur Schauspiele gab, und damit war das moderne Rom noch besser versorgt als das antike.

Nirgend fand der Aberglaube mehr Nahrung, und der Müßiggang einen größern Wechsel an Zerstreu-

---

Galba, „sich herandrängen zu sehen, um die Früchte der Regierung eines Augenblicks zu verschlingen.“ — Alle diese Nachtheile hat Pius Pontifikat in sich vereiniget, und bei der langen Dauer desselben aufs höchste gebracht.

streuungen, als in der Residenz des Statthalters Christi. Hier war ein gewisser immerwährender Kampf zwischen Theater und Tempel. Priester wetteiferten mit Bänkelrednern. Kein anderer Unterschied war zwischen beiden, als der des Lächerlichen und des Belustigenden. Hier staunte die Menge die angeblichen Wunderthaten eines Würfelspielers an; dort ward sie von den Täuschungen des Aberglaubens geblendet. Ihr staunender Blick sah bald den Schwänken eines Taschenspielers, bald einem Marienbilde zu, das auf Befehl eines fanatischen Mönchs weinen mußte; und in eben dem Augenblick, wo Männer von Geschmack auf die melodischen Töne eines Paisiello horchten und sie bezahlten, gieng unentgeldlich der Pöbel in die Oper der Peterskirche. Hier gab es keinen Tag für die Langeweile, und keinen Augenblick für den schädlichen Müßiggang. In ihrem Souverain sahen überdieß die abergläubischen Römer ein zweifaches Wesen, das ihnen bald lächerlich bald heilig erschien. Heute verwünschten sie den verschwenderischen, habsüchtigen und hochmüthigen Fürsten; morgen lagen sie dem Statthalter Jesu zu Füßen. Damit sie die Theurung der Lebensmittel vergäßen, war eine Procession oder eine feierliche Segensertheilung genug. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, in ihren Mauren die Quelle aller geistlichen Gnaden, der Gegenstand der Verehrung der ganzen katholischen Welt zu besitzen. Sie wurden geblendet von dem religiösen und profanen Prunk, der den Pabst umgab, und jeder glaubte seinen Theil an seinem Glanz zu haben.

Außer diesen gab es noch andere Gründe, um die Regierung eines Pabstes, wie sie auch beschaffen war, erträglich zu machen. Sie war gewöhnlich nur von kurzer Dauer, und öffnete deswegen der Hofnung immer neue Aussichten. Ueberdem zeichnete die Re-

 gie-

gierung der Päbste sich nur selten durch empörende Anordnungen und schreiende Bedrückungen aus. Ihr Alter, ihr vordem geführtes Leben, die Gewandheit, ihre Unordnungen mit einem Schleier zu bedecken: alles traf zusammen, um sie von Anwandlungen solcher Gewaltthätigkeiten zu befreien, die ein ganzes Volk empören, und das einstimmige Geschrei des Unwillens erwecken.

Pius der Sechste machte seiner Fehler ungeachtet, keine Ausnahme von dieser Regel. Er veranlaßte viele bittere Klagen; aber despotische Handlungen, die Rebellionen hätten erzeugen können, kann man ihm nicht vorwerfen. An Maaßregeln der Sanftmuth fand er das Gouvernement gewöhnt, und er hat sie nicht durch Strenge geschärft. Die Agenten dieser Regierung waren in ihrer Amtsführung oft ungetreu; aber ihre äußeren Formen hatten kein zurückstoßendes Ansehen. Die Lage des Volks war nicht glücklich; es wurde von einer langsamen Auszehrung entkräftet, aber es kannte die Quaal einer heftigen Krankheit nicht. Die Justiz ward partheyisch, aber nicht strenge verwaltet; die Gesetze waren schlecht oder miskannt, aber nicht drückend; die Finanzen waren in der größten Zerrüttung; aber die Abgaben, wornach fast jedes Volk sein Glück abmißt, waren leicht. Rom würde also noch lange ruhig die Herrschaft seines geistlichen Oberherrn ertragen haben, wenn nicht die alles eingreifende und zerstörende französische Revolution eine neue Ordnung der Dinge herbei geführt hätte.

In Frankreich war das Ansehen und die Achtung vor dem heiligen Stuhl schon lange vor der Revolution untergraben worden, und Pius, von andern Regenten vielfach gekränkt, durfte nicht hoffen, an der französischen Regierung eine Stütze zu finden.

Schon

Schon zu lange waren die Großen dieses Reichs und die höheren Staatsbeamten gewöhnt, jeden Vortheil, den sie Rom zukommen ließen, nur in Beziehung auf sich selbst zu gewähren. Im Herzen erklärte Religionsverächter, hatten die meisten französischen Minister, so fantastisch-religiös ihre Monarchen immer gewesen seyn mögen, die Religionshändel stets zum Vortheil ihrer Leidenschaften, oder aus politischen Gesichtspunkten behandelt. Aber es würde auch schon aus andern, weit wichtigeren Gründen, für Rom unmöglich gewesen seyn, in Frankreich die stärkere Parthey zu gewinnen. Denn hier bewirkte die, selbst durch die Schwelgerey des Hofes begünstigte, oder vielmehr nothwendig herbeigeführte Aufklärung, eine Revolution in den Begriffen, die dem römischen System je mehr und mehr gefährlich seyn mußte. Während der Hof den Versuch machte, alle geistlichen Güter einzuziehen, um mit denselben die Lücken in den erschöpften Finanzen auszufüllen, wurde die Finanzreligion des Despoten durch den cynischen Atheismus derselben verächtlich. Der ärgerliche Luxus und die Sittenlosigkeit der römischen Priester hatte nicht nur ihre Person verächtlich, sondern auch die Religion selber, die sie lehren sollten, verdächtig gemacht. Indem das Volk selbst in dem Mutterstaat der römischen Hofreligion zwischen Unglauben und Anhänglichkeit an gewöhnte Gebräuche schwebte, riß in Frankreich der gefällige Witz eines Voltaire alle Bedenklichkeiten des angewöhnten Glaubens nieder, und zu gleicher Zeit schilderte Rousseau mit so reitzenden Farben das System der natürlichen Religion und Moral, daß sich der gebildete Theil der französischen Nation auf seine Seite neigte.

Die ersten Schritte, welche die Nationalversammlung that, die im Jahr ein tausend siebenhun-

dert

hert und neun und achtzig in Paris zusammen gekommen war, zeigten dem Pabst deutlich genug, daß er von ihr wenig Gutes erwarten dürfte. Er verordnete deswegen sogleich öffentliche Gebete für die Noth der Kirche, und schrieb einen väterlich bittenden Brief an Ludwig den Sechzehenten; allein mit reissender Schnelligkeit folgten immer kräftigere Maaßregeln gegen Geistlichkeit und Hierarchie. Anfangs behielt man noch einige Achtung für das Oberhaupt der Kirche; und verlangte von ihm eine Erklärung über die geschehenen Reformen. Bald aber ward auch dieß, als eine leere Formalität unterlassen, und man begnügte sich nicht mit Angriffen auf die geistliche Obergewalt des Pabsts, sondern man machte Anstalten, ihm ein Stück von dem zu rauben, was er sein Erbtheil nannte.

4.

Frankreich entreißt dem Pabste Avignon und Venaissin. Greuel, die dabei verübt worden.

Der Staat von Avignon und die Grafschaft Venaissin, mitten in Frankreich gelegen, waren seit Jahrhunderten ein Besitzthum des heiligen Stuhls. Philipp der Kühne hatte Venaissin an Pabst Gregor den Zehenten abgetreten, und die Stadt Avignon nebst ihrem Gebiete wurde von Johanna, Königinn von Sizilien und Gräfinn von Provence, für achtzig tausend Gulden an Clemens den Sechsten überlassen. Beide stunden unter der Aufsicht eines Vicelegaten, der alle Jahre verändert, oder aufs neue bestätiget wurde.

Oefters war dieses Ländchen ein Zankapfel zwischen den Königen von Frankreich und den Päbsten gewesen.

Zweimal in einem Jahrhundert, unter Ludwig dem Vierzehenten und seinem Nachfolger, hatte Frankreich diese Grafschaft besetzt. Das war ein leichtes Mittel für Frankreich, die Päbste zu züchtigen, mit welchen es unzufrieden war. Avignon und sein Gebiet genoß unter der Oberherrschaft des Pabstes einer sehr milden Regierung; allein die Begebenheiten, welche die Lage Frankreichs änderten, konnten kein in Frankreich eingeschlossenes fremdes Gebiet zulassen, das der Mittelpunkt der Thätigkeit und der Unternehmungen der Unzufriedenen geworden seyn würde, das ihnen im Herzen des Staats einen sichern Zufluchtsort darbot, und in fiskalischer Hinsicht ein fester Platz für Schleichgut war. Avignon mußte sich also nothwendig mit Frankreich vereinigen, oder beständig von bewaffneter Macht eingeschlossen eine beschwerlichere Unannehmlichkeit erdulden, als eine Veränderung der Regierungsform war. Dem zufolge wurden französische Emissairs nach Avignon gesendet, welche das Volk aufwiegeln und zur Abschüttelung des päbstlichen Joches bereden sollten. Die Adelichen, die Geistlichkeit, die Kaufleute und überhaupt alle Eigenthumsbesitzer waren mit der bisherigen Regierungsform vollkommen zufrieden, und sehnten sich deswegen nach keiner Veränderung. Die Volksparthey aber, deren unruhigem Geiste Neuerungen zusagten, trat auf die Seite der Emissairs, und bald gewann diese Parthey die Oberhand. Es wurde eine Nationalgarde errichtet, man litt die Sturmglocke und viele bewafnete Franzosen kamen nach Avignon. Die Rebellen nahmen den Palast des Vicelegaten in Besitz, und machten ihn zu ihrem Hauptquartier. Die Vertheidiger des Pabstes verschanzten sich im Rathhause, wurden aber bald sehr in die Enge getrieben, mehrere von ihnen führte man gefangen weg, und er-

mordete sie. Diese Ausschweifungen machten das Volk immer kühner, und bald sahen sich alle reichen Eigenthümer und alle friedliebenden Bürger gezwungen, die Flucht zu ergreifen, um nicht der Wuth der Patrioten, wie sich die Rebellen nannten, aufgeopfert zu werden.

Als die Neuerer den guten Fortgang ihrer gewaltthätigen Unternehmungen gewahr wurden, sandten sie eine Deputation an die Nationalversammlung nach Paris, und baten um die Vereinigung der Grafschaft mit Frankreich. Alle ihre Mitbürger, versicherten sie, wären von Bewunderung über die erhabenen Arbeiten der neuen Gesetzgeber durchdrungen, und hegten mit ihnen denselben Wunsch. „Wir können es zum voraus versichern, fügten sie hinzu, daß jetzt die Zeit nahe ist, da die Franzosen allen Nationen Gesetze geben, und da alle Nationen nach dem Glück einer Vereinigung mit Frankreich streben werden.“ Der übrige Theil der Rede enthielt Exklamationen gegen die Tyranney des Pabstes, einen Bericht über die Unternehmungen der Bürger von Avignon, Schmähungen gegen die Aristokraten und andere Lügen und Abgeschmacktheiten dieser Art.

Die Rede und das Ansuchen fand, wie sich denken läßt, lauten Beifall, und es war nicht die Schuld der Jakobiner, daß die Vereinigung nicht auf der Stelle decretirt wurde. Indessen hatten die Unruhen in Avignon ihren ungestörten Fortgang, und einige Herren aus der Nationalversammlung ließen es sich recht ernstlich angelegen seyn, einen Bürgerkrieg in dem unglücklichen Lande anzufachen, damit die Einwohner genöthiget würden, französische Hülfe zu suchen, und damit durch die Unordnungen und Beschwerden bei ihnen selbst der Wunsch nach einer Vereinigung mit Frankreich erzeugt würde.

Diesem Ziele näher zu kommen, ließ man einige Detachementer Linientruppen nach Avignon marschiren, mit dem Vorgeben, sie wollten die Ruhe der Stadt sichern, eigentlich aber in der Absicht, die Anstalten der Jakobiner zu fördern. In Kurzem waren die Soldaten bestochen, und nun verbanden sie sich mit dem Pöbel zur Vertreibung der Adelichen, der Geistlichen und der wohlhabenden Bürger, die nicht sogleich bei dem ersten Aufstande entflohen waren. Die französischen Emissairs machten in Begleitung vieler Einwohner von Avignon und einigen französischen Soldaten einen Einfall in das Gebiet der Stadt Cavaillon in der Grafschaft Venaissin, und foderten die Einwohner auf: sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und sich mit Frankreich zu vereinigen. Aber die Einwohner machten einen kühnen Ausfall und trieben die Räuber zurück. Diese rückten aufs neue mit Kanonen an; die Stadtthore wurden eingeschossen, die weisse Fahne wurde auf die Stadtmauer gepflanzt, die Stadt selbst geplündert, und viele schuldlose Bürger starben unter den Händen der Barbaren.

Von Cavaillon zogen die Räuber nach Carpentras. Ein allgemeiner Schrecken herrschte in dieser Stadt, viele Bürger ergriefen die Flucht, die Einwohner empörten sich gegen den Magistrat, der Pöbel ermordete einige Officiere, und das französische Wappen ward über das Stadtthor gesetzt. Aber die Räuber waren damit nicht zufrieden, daß sich ihnen die Stadt ohne Widerstand ergab; sie hatten einmal beschlossen, Carpentras als eine rebellische Stadt zu behandeln. Sie zogen mit zehen Kanonen und zwei Bombenmörsern vor die Stadt, und fiengen an, dieselbe zu beschiessen. Verzweiflungsvoll rüsteten sich die Einwohner zur Gegenwehr, und da es den ganzen

zen Tag sehr stark regnete, so mußten die Räuber die Belagerung aufheben. Sie verheerten die ganze umliegende Gegend, verbrannten die Häuser, und ermordeten alle Einwohner derselben, welche nicht die Flucht genommen hatten. Bald darauf publicirte die Municipalität zu Avignon eine Proklamation, in welcher es diesen fürchterlichen Krieg die Frucht einer aufgeklärten Gerechtigkeit der Patrioten gegen die Aristokraten nannte.

In dem ganzen Laufe des Jahres ein tausend siebenhundert und ein und neunzig, da die Vereinigung mit Frankreich betrieben wurde, erfuhr das unglückliche Land alle Schrekniſſe der Revolution und des Bürgerkrieges. Ohne öffentliche Vertheidigung, und der Wuth der Partheyen überlassen, wurde es mehr als zwanzig mal mit Blut benetzt; bei jedem neuen Sturme wiederholten sich die schauderhaftesten Scenen, deren Urheber sich nur veränderten, die aber alle denselben Charakter derselben wildesten Kannibalen zeigten. Die Armee von Avignon, die zum Theil aus französischen Ausreiſſern bestund, blieb beständig unter den Waffen. Alle bürgerliche Gewalt hörte auf, die bewaffnete Macht regierte allein, und täglich sah man Ermordungen in aller Ordnung vor sich gehen.

An der Spitze der moralischen Ungeheuer, die Avignon durch ihre Bubenstücke zu einem Schauplatze der unerhörtesten Greuel machten, stund ein gewisser Jourdan, stark von Körper, plump von Geist, heftig von Charakter, dem Trunk und der Wollust im Uebermaaß ergeben. Der eigentliche Name dieses Menschen war Jouve, und er war der Sohn eines Dorfschenken in der Nachbarschaft von Puy en Velay. Er lernte das Handwerk eines Hufschmids, heurathete in seinem achtzehenten Jahre, verließ Weib und

Kin-

Kinder, und verband sich an der französischen Grenze mit einer Bande von Schleichhändlern. Unter seinen Mitbrüdern zeichnete er sich dadurch aus, daß er mehrere Accisebediente tödtete, bis er endlich gefangen und zu Valence verurtheilt wurde, lebendig gerädert zu werden. Er floh aus dem Gefängnisse und irrte eine Zeitlang unter dem angenommenen Namen Jourdan umher. Dann kam er nach Paris, trieb daselbst das Schmidhandwerk, und nährte sich darneben vom Schleichhandel. Die Revolution setzte ihn in große Thätigkeit. Er half die Mauth- und Accisehäuser verbrennen, und war einer der ersten unter denen, die den König zu ermorden trachteten. Oefters haute er den Leichnamen, bevor sie noch ganz todt waren, mit einem Beile die Köpfe ab, daher er den Beinamen der Kopfabhauer erhielt. Als es in Paris ruhig wurde, gieng er nach Avignon, und zeichnete sich unter der patriotischen Räuberarmee so aus, daß sie ihn zu ihrem General erhob. Er ließ Städte und Gegenden plündern und verheeren, erpreßte von den unglücklichen Einwohnern große Summen Geldes, und verübte besonders in Avignon selbst die unerhörtesten Greuel.

Einen treuen Gehülfen hatte Jourdan an einem gewissen Lecuyer, einem feurigen Kopf, der mit der größten Keckheit eine Art von umherstreifender Suada verband. Da noch einige ehrliche und rechtliche Leute in Avignon zurück waren, die man aus dem Wege zu räumen wünschte, so suchte man einen Vorwand, sie zu ermorden. Es wurde zu dem Behuf verabredet, Lecuyer solle in die Kirche gehen, wo sich die angesehensten Personen zu versammeln pflegten, und daselbst laut die Religion lästern und den Gottesdienst beschimpfen. Ein solches Skandal

würde

würde nothwendig Auflauf und Streit erregen, und dieß wolle man dann nutzen, um über jene herzufallen.

An dem bestimmten Sonntag ließ Jourdan seine Getreuen die Waffen ergreifen. Als der Gottesdienst begonnen hatte, begab sich Lecuyer in die Kirche, wie auf den Schauplatz eines gewissen Triumphs. Zwei seiner Kameraden begleiteten ihn, blieben aber an der Thüre, um Hülfe zu rufen, sobald der Streit seinen Anfang genommen haben würde, denn Jourdan hatte dem Lecuyer versprochen, zu seiner Rettung und Hülfe in der Nähe zu seyn. Dieser bestieg die Kanzel, und stieß die empörendsten Lästerungen aus. Von allen Seiten erhob sich ein Murren, allein weit entfernt den Lästerer zum Schweigen zu bringen, verdoppelte er seine Frechheit und Raserey. Der Unwille der Anwesenden gedieh endlich zum Ausbruch; alle verließen zu gleicher Zeit ihre Plätze, und fielen über den frechen Redner her. Nun gaben die beiden Wächter an der Thüre das Hülfssignal — allein Jourdan konnte nicht Wort halten. Diejenigen, welche ihn leiteten, hatten beschlossen, den Lecuyer aufzuopfern, ob er gleich ihr Emissair war. Sie gewannen durch diesen Verrath zwei große Vortheile: denn erstlich gab ihnen die Ermordung dieses Unglücklichen einen bessern Vorwand an die Hand, ihre Blutplane auszuführen, und zweitens wurden sie zugleich von einem Rival befreit, dessen Ehrgeitz ihre Eifersucht zu reitzen anfieng.

Jourdan, statt zu Hülfe zu eilen, behauptete, die erste Pflicht eines Generals sey, sich erst der Thore zu versichern, und nachdem er dieses mit aller Langsamkeit verrichtet hatte, zog er endlich nach der Kirche, die man ganz leer fand. Lecuryers Leichnam schwamm in seinem Blute. Dieser Elende war eines eben so langsamen als schmerzhaften Todes gestor-

ben. Man hatte ihn mit vielen tausend Scheerenstichen umgebracht, denn die Weibspersonen, seine Henker, hatten keine andere Todeswerkzeuge bei sich gehabt.

Die Häupter der Verschwornen erhoben ein lautes Klaggeschrey über den Tod des Mannes, den sie niederträchtig verrathen hatten. Seine Leiche wurde in einer hohen Bahre durch die Straßen getragen, und sein Haupt mit Lorbeeren gekrönt. Ein Haufe blut- und rachedurstiger Wüthriger zog hinten her, und stieß ein gräßliches Geheul aus. Denn andern Morgen mit Tagesanbruch wurden vierhundert Unglückliche, von jedem Alter und Geschlecht, aber vorzüglich aus den wohlhabenden Familien, eingezogen und auf das Schloß gebracht Es ward ein Blutgericht gehalten, und wer die Mörder nicht durch Geschenke, oder andere schimpfliche Mittel zu erreichen wußte, wurde ermordet. Mit rasender Blutbegier ließ Jourdan die ermordeten, todten und zum Theil nur verwundeten Körper in ein Loch werfen, welches nicht weit vom Gefängnisse war, und die Eisgrube hieß. Die Verwundeten und noch Lebenden wurden in diese Grube zuletzt über die Todten hineingeworfen, dann ward der Eingang zu dieser Höhle zugemauert. An den folgenden Tagen drangen die Räuber in die Häuser der Einwohner, und ermordeten noch eine große Zahl derselben. Ganze Familien wurden in ihren Wohnungen umgebracht. Im September des Jahres ein tausend sieben hundert und ein und neunzig wurde endlich Avignon, durch einen Beschluß der zweiten Nationalversammlung mit Frankreich vereiniget, und erst im folgenden Jahre wurde dem Plündern und Mezeln völlig ein Ende gemacht.

5.

Kriegerische Rüstungen des Pabstes.

Der römische Hof blieb, wie sich leicht denken läßt, bey diesen Gewaltthaten kein ruhiger Zuschauer. Alles wurde aufgeboten, das schöne Besitzthum zu retten; aber was vermochten Vorstellungen, auch die gerechtesten, über die damaligen Machthaber Frankreichs? Als die förmliche Vereinigung, aller Reklamationen und Vorstellungen ungeachtet, erfolgt war, gab Pius den Franzosen die entscheidensten Beweise seines Hasses. Er verordnete die bedrückendste Aufsicht über die Fremden im Kirchenstaat, und besonders in Rom. Die Gastwirthe mußten eine Liste von allen bei ihnen Wohnenden eingeben; die Befehlshaber der Grenzplätze durften keinen durchlassen, der nicht einen ausdrücklichen Befehl des Pabstes vorzeigte. Jeder Franzose, der nicht laut die Maaßregeln seiner Regierung verabscheute, war ein Patriot, das heißt, er verdiente eingekerkert, fortgejagt, oder doch wenigstens strenge beobachtet zu werden. Einige gebohrne Franzosen, die als Unterofficiere in Diensten des römischen Hofes standen, wurden geschoren, entsetzt und auf die Galeere geschickt, weil sie vortheilhaft von ihrem Vaterlande gesprochen hatten. Der Bischof von Fraskati Kardinal York, hatte den Gastwirthen seines Sprengels untersagt, Franzosen zu beherbergen. Predigten, Beichten, alles ward benutzt, um das Volk gegen sie aufzuhetzen.

Als um eben diese Zeit der Krieg zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten ausbrach, ließ es Pius nicht bei dem Beistand seiner guten Wünsche für sie bewenden, sondern er wollte selbst in die Kampfschranken eintreten. Dem zufolge musterte er seine

Trup-

Truppen, Alles in Allem fünf tausend Mann, und beschloß damit von einem Meere zum andern einen Cordon zu ziehen. Truppen und Kanonen wurden versandt, die Besatzuug der Engelsburg wurde verstärkt, und der feste Platz Civitavechia sollte in den Stand gesetzt werden, eine Belagerung auszuhalten. Zum Ersatz der gewöhnlichen Besatzung, ließ der Pabst Landtruppen nach Rom kommen. Diese, noch grotesker als die regulairen päbstlichen Truppen, geformten Landsoldaten, gaben Stoff zum Lachen. Es erfolgte ein strenger Befehl des Pabstes, unter Bedrohung mit körperlichen Strafen, sie als wirkliche Soldaten anzusehen. Einige Spaßmacher, die sich demohngeachtet auf Kosten der römischen Dorfhelden lustig gemacht hatten, büßten ihre verbotene Lustigkeit mit Ruthenstreichen. Es wurde nicht unterlassen, dem neu organisirten Heer einen tüchtigen Anführer zu suchen, und nach mehreren Berathschlagungen fiel die Wahl für einige Zeit auf den österreichischen General Caprara. Als dieser aber die Helden, die er zum Ruhme führen sollte, besichtiget hatte, erklärte er ohne Umschweif: „Diese da werden auf den ersten Flintenschuß alle davon laufen, und ihren General im tête-à-tête mit dem Feinde lassen!“

Die Werbungen wurden dessen ungeachtet mit Thätigkeit fortgesetzt, und das bekannte Manifest des Herzogs von Braunschweig nährte die feindselige Stimmung. Es wurde in Rom mit Enthusiasmus aufgenommen, ins Italiänische übersetzt, und in Menge vertheilt. Man hielt es für das Signal zur Vernichtung der gottlosen Nation, und die Verfolgungen gegen die Individuen wurden verdoppelt. Pius vergaß seine Beschwerden gegen den Hof von Neapel, und verabredete mit ihm Vertheidigungsmaaßregeln, er besichtigte die Arsenale und seine Leihhausbank,

um die Hülfe zu kennen, die er von dem Eisen und von dem Golde, diesen beiden großen Nerven des Krieges, zu erwarten habe — aber beide waren sehr schwach; in den Arsenalen keine Kanonen, in den Kisten wenig Gold. Die Hauptquelle war der Fanatismus des römischen Volks, und es wurde alles angewendet, davon Nutzen zu ziehen. In allen Kabineten von Italien ward intriguirt. Pius verstand sich, mit Beseitigung aller Bedenklichkeiten der Intoleranz, mit dem Kabinete von St. James gegen den gemeinschaftlichen Feind der Ruhe von Europa. Der Kaiser von Oesterreich war auch eine der Hauptstützen des Pabstes; von ihm erhielt er Rath, Lob und Aufmunterungen. Als der Kaiser sich einige Zeit an die Spitze seiner Armee stellte, schickte ihm Pius in einem Reliquienkasten eine goldene Medaille mit den Bildnissen der heiligen Apostel Petrus und Paulus. „Kämpfen Sie, schrieb er ihm, kämpfen Sie im Namen dieser beiden tapferen Soldaten unsers Herrn Jesus Christus.“

In verschiedenen Proklamationen versuchte Pius die kriegerische Stimmung seines Volkes zu vermehren. „Wenn die Glocken, sagte er in einer derselben, einen feindlichen Anfall ankündigend, läuten, so müssen alle Männer zu den Waffen greifen; Vieh und Futter muß in des Innere das Landes gebracht, das Uebrigbleibende verbrannt, und überhaupt dahin getrachtet werden, durch alle nur irgend mögliche Mittel, einen gesetz- und gottlosen Feind zu Grunde zu richten.“ Im Uebrigen begnügte er sich mit Ermahnen und Auffodern, weil, wie er sagte, er überzeugt sey, daß alle seine Unterthanen, eben so gute Katholiken als gute Bürger, es sich zur Pflicht machen würden, gegen Barbaren zu kämpfen, die geschworen hätten, wohin sie kämen, Thron und Altar um-

zu-

zustürzen. Er versprach ferner Entschädigungen für Verlust, Belohnungen für schöne Thaten, und hauptsächlich eine vollkommene Amnestie für solche Verbrecher, welche herbei eilen würden, um durch den Kampf für den Staat und die Religion ihre Fehler wieder gut zu machen. Von diesem, im Namen des Himmels und der Erde aufgerufenen Aufstande in Masse, schloß er nur die Sechzigjährigen, die Kinder unter sechzehen Jahren, die Kranken und alle Geistlichen aus, die das Amt haben, auf den Bergen die Hände zum Himmel zu erheben, während die Glaubigen in der Ebene kämpfen.

6.

Der französische Agent Basseville wird in Rom ermordet.

Es gibt Menschen, die sich kein Gewissen daraus machen, Andern jede Art von Kränkung zuzufügen, Ansprüche auf Ausprüche, Forderungen auf Forderungen zu häufen, die sich aber bei der leisesten Art von Widerstand höchlich beleidiget fühlen, und laute Klagen über Unbilligkeit und Ungerechtigkeit führen. Solche Erscheinungen sehen wir nicht nur im Einzelnen, in den Verhältnissen des bürgerlichen und häuslichen Lebens, sondern auch im Großen, in Hinsicht auf das politische Verhältniß der Staaten gegen einander. Frankreich gab hierinn das neueste und auffallendste Beispiel. Welche Nation fand sich nicht durch den Stolz, die Anmaßung, den gebieterischen Ton und die Usurpationen dieses Volks und seiner Gewalthaber, besonders seines Götzen Napoleon, gekränkt und beleidiget! Aber das wollte Frankreich in seinem Uebermuthe nie einse-

hen; wie oft und wie keck sprach es nicht von zugefügten Beleidigungen, vom Undank der Nationen, von der seltenen Großmuth, womit man dem Beleidiger verziehen habe, während fortgefahren wurde, Kränkungen auf Kränkungen zu häufen.

Dieß charakterisirt im Allgemeinen auch das Verfahren Frankreichs gegen den Pabst, den es durch eine Reihe bitterer Kränkungen demüthigte, gegen den es aber eine Sprache führte, als ob alles Unrecht nur ihm zur Last fiele. Ein Umstand besonders ereignete sich in Rom im Januar des Jahres ein tausend sieben hundert und drei und neunzig, der in seinen Folgen für Pius sehr nachtheilig war.

Die Stimmung des fanatisirten römischen Volkes gegen Frankreich wurde mit jedem Tage feindseliger und heftiger; die in Rom wohnenden Franzosen konnten aus mehreren Anzeigen schließen, man suche sie in eine allgemeine Aechtung zu verwickeln. Es war damals kein anerkannter französischer Agent in Rom. Der französische Gesandte in Neapel schickte einen seiner Secretaire Basseville, einen bekannten Schriftsteller dahin, um die Sache seiner unterdrückten Landsleute zu vertheidigen. Der Staatssecretair des Pabstes hatte sich gegen Basseville für ihn sehr beruhigend erklärt; Pius selbst hatte die Sicherheit den Franzosen durch Ausdrücke vermehrt, welche Aufrichtigkeit zu verrathen schienen. Sie wollten in eine ihrer Versammlungen gehen, als sie das Unglück vernahmen, das nach der Expedition von Neapel, das französische Admiralsschiff getroffen hatte. Es ward von ihnen verabredet, gemeinschaftlich zur Ausbesserung des Schiffes beizutragen. Das war die Ursache ihrer beiden ersten Versammlungen in dem Pallaste der französischen Akademie in Rom. Zur Verabredung der Mittel, um das

alte

alte französische Wappen an der Facade dieses Pallastes mit dem der Republik zu vertauschen, wollten sie zum drittenmal sich versammeln. Aber das über den Gegenstand dieser Versammlung getäuschte römische Volk war wüthend nach der Akademie gestürmt, und dort früher als die Künstler angekommen. Die dreifarbige Kokarde sahen die Römer zuerst an Bassevill und Flotte, Major der neapolitanischen Eskadre, welche sie angestekt hatten, als sie an eben diesem Tage dem Staatssecretair einen Besuch machten, der ihnen sagte: „die Kokarde ist nicht mehr ein den Franzosen in Rom verbotenes Abzeichen.“ Vor der Stunde der Zusammenkunft fuhren diese beiden Franzosen spazieren; Bassville hatte seine Frau und sein Kind bei sich. Langsam fuhr der Wagen durch den Corso, eine der breitesten und volkreichsten Gassen in Rom. Plötzlich sahen sich die Franzosen von Pöbelgeschrei, Steinwürfen und Flintenschüssen angegriffen. Bassville befiehlt nach Hause umzukehren, springt aus dem Wagen, und widersetzt sich den Bemühungen des Major Flotte, um ihn zu vertheidigen. Unbesonnen reizt er durch sein trotziges Betragen und seine ausfodernden Aeußerungen die Wuth des römischen Pöbels, und wird durch einen Bajonettenstoß hingestreckt. Die rasenden Soldaten schleppten den Sterbenden in die nächste Wache, und schienen so das Signal zu einer allgemeinen Metzeley zu geben. „Es lebe der Pabst, es lebe der heilige Glaube! Es lebe der heilige Bartholomäus! Es sterben alle Franzosen.“ Mit diesem Geschrei liefen blutdürstige Menschen durch die Gassen.

Der Tumult verlor sich allmählig wieder, die Franzosen entgiengen der ihnen drohenden Gefahr, und drei Tage darauf erschien ein päbstliches Edict, worinn Pius durch das Organ seines Staatssecretairs

 sagte:

sagte: „Er sey gerührt gewesen durch die ihm in den letzten Tagen von dem Volke gegebenen Beweise der Anhänglichkeit an die Religion, und der Liebe für die Person Sr. Heiligkeit; es sey dem heiligen Vater aber traurig, bemerkt zu haben, daß eben dieses Volk, mitten in den Aufwallungen, denen es sich, um seine Denkart zu zeigen, überlassen habe, zu einigen, die öffentliche Ruhe störenden Ausschweifungen sich habe hinreissen lassen; Ausschweifungen, einer Nation unwürdig, die sich rühmen könne, in guten Grundsätzen erzogen und von einer Moral genährt zu seyn, deren Maximen nur Frieden, nur Sanftmuth und Nächstenliebe empfehlen.“ Weiter unten empfahl Se. Heiligkeit ihren Unterthanen, sich künftig ruhiger zu verhalten; alle Arten von Tumult und Rottirungen zu vermeiden, kein Haus, keine Bude zu beschädigen, und keine Person, welcher Geburt oder Nation sie seyn möge, und was ihr angehöre, zu insultiren u. s. w.

7.

Die Franzosen rücken in den Kirchenstaat und zwingen den Pabst zu einem Waffenstillstand.

Frankreich nahm die Miene an, als ob es die an seinem Agenten verübte Grausamkeit großmüthig zu verzeihen geneigt sey; es begnügte sich dem Scheine nach mit der Mißbilligung des römischen Stuhls, und mit den Beweisen der Reue, die derselbe an den Tag legte. Pius und seine Rathgeber waren beruhiget und ahndeten kein Unglück; ein großer Theil des Italiens, das den französischen Waffen unzugänglich schien, diente ihnen zum Bollwerk gegen

die Rache der Franzosen. Aber im Jahr ein tausend sieben hundert und sechs und neunzig änderte sich plötzlich die Scene.

Bonaparte trat an die Spitze der französichen Armee in Italien, und seine Unternehmungen begleitete ein unerwartetes Glück. Die Oesterreicher erlitten unter Beaulieu eine Niederlage nach der andern. Durch die Schlacht bei Millesimo hatte Bonaparte die Trennung der Oesterreicher und Piemonteser bewirkt. Jene wollten von nun an das Vordringen der Franzosen in die Lombardey verhindern; diese zogen sich zurück an die Festungen, an denen Piemont so reich ist. Allein die Republikaner überflügelten die Plane des piemontesischen Feldherrn, und die Piemonteser wurden bei Ceva und Mondovi geschlagen. Der bejahrte König von Sardinien, Victor Amadeus, ließ dem Sieger einen Waffenstillstand auf Bedingungen antragen, die dem letztern nicht genügten. Er erklärte den Abgeordneten, sie sollten ihrem Herrn sagen, daß es in seiner Gewalt stehe, ob morgen noch ein König von Sardinien seyn solle, und diese Sprache bewirkte einen Waffenstillstand, in welchem die Franzosen mehrere Festungen Piemonts erhielten. In dem darauf mit dem Könige von Sardinien geschlossenen Frieden blieben diese Festungen bis zum allgemeinen Frieden in den Händen der Franzosen; zugleich verzichtete der König auf Savoyen und Nizza. Eben so ward der Herzog von Parma erst zum Waffenstillstand, und darauf zum Frieden genöthiget. Er blieb im Besitz seines Landes, was er seiner Verwandtschaft mit Spanien und dem damaligen guten Vernehmen der Republik Frankreich mit Spanien verdankte, versprach aber bedeutende Lieferungen für die Armee, und entrichtete eine ansehnliche Kontribution.

In rascher Eile folgte Bonaparte den Oesterreichern; er fand sie bei Lodi an der Adda verschanzt. Die Franzosen griffen sie an und bemächtigten sich der Stadt Lodi. Aber nun hatte sich das österreichische Hauptheer unter Beaulieu an der andern Seite der Adda in Schlachtordnung gestellt. Die Brücke, die hier über den Fluß gieng, war hundert Ruthen lang, und wurde von dreißig Kanonen von schwerem Kaliber bestrichen. Es schien unmöglich, hier hinüber zu kommen; ein Unfall hätte das ganze französische Heer zu Grunde richten können. Dennoch wagte Bonaparte den Uebergang, und über alles menschliche Erwarten wurde die Brücke glücklich erstürmt, die Artillerie den Oesterreichern weggenommen, und ihre Schlachtordnung durchbrochen. Allerdings würde man den Vorfall zu den außerordentlichen rechnen, und die Kühnheit und Tapferkeit der Franzosen bewundern müssen, wenn man nicht nach der Zeit mit Zuverläßigkeit erfahren hätte, daß es den Oesterreichern zu einem ernstlichen Widerstande an Munition fehlte. Indessen entschied dieser Tag das Schicksal der österreichischen Lombardey. Die Franzosen bemächtigten sich in kurzer Zeit aller Plätze derselben, bis auf das feste Mantua, und Beaulieu zog sich zurück in die Gebürge von Tyrol. In Pavia erbeuteten die Franzosen viele Magazine. Der Stillstand mit Parma und Modena und der Friede mit dem Könige von Sardinien verschaffte dem General Bonaparte neue Hülfsquellen. Revolten, die ohne Plan und Zusammenhang sich in Pavia und andern Orten äußerten, dämpfte er mit leichter Mühe, und sie dienten nur dazu, das Volk von ähnlichen Versuchen abzuschröcken.

Als Pius eine Vormauer nach der andern niederstürzen, und das Ungewitter seinem Haupte immer

näher

näher kommen sah, versammelte er eine Kongregation der Kardinäle, um mit ihnen zu berathen, was bei so großer Gefahr zu thun sey? Daß die bisher mit so vieler Anstrengung betriebenen kriegerischen Anstalten nun nichts dazu beitragen könnten, den über dem Haupte rollenden Donner abzuleiten, sah man wohl ein, und die innere Verlegenheit des römischen Stuhles war nie größer gewesen als jetzt. Klingende Münze, Lebensmittel, Zutrauen der Regierung, alles mangelte auf einmal. In der Eile verfertigte man Papiergeld; der größte Theil der Klöster wurde aufgefodert, ihr überflüssiges Silbergeräthe in die Münze zu schicken, und Pius selbst verkaufte für sechzig tausend Thaler eine ansehnliche Zahl seiner Kutschen und vierzig seiner besten Pferde. Unter diesen Umständen blieb denn nichts anders zu thun übrig, als an den kühnen Eroberer Bonaparte nach Mailand eine Gesandtschaft abgehen zu lassen, um aufs schleunigste einen Waffenstillstand einzuleiten. Dieser Entschluß ward auch sogleich vollzogen.

Mit banger Erwartung sah man nun in Rom dem Erfolg der Unterhandlungen mit dem französischen General entgegen. Sehr laut äußerte das Volk seinen Wunsch für die Erhaltung des Friedens, und erwartete sehnlich die erwünschten Nachrichten aus Mailand. Allein der Gang der Konferenzen war viel langsamer als der der Waffen. Am neunzehenten Julius ein tausend sieben hundert und sechs und neunzig rückte der General Augereau mit einer Division der französischen Armee in Bologna ein. Das Fort Urbino ward aufgefodert sich zu ergeben. Eine Besatzung von fünfhundert Soldaten lag in demselben; „schöne Leute, sagte Bonapartes Bericht, aber — es waren Soldaten des Pabsts!" Das Fort ergab sich; in wenig Tagen wurden Ferrara und Ancona besezt,

und

und zwei französische Kolonnen näherten sich der Hauptstadt des Kirchenstaats.

Es läßt sich denken, welche Gährung diese Nachricht unter dem lebhaften römischen Volke verbreitete. Es versammelte sich in Haufen, die mehr das Ansehen von Unruhe, als den Charakter eines Aufstandes hatten. Der Regierung ward aber doch bange. Der Staatssecretair erließ eine Proklamation an die Mißvergnügten, in der Sprache beider Gewalten, die, um sich noch einige Kraft zu erhalten, sich gegenseitig unterstützen mußten. „Als Christen, sagte er, wendet euch an Gott; als Unterthanen, habt Zutrauen zu eurem Souverain, welcher nichts versäumt, um den Frieden zu versichern.“ Zu gleicher Zeit eilten die Priester im Kirchenstaat in die Kirchen, auf die Märkte, öffneten ihren Pfarrkindern die Schätze der himmlischen Freigebigkeit, versprachen für vierzig tausend Jahre Ablaß, jedem, der dazu helfen würde, die Franzosen, diese Strafruthe der Kirche, zu vertreiben. Allein die Besorgnisse waren deshalb um nichts geringer. Schon verließen die ersten Familien Rom, schon rüsteten sich die Kardinäle zur Abreise, als aus Mailand die Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande eintraf. Vermöge desselben sollten die Franzosen ferner im Besitz der Legationen von Bologna und Ferrara bleiben, und ihnen auch die Citadelle von Ancona eingeräumt werden; außerdem sollte der Pabst ein und zwanzig Millionen Livres, und zwar fünfzehn Millionen in klingender Münze, das übrige aber in Gold- und Silberstangen, ferner hundert Gemählde, Büsten oder Statuen und fünfhundert Handschriften, nach der Auswahl der französischen Commissarien, abgeben. Die päbstlichen Häfen wurden den mit Frankreich kriegführenden Mächten verschlossen. Nur für

diesen Preis konnte dem reissenden Strom der französischen Eroberungen Einhalt gethan werden.

Pius ergab sich in sein Schicksal, und liess einen bevollmächtigten Gesandten nach Paris abgehen. Um das müßige Volk zu beschäftigen, wurden öffentliche Gebete, Processionen und Danksagungen zum Himmel veranstaltet; aber die grösste Schwierigkeit verursachte die Bezahlung der Kontribution, die in kurzen Terminen an den Sieger abgetragen werden sollte. Die gewöhnlichen Hülfsquellen waren erschöpft; die Auflagen konnten keine neue eröffnen. Pius that in einem geheimen Konsistorium den Vorschlag, den Rest der seit dem Pontifikat Sixtus des Fünften in der Engelsburg niedergelegten Summen aufzunehmen. Zu jeder andern Zeit würde diese Maaßregel Kirchenraub geschienen haben, aber der Schrecken war jezt so groß und allgemein, daß der Vorschlag des Pabstes einstimmig durchgieng. Allein dieser Schatz der Engelsburg reichte kaum zu der ersten Zahlung aus, für die folgenden mußten andere Anstalten getroffen werden. Die Kirchen, die sämmtlichen frommen Stiftungen wurden angehalten, alle ihre Ornamente, alle Gefäße von kostbarem Metall, die zum Gottesdienst nicht schlechterdings erforderlich waren, abzuliefern. Durch ein Edict wurden alle päbstlichen Unterthanen aufgefordert, ihr überflüssiges Silbergeräthe in den Schatz zu bringen. Vier römische Große erhielten den Auftrag, die Einsammlung zu besorgen. Der Fürst Doria sandte ein freiwilliges Geschenk, das auf eine halbe Million geschätzt ward.

Um die Römer in ihrem Kummer zu zerstreuen, rief man Gebete, Ablasse, und besonders Wunder zu Hülfe, die in diesen kritischen Momenten sich verdoppelten. In Ancona war, trotz der Gegenwart

der

der unleichtglaubigen Franzosen, kein Marienbild, das nicht Lebenszeichen gab, und die Gläubigen waren überzeugt, daß sie der Vermittlung der Jungfrau Maria allein, diesen so kostbaren und doch so ersehnten Waffenstillstand zu danken hätten. In Rom waren, wie sich das gebührte, die Wunder noch glänzender als in Ancona. Hier öffneten, schlossen, rollten alle Marienbilder die Augen; verwelkte, neben einigen derselben stehende Blumen, bekamen ihre frische Farbe wieder; trockene Zweige grünten; und das Volk rannte in Menge hin, um zu sehen, zu bewundern, zu bezeugen. Auch an anderweitigen Tröstungen ließ es die Regierung nicht fehlen. In einer Proklamation wurde dem Volke gesagt: „Der Waffenstillstand sey eine Wirkung der Barmherzigkeit Gottes, weil denn doch immer Vortheil dabei sey, einen Theil zu verlieren, um das Ganze zu erhalten."

8.

Bruch des Waffenstillstandes. Kriegerische Zurüstungen im Kirchenstaate.

Das Glück, das Bonapartes Unternehmungen seit seinem ersten Auftritte in Italien so ausgezeichnet begünstiget hatte, schien wenige Wochen nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit dem Pabste von ihm zu weichen, und dieser anscheinende Glückswechsel wirkte, gleich einem elektrischen Schlage, auf die Gesinnungen und das Verhalten des römischen Stuhls und des gesammten römischen Volks.

Die Oesterreicher, die sich hinter die Etsch bei Rovoredo zurückgezogen hatten, waren durch eine Verstärkung von der Rheinarmee in den Stand ge-

setzt worden, offensiv zu agiren. Der tapfere und kriegserfahrne Feldmarschall Wurmser hatte den General Beaulieu abgelöst, und stund an der Spitze einer Streitmasse von neunzig bis hundert tausend Mann, der Bonaparte kaum sechzig tausend entgegen stellen konnte. Wurmser brach am vier und zwanzigsten Julius aus der Gegend von Rovoredo auf. Seine nach Vicenza hin gerichtete Bewegung schien die Absicht, an der linken Etsch anzugreifen, anzukündigen. Bonaparte stellte daher seine Hauptmacht, von Verona bis Legnago, auf. Wurmsers eben so kühner als schlauer Plan gieng aber dahin, die ganze Linie der Franzosen an drei Punkten zugleich zu bestürmen. Die Oesterreicher drangen, über die Etsch, bis Verona vor. Bonaparte stellte hierauf, von Verona und Legnago sich zurückziehend, seine Armee zwischen Verona und Mantua auf. Da sich aber die Oesterreicher zu Brescia schon in seinem Rücken befanden, so hob er die Belagerung von Mantua mit einer solchen Geschwindigkeit auf, daß sich schon am ersten August seine ganze Macht an dem rechten Ufer des Mincio befand. Freilich hatte er einen Artilleriepark von hundert Kanonen, und sein Gepäcke zurücklassen müssen. Am folgenden Tage zog Wurmser, als Retter, in Mantua ein.

Italien schien jetzt für die Franzosen verlohren. Ihre Feinde überließen sich dem Ausbruche ihres Entzückens; man verbrannte Bonaparte's Bild und zerriß die dreifarbige Kokarde; selbst an Oertern, wo französische Besatzung lag, herrschte dumpfe Gährung. Der Herzog von Modena wagte es, das entsetzte Mantua mit Lebensmitteln zu versorgen; der Pabst empfahl seinen nach Paris geschickten Friedensunterhändlern eine weise Zögerung. Die verschiedenen Feinde Frankreichs setzten in Rom alle Triebräder

räder der Intrigue in Bewegung, indem sie bald die französischen Siege verschrieen, bald den französischen Waffen Unheil weissagten, und stets die Grundsätze der französischen Revolution, und die Männer, welche ihr dienten, schmäheten. Sobald das französische Waffenglück nur zweifelhaft schien, erhitzten sie die Gemüther, drangen auf die Beförderung der kriegerischen Anstalten, empfohlen bedrückende Maaßregeln. Wurden hingegen einige Vortheile erkämpft, so lenkten sie wieder ein, und der ihren Eingebungen folgsame Pabst nahm die Sprache des gütlichen Vergleichs an, und machte wieder einige Schritte, gleichsam um seine friedlichen Gesinnungen zu beweisen.

Die französischen Kommissarien, die nach Rom gekommen waren, um die Erfüllung der Bedingungen des Waffenstillstandes zu betreiben, erfuhren bald genug die Wirkung dieser geheimen Gährungen. Unter dem Geleite eines Kavallerie-Pikets hatten sie in Rom einen feierlichen Einzug gehalten; mit anscheinender Herzlichkeit und mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen waren sie empfangen worden. Alle Kardinäle hatten ihnen einen Besuch abgestattet, und der heilige Vater selbst war ihnen in einer Audienz mit Wohlwollen entgegen gekommen. Allein an die Stelle dieser Beweise von Achtung und Auszeichnung traten Beschimpfungen, sobald man die Lage der Franzosen für zweideutig hielt. Einer der Commissarien, der nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Rom, nach Florenz zurückkehrte, war, als er durch Spoleto gieng, der Gegenstand eines Aufruhrs; kaum entgieng er der Wuth des gegen ihn aufgehetzten Pöbels. Sogar in Rom wurden einige von den französischen Commissarien, als sie ruhig vor der Trajanssäule stunden, um sie zu betrachten, von Kindern mit einem Steinregen angegriffen; und als

sie

sie fliehen wollten, hörten sie hinter sich das Aechtungsgeschrei: „Tödtet sie, es sind Franzosen, es sind Commissaire!“ — Zwei von ihnen waren wirklich in Lebensgefahr. Ein römischer Officier rettete und brachte sie zu dem Gouverneur von Rom. „Schreiben Sie, sagte dieser entschul igend, diesen Auflauf, den wir mißbilligen und darüber seufzen, den schlimmen Nachrichten zu, die von der französischen Armee eingelaufen sind.“ Er versprach die Wachsamkeit zu verdoppeln; die Commissaire wurden wieder nach Hause geleitet, jedoch nicht, ohne um sich her das dumpfe Hohngeschrei des Pöbels zu hören. Schon zwei Tage darauf wurden, der zahlreichen Patrouillen ungeachtet, wieder zwei Franzosen beschimpft. Pius seufzte über diese Unordnungen, ließ die Befehle wiederholen und den französischen Bevollmächtigten Wachen zur Hand stellen. Einige Verbrecher wurden verhaftet; ihre Bestrafung ward versprochen.

Indem man voll Sehnsucht dem entscheidenden Schlag entgegen sah, der die Franzosen aus Italien vertreiben sollte, schlug Bonaparte in Kurzem die reitzende Hoffnungen seiner Feinde nieder. Er stürmte mit aller seiner Macht gegen den rechten österreichischen Flügel bei Brescia so unwiderstehlich heran, daß die Oesterreicher mit dem Verlust vieler Kanonen und Menschen sich wegziehen mußten. Wurmser setzte darauf seine ganze Arme in Bewegung, und verstärkte sie durch alle Truppen, die Mantua entbehren konnte. Auch Bonaparte sammelte, indem er sich zu einer Schlacht vorbereitete, alle Abtheilungen seiner Armee um sich her. Er gieng nach Lonato, einem Städtchen an der südwestlichen Seite des Gardasees, um zu sehen, wie viel Truppen er aus dieser Gegend an sich ziehen könnte. Eben foderte ein österreichicher Officier den Kommandanten von Lonato,

aus

aus dem Grunde, weil er auf allen Seiten eingeschlossen wäre, zur Uebergabe auf. Wirklich war er, selbst nicht mehr als zwölf hundert Streiter zählend, von den vier tausend Mann starken Ueberbleibseln einer österreichischen Kolonne umringt. Aber mit stolzer Entschlossenheit sagte Bonaparte zu dem auffodernden Officier: „Sagen Sie Ihrem General, wenn er den Franzosen Hohn sprechen wollte, so sollte er wissen, daß Ich hier bin!“ Und nun streckten die Oesterreicher das Gewehr.

Ungesäumt rückte Bonaparte gegen Wurmsers Hauptarmee an, und schlug sie. Wurmser ward so bedrängt, daß er Mantua seinem Schiksale überlassen, und sich in die Gebürge von Tyrol zurück ziehen mußte. Hier sammelte er seine Truppen wieder, und suchte von neuem vorzudringen. Aber Bonaparte schlug, mit dem General Massena, den rechten Flügel der Oesterreicher bei Roveredo, und nahm selbst Trient weg. Darauf wandte er sich seitwärts, und schlug bei Bassano auch den linken Flügel. Wurmser von seiner Hauptarmee und von Tyrol abgeschnitten, wagte es gleichwohl, sich gegen Mantua die Bahn zu brechen. Bonaparte eilte ihm nach, und suchte ihn zu umzingeln: aber Wurmser schlug sich durch, und warf sich, nach mehreren blutigen Gefechten, mit einem mäßigen Korps, in Mantua ein. Die Franzosen umzingelten die Festung von allen Seiten.

Indem Bonaparte im Felde siegte, brauchte er zugleich alle Künste der Politik, um die Italiäner und Franzosen zu einem gemeinschaftlichen Interesse zu vereinigen. Die Provinzen Bologna und Ferrara erhielten eine republikanische Verfassung; sie bildeten einen cisalpinischen Staatenbund. Seitdem fochten Legionen der freien Italiäner an der Seite der

Fran-

Franzosen. Schlau begünstigte man die angesehensten Bewohner der Städte; dadurch gewann man auch ihre Verwandte, Freunde und Anhänger.

Die Reihe kam nun wieder an den Pabst, der sich in seiner Hoffnung auf das Mißgeschick der Franzosen grausam getäuscht sah, und der nun dafür büssen sollte, daß er die Bedingungen des eingegangenen Waffenstillstandes nicht pünktlich erfüllt hatte. Die französiche Regierung verlangte von ihm, er sollte alle seine gegen Frankreich erlassenen Breven, Bullen und Mandate widerrufen. Eine harte Forderung! Im Angesichte der Welt sollte der untrügliche Pabst gestehen, er habe sich betrogen! Aber die Gefahr war dringend, die schnelle Entschließung nothwendig. Pius berief eine Kongregation, welche zahlreicher als die vorigen war, und aus den erlauchtetsten Gliedern des heiligen Kollegiums bestand. Das Ansinnen der französischen Regierung ward einstimmig verworfen, und eben so gelehrt als beredt suchten die angesehensten Kardinäle zu beweisen, daß die Kirche verlohren sey, wenn ihr Oberhaupt die strafbare Feigheit hätte, den von ihm gefoderten Rückschritt zu thun; seine Breven wären den Entscheidungen der Koncilien und den Meinungen der heiligen Väter gemäß; sie widerrufen, hieße, alle auf die Kirche seit sechs Jahren geschehenen Angriffe sanctioniren.

Da die französische Regierung von ihren Foderungen nicht abwich, so blieb nichts übrig, als sein Heil in den Waffen zu suchen. Mit verdoppelter Thätigkeit wurden die militairischen Anstalten betrieben. In Rom wurde eine Bürgerwache organisirt, und die ersten Häuser bewarben sich um eine Rolle dabei. Man richtete zwei und dreißig Wachhäuser ein, jedes zu hundert und fünfzig Mann. Tag und Nacht durchstreiften zahlreiche Patrouillen

die

die Straſſen. Roma die heilige wurde wieder Roma die kriegeriſche; allenthalben wurden Rekruten ausgehoben; gegen Bologna und Ferrara hin wurden ſiebenhundert Mann geſchickt. Im ganzen Kirchenſtaat trieb man alle Landſtreicher zuſammen; entweder mußten ſie ſich zu deſſen Vertheidigung bewaffnen, oder das Land verlaſſen. Schnell verſammelten ſich die Truppen; allenthalben ſah man nichts als Transporte von Seitengewehren, von Kanonen, Zelten und Wagen. Von allen Seiten her ſtrömten Kriegsſteuren aller Art. Gold, Silber, Koſtbarkeiten, Bankozettel, Waaren, Schlachtvieh; alles wurde mit einem gewiſſen Enthuſiasmus dargebracht. Einige reiche Privatleute lieferten Korps oder Kleidung und Waffen dafür. Der Konnetable Colonna ſtellte ein vollſtändiges Infanterie-Regiment; der Bankier Turlonia eine ganz ausgerüſtete Kompagnie Reuter von achtzig Mann. Alles drängte ſich in dieſer faſt allgemeinen Gährung voran. Die römiſche Regierung vergaß ihre Trägheit und ſchien nur Kraft wieder zu gewinnen, um ſich in's Verderben zu ſtürzen.

Pius, ſelbſt ein Spielwerk der herrſchenden Faction ſchickte an alle katholiſchen Höfe ein Manifeſt, worinn, nachdem er ihnen ſeine Unterhandlungen mit Frankreich auseinander geſetzt hatte, er ſie aufforderte, ſich zur Vertheidigung der Religion zu vereinigen. Zugleich richtete er an ſeine Unterthanen eine Proklamation, um ſie zur Bewaffnung gegen den angreifenden Feind zu ermahnen. Er ſtellte die ſchon angefangene Vollziehung des Waffenſtillſtandes ein. Schon war auf Rechnung der zu zahlenden Kontribution eine halbe Million in Rimini; dieſe ließ er, ſo wie das groſſe Schlachtvieh, welches einen Theil der in Lebensmitteln abzutragenden vierten

Million

Million ausmachte, zurückgehen. Die sieben hundert tausend Thaler, die ebendazu aus der Engelsburg genommen waren, wurden wieder hingelegt, die schon eingepackten Statuen wurden wieder aufgestellt.

9.

Bonaparte erobert den Kirchenstaat, und zwingt den Pabst zum Frieden.

So groß in Rom der Fanatismus, und der Haß gegen die verabscheuten Franzosen war, so konnte man es sich doch nicht verbergen, daß die Waffenmacht des heiligen Stuhls viel zu schwach wäre, um einem Einfalle des stets siegreichen Bonaparte den nöthigen Widerstand zu leisten, und ihn von den Grenzen zu vertreiben. Allein Pius und seine Rathgeber vertrauten nicht nur ihrer eigenen Macht, sondern der Unterstützung aller derjenigen, die mit Frankreich im Krieg begriffen waren. Man glaubte, so lange Mantua nicht gefallen sey, habe man für Rom nichts zu fürchten; man rechnete auf den unglücklichen Erfolg, den Jourdan's und Moreaus Vordringen in Deutschland gehabt hatte; man versprach sich Beistand von dem neapolitanischen Hofe, vornehmlich aber gründete man sein Vertrauen auf die kräftigste Unterstützung Oesterreichs. Es wurden geheime Unterhandlungen zwischen dem kaiserlichen und dem römischen Hofe gepflogen, und das Resultat derselben war, daß der Kaiser in eine Allianz mit dem Pabste willigte und versprach, ihm den General Collt, einige Officiere und zehen tausend Mann zu senden, um die Franzosen aus den beiden Legationen herauszujagen. Diese Nachricht machte den Pabst und die vielen Fanatiker, welche den Krieg wollten, schwindelnd

vor Freuden. Der freudige Wahnsinn schien in Rom allgemein zu seyn, denn die Andersdenkenden schwiegen, und wer es hätte wagen wollen, den römischen Stuhl auf das Gefahrvolle seines Unternehmens aufmerksam zu machen, würde für einen Jakobiner gehalten worden seyn.

Der Krieg, zu dem man fortfuhr sich mit der äußersten Anstrengung zu rüsten, erhielt alle Formen eines Religionskrieges. Jedes Truppenkorps hörte vor seinem Abzuge eine Predigt, die recht dazu geeignet war, um es mit fanatischem Eifer zu durchdringen. Die freiwillige Reuterey brachte acht Tage, ehe sie fortzog, nicht mit taktischen Vorbereitungen, sondern mit geistlichen Uebungen zu. In der Peterskirche wurden die Fahnen der verschiedenen marschfertigen Korps eingesegnet. Auf diese Fahnen war ein dem Panier Constantins ähnliches Kreutz gestickt, mit der den unfehlbaren Sieg verkündenden Innschrift: In hoc signo vinces. — „Geht, schrieen die fanatischen Mönche, die den Auftrag hatten, diese Kinder des Vaterlandes zu ermahnen, geht der Religion zu dienen. Ringt euren Ahnherrn nach; geht hin und erobert die Welt!“

Während das vorgieng, kam der kaiserliche General Colli in Rom an, und seine Gegenwart vermehrte den Enthusiasmus. Er besichtigte die kleine päbstliche Armee; mit den Soldaten war er besser zufrieden als mit den Officieren. Er verlangte Vermehrung der Truppen, besonders der Kavallerie. Der Pabst zeigte ihm ein blindes Vertrauen und übergab ihm die Ausübung seiner Gewalt. Er erzwang Mittel, um wenigstens eine Macht von sechs tausend Mann Kavallerie und acht tausend Infanterie, unter dem Befehl des österreichischen Generals zu vereinigen. Aber nun erschien Bonaparte auf dem Kampfplatze,

und schnell wandelte sich die Scene um. Die Anstrengungen seiner Feinde vermochten nicht, den kühnen Gang seiner Unternehmungen aufzuhalten. So lange er des Besitzes von Mantua nicht gewiß war, suchte er durch die republikanische Freiheit, mit welcher er den Italiänern schmeichelte, den Rücken zu sichern. Weil der Herzog von Modena seine Vorräthe mit der österreichischen Besatzung von Mantua getheilt, und die Bedingungen des geschlossenen Waffenstillstandes nicht erfüllt hatte, so glaubte sich Bonaparte berechtiget, dessen Länder, Modena und Reggio, mit der cispadanischen Republik zu vereinigen. Der neapolitanische Hof hatte mit der französischen Republik Frieden geschlossen, und nur Mantua war noch in den Händen der Oesterreicher. Zum Entsatz dieser Festung rückte ein neues Heer unter dem Feldzeugmeister Alvinzy herbei. Bonaparte gieng ihm bis Arcole entgegen; hier kam es zu einem äußerst hartnäckigen Treffen. Die Franzosen fochten mit außerordentlichem Muthe, aber umsonst war alle ihre Kühnheit; sie konnten den österreichischen Batterien nicht widerstehen. Endlich kam eine französische Division, nach einem langen und beschwerlichen Flankenmarsch, den Oesterreichern im Rücken heran: nun erst, mit Einbruch der Nacht, entschied sich das Treffen zum Vortheil der Franzosen; Alvinzy mußte sich über Bassano zurückziehen.

Mantua, von Wurmser vertheidiget, hielt sich noch immer. Die französische Armee erwartete längs der Etsch den Fall dieser Festung, in welcher ein drückender Mangel an Lebensbedürfnissen, und ein sowohl dadurch, als durch einen eingeschränkten, verdorbenen Luftkreis verursachtes Menschensterben herrschte. Allein Oesterreich fühlte es zu gut, daß es mit dem Besitze von Mantua die ganze Lombardey verlor, als

 daß

daß es zur Befreiung dieser Festung nicht die äußersten Kräfte hätte aufbieten sollen. Ein Korps von österreichischen Freiwilligen, und unter demselben Jünglinge von den ersten Häusern, eilte nach Italien, und Alvinzy wurde bis auf fünf und vierzig tausend Mann gebracht. Da Bonaparte wegen des Pabstes auch im Rücken nicht sicher war, so befand er sich allerdings in einiger Verlegenheit. Er bildete daher zu Bologna aus Truppen, die er aus allen Divisionen seiner Armee herauszog, eine bewegliche Kolonne von drei bis viertausend Mann, die man, wegen ihrer nach allen Seiten gerichteten Bewegung, fünfzehn tausend Mann stark glaubte. Mit dieser hielt er nicht nur den Pabst in der Furcht, sondern er benutzte sie auch, um den Großherzog von Toskana zur Entrichtung einer Subsidiensumme von einer Million Livres, und zur Bezahlung aller an die französische Armee gemachten Lieferungen, zu bestimmen.

Alvinzy setzte mit dem Anfange des Jahres ein tausend sieben hundert und sieben und neunzig seine Armee abermals in Bewegung, um Mantua von der Belagerung zu befreien. Er hatte seine Angriffsplane meisterhaft versteckt. Seine Oesterreicher drangen am dreizehenten Januar über steile Gebürge, auf fast unwegsamen Fußsteigen, durch tiefen Schnee wadend, bis Rivoli durch. Das Gefecht am folgenden Tage war eben so schrecklich als hartnäckig. Schon wich der linke Flügel der Franzosen in Unordnung zurück, als Massena ihn wieder vorwärts brachte. Aber auch der rechte Flügel und der Mittelpunkt der Franzosen wurde indessen zurück gedrängt. Jetzt ließ Bonaparte eine Abtheilung von Kavallerie anrücken, die den durch den langen Marsch und Kampf ermüdeten linken Flügel der Oesterreicher in Unordnung brachte. Diese Unordnung verbreitete sich allmäh-

mählig bis zum Mittelpunkt, und Alvinzy erlitt eine gänzliche Niederlage, welche das Schicksal Mantua's entschied. Der österreichische General Provera schlug sich zwar bis an die Vorstadt von Mantua durch, wurde aber hier umzingelt, und mußte sich mit seinem ganzen Korps von fünf tausend Mann gefangen ergeben.

Der Zustand der Besatzung in der belagerten Festung hatte inzwischen die höchste Stufe des Elendes erreicht. Schon waren sehr viele Pferde aufgezehrt; schon wurde nur eine Viertel-Portion Brod gereicht. Für die an einer pestartigen Krankheit darnieder liegenden Soldaten und Einwohner fehlte es an Arzneyen. Wurmser mußte sich daher am zweiten Februar zu einer Kapitulation entschließen; er erhielt ehrenvolle Bedingungen, wie er es verdiente.

Nunmehr konnte Bonaparte ungehindert ins päbstliche Gebiet einrücken. Das geheime Einverständniß zwischen dem deutschen Kaiserhofe und dem Pabst war ihm nicht unbekannt geblieben. Die Papiere, die man einem päbstlichen Kourier im Ferrarischen abgenommen hatte, beurkunderen dasselbe. Bonaparte ließ daher am ersten Februar des Jahres eintausend siebenhundert und sieben und neunzig die Division des Generals Victor nach dem Kirchenstaate anrücken. Hinter dem Senio, zwischen Imola und Faenza, stand eine päbstliche Truppenabtheilung von drei bis viertausend Mann Infanterie, nebst einiger Kavallerie, die, hinter starken Verschanzungen und Batterien, die Franzosen vom Uebergange über die Brücke abhalten wollte. Dem Muth dieser Krieger suchten Mönche, das Crucifix in der Hand haltend, einen feurigen Schwung zu geben. Aber der Senio war so seicht, daß die Franzosen und Lombarden bis zur Brücke durchwaden konnten. Die lombardischen

Grena-

Grenadiere, jetzt zum erstenmal im Feuer, eroberten die päbstlichen Batterien. Die päbstlichen Soldaten wurden, nach kurz m Widerstande, völlig überwältiget. Die Kavallerie flüchtete so geschwind nach Ankona, daß sie der Generaladjudant Junot nicht einholen konnte. Die Thore von Faenza, das sich nicht ergeben wollte, wurden durch Kanonenkugeln eingeschmettert; Bonaparte ließ jedoch die gedrohte Plünderung nicht vollziehen. Mönche und Priester erhielten die Weisung, sich künftig besser zu benehmen. Nach acht Tagen stand der General Victor vor Ankona. Hier mußten zwölfhundert päbstliche Soldaten, welche die Ankonitaner nicht einnehmen wollten, das Gewehr strecken. Die Franzosen zogen in der darauf folgenden Nacht, ohne Hinderniß, in Ankona ein. Der Brigadegeneral Marmont gieng mit einer Abtheilung von Kavallerie nach Loretto; das so berühmte Marienbild setzte der reissenden Schnelligkeit der feindlichen Märsche keine Wunder entgegen. Die Madonna, nebst allen Heiligthümern, wurde von einigen Mitgliedern der französischen Künstlerkommission in Italien sauber eingepackt, und nach Paris geschickt. Der Werth der übrigen Kostbarkeiten, welche in der Casa santa *) angetroffen wurden, betrug nicht mehr als eine Million Livres.

In

---

*) Die Casa santa, Wohnung der Madonna, liegt auf einem Hügel, der diese Küste des adriatischen Meeres, wovon es zwei und eine halbe Millie entfernt ist, beherrscht Unter der zahlreichen Garderobe der h. Jungfrau zu Loretto gab es auch Alltagskleider, reich wie die Sonntagskleider, aber blos mit unächten Steinen besetzt Mit solchen Hauskleidern angethan, mag die Dame wahrscheinlich wohl den profanen Besuch Bonaparte's empfangen, und ihre besten Anzüge, ihren getreuen Kammerdienern, den sich vor diesem unwillkommenen Besuche in das Neapolitanische zurückziehenden Priestern und Mönchen, mitgegeben haben.

In wenig Tagen hatten die Franzosen ganz Romagna, Urbino und die Mark Ankona besetzt, und schon am achtzehenten Februar datirte Bonaparte seine Berichte aus dem Hauptquartier zu Tolentino, einige Meilen jenseits Loretto. Es bestätigte sich, was er früher schon gesagt hatte: „Um Rom zu erobern, und die weltliche Macht des Pabstes zu vernichten, ist es schon genug, es zu wollen; aber diese Unternehmung ist zu wenig gefahr- und ehrenvoll!“

Je größer das Vertrauen des römischen Stuhls bei seinen Rüstungen gegen die Franzosen gewesen war, um so heftiger war die Erschütterung bei den beugenden Nachrichten, die stündlich in Rom einliefen. Der Pabst, in seinen Erwartungen so sehr getäuscht, und über die Besetzung seines Landes äußerst erschrocken, sehnte sich recht herzlich nach Frieden. Er sandte Bevollmächtigte nach Tolentino, um mit Bonaparte zu unterhandeln. Die Konferenzen zogen sich anfangs in die Länge; man wollte auf einige Millionen dingen. Dem General Bonaparte lag eben so sehr daran, eilends eine Art von Kontribution im Kirchenstaat zu erheben, als sich wieder an die Spitze seines Heeres zu stellen, um in die Erbstaaten einzudringen; diesen Zögerungen der Bevollmächtigten müde, sagte daher Bonaparte am achtzehenten Februar zu ihnen: „Wenn Sie morgen nicht unbedingt in alle meine Vorschläge willigen, so breche ich übermorgen gegen Rom auf.“ Gleich am folgenden Tage kamen die Bevollmächtigten, um Bonaparten zu sagen: „Wir willigen in alles.“ Man setzte die Artikel auf, aß zu Mittag, legte nach Tisch die letzte Hand an den Tractat, unterzeichnete, speiste zu Abend, umarmte und trennte sich.

Der Friede von Tolentino, welchen Bonaparte dictirt hatte, war, nach seinem eigenen Ausdrucke, die

die Kapitulation einer belagerten Festung. Der Pabst mußte nicht nur die Einverleibung der Grafschaft Avignon und Venaissin in Frankreich anerkennen, sondern er mußte auch die drei Provinzen, Bologna, Ferrara und Romagna an die neue, in der Lombardey zu stiftende Republik abtreten, und noch dreißig Millionen Livres bezahlen; auch sollte er die im Waffenstillstande ausbedungenen Manuscripte und Kunstwerke schleunig verabfolgen lassen, und durch seinen Minister in Paris den an dem französischen Gesandtschaftssecretair Basseville verübten Mord feierlich mißbilligen lassen, und dessen Familie entschädigen.

Der österreichische General Colli, der die päbstlichen Truppen anführte, hatte keinen Theil an diesem harten und demüthigenden Frieden. Er war erst am zwölften Januar in Rom angekommen, und hatte sich sogleich mit der Organisation der päbstlichen Armee beschäftiget; aber die Franzosen machten so schnelle Fortschritte, daß der Generalkommandant der Truppen des heiligen Stuhls sehr bald nichts mehr zu kommandiren hatte. Zwar hatte er einen Versuch gemacht, den Franzosen die Apenninenpässe zu verwehren; aber seine Soldaten, und selbst die Officiere, waren haufenweise davon gelaufen. Er mußte sich daher selbst Glück wünschen über den Entschluß des Pabstes, einen so verderblichen Krieg baldigst zu endigen; aber er erfuhr noch die Kränkung, die päbstlichen Abgeordneten nach Tolentino abreisen zu sehen, um dort den Frieden zu erbetteln, ohne daß man ihm etwas davon sagte, und ohne daß ihm hierauf der unterzeichnete Tractat mitgetheilt ward. Er entfernte sich schnell von einem Schauplatze, auf dem er weder Ruhm noch Achtung gefunden hatte.

10.

Traurige Lage des römischen Staats nach dem Frieden von Tolentino.

Seit dem Frieden von Tolentino wurde es immer sichtbarer, daß der päbstliche Staat seiner unvermeidlichen Auflösung mit schnellen Schritten entgegen eile. Der Verlust, den er dadurch an seinen besten und einträglichsten Provinzen erlitten hatte, so wie die vielen Millionen, die zur Erkaufung jenes Friedens bezahlt werden mußten, setzten die Regierung in die drückendste Verlegenheit. Die Hülfsquellen für die Zeiten der Bedrängnisse waren gänzlich erschöpft. Dabei zeigte sich die Regierung selbst äußerst muthlos, und statt sich angelegen seyn zu lassen. dem zerrütteten Zustand der Staatsangelegenheiten wieder aufzuhelfen, wurde sie immer läßiger. Das Mißvergnügen, die Geringschätzung gegen die Regierung, der Geist der Empörung wurde daher immer ausgebreiteter. In der Mark Ankona, zu Macerata. Thesi, Monte St. Elpidio, empörte sich das Volk gegen die Franzosen, und nur durch blutige Hinrichtungen konnten die Rebellen gebändiget werden. Im Herzogthum Urbino hingegen, wo der Einfall der Franzosen Geschmack und Hofnungen zur Freiheit erzeugt hatte, sträubte man sich aufs äußerste, dem Joch des Pabstes sich wieder zu unterwerfen; und in einer der Hauptstadt noch näher liegenden Provinz, in Perugia, wollte man sich diesem Joche entziehen, und mit der cisalpinischen Republik vereinigen. Nie ward ein Land so vielen Plagen auf einmal zur Beute.

Es ist wahrscheinlich, daß blos die Rücksicht, die man auf Pius nahm, den gänzlichen Umsturz des Kirchenstaats noch auf kurze Zeit abhielt. Er war

ein

ein Greis von achtzig Jahren, den Kummer und Schwäche dem Tode nahe brachten. Aus Schonung gegen ihn unterließ man daher die Ausführung dessen, was schon lange Zeit beschlossen war, in der Erwartung, daß sein naher Tod, oder andere Umstände dieselbe doch bald genug herbeiführen würden. Der erste erfolgte nicht; Pius sollte seine Herrlichkeit ganz überleben. Schon während der Unterhandlungen zu Tolentino hatte er nach Neapel flüchten wollen; aber das Volk gerieth in Gährung, und die Reise mußte unterbleiben. Nachdem der Tractat geschlossen war, und die Bothschafter mit dem Friedensinstrument zurück kamen, war die Verwirrung noch größer. In den Rathsversammlungen war weder Muth noch Einheit; nirgend fand sich ein Kopf, der die Maaßregeln geleitet hätte, welche die Umstände heischten. Vor allem hatte der Schrecken den Pabst betroffen. Vereitelt sah er seine Hofnungen; unwiderbringlich verlohren drei seiner Provinzen, leer seine Geldkasten; seine Unterthanen misvergnügt; und schon durch die Anstrengungen, Geld zur Erfüllung des Waffenstillstandes aufzubringen, erschöpft. Und doch waren neue Anstrengungen zur Vollziehung des neuen Tractats nothwendig.

So vielfacher Gram untergrub die schwache Gesundheit des heiligen Vaters. Er ward im May des Jahres ein tausend sieben hundert und sieben und neunzig von einer so schweren Krankheit befallen, daß man schon an die Wahl seines Nachfolgers dachte. Seine Wiedergenesung, die man kaum erwartet hätte, täuschte viele Berechnungen und Hofnungen, und verdroß sogar das römische Volk, welches mehr als irgend ein anderes Veränderungen liebt. Das empfand der Herzog Braschi, der Neffe des Pabstes. Als er einst von seinem sich bessernden Oheim kam, ward

er mit Hohngeschrey überhäuft. Er wagte es nicht, in sein Haus zurück zu kehren, sondern nahm sogleich durch sein Herzogthum Nemi den Weg nach Terracina. Das war ein neues Zeichen eben der Gährung, die sich in mehreren Gegenden des Kirchenstaats und selbst in Rom zeigte, wo der Geldmangel die Unzufriedenheit aufs höchste trieb. Dieser Revolutionsdurst, welcher einen Theil des Volks quälte, äußerte sich auf verschiedene Weise. Mit rothen Buchstaben schrieb man die drohenden Worte an die Thür eben dieses Herzogs Braschi: „Ergebt euch, Tyrannen, Tod oder Freiheit!“ Dieses beunruhigende Oder enthielten mehrere Mauerschriften. Ziemlich öffentlich wurden patriotische Lieder gesungen, und laut sagte man auf den Gassen: „Wenn der Pabst nur erst todt ist, dann werden die Sachen eine andere Gestalt gewinnen!“ Alles ward angewandt, um einen Aufstand zu erregen, oder wenigstens den Leuten Furcht davor einzujagen. Auf einem Mauerzettel stund: „die Zeit ist da!“ auf einem andern: „Rom liegt in den letzten Zügen!“ Eine Französinn weissagte das nahe Ende des päbstlichen Reichs; der Himmel sey dessen überdrüßig, und sie würde Rom nicht eher verlassen, als bis sie diese Weissagung habe in Erfüllung gehen sehen. Zu jeder andern Zeit würden ihre Tollheiten nur Lachen oder Mitleid erregt haben; aber sie trafen mit viel schreckendern Symptomen zusammen, und machten daher einigen Eindruck.

Die Priester boten alles auf, den Sturm nach ihrer Weise zu stillen. Ihrer Rolle treu, bemühten sie sich, die schwachen Köpfe zu erhitzen, den Abscheu gegen die französischen Grundsätze bei ihnen zu nähren, und über die Unfälle der Kirche zu seufzen. Sie giengen von einer Kirche, von einer Gassenecke zur andern, um das Ende der Welt zu predigen, und

zu:

zur Bestätigung ihrer Weissagungen Wunder zu beschwören. Sie dachten wohl nicht, daß sie dem Ende ihrer Herrschaft — für sie freilich das Ende der Welt, so nahe wäre.

Die römische Regierung selbst blieb bei dem allen einige Zeit ein ziemlich gleichgültiger Zuschauer. Als aber das revolutionaire Unwesen immer zunahm, entfernte sie sich endlich von ihrem Plane der Unthätigkeit, und suchte die Ruhe wieder herzustellen. Zu dem Ende ließ sie die Besatzung Roms verändern und vermehren; die Engelsburg ließ sie mit Kriegs- und Mundvorrath versehen, als wenn sie eine förmliche Belagerung auszuhalten hätte; in verschiedene Stadtviertel verlegte sie Truppen, und verschiedene Personen, die ihr verdächtig schienen, wurden verhaftet. Zu gleicher Zeit worden Vorkehrungen getroffen, der drückenden Geldnoth zu steuren, die schon allein eine Revolution hätte erregen können. Pius hatte zum Grundsatz, Papiergeld und baares Geld sey einerley, und er pflegte zu sagen, seine Feder sey mehr als zweihundert Millionen werth. Das Resultat dieses Grundsatzes war, daß unter seinem Pontifikat die Nationalschulden um dreißig Millionen römische Skudi stiegen. Auch jetzt nahm er zu diesem verhaßten Mittel seine Zuflucht, und brachte das ohnehin schon so verschrieene Mittel in noch größern Mißcredit. Andere Hülfsquellen boten sich ihm in den Gütern der Geistlichkeit dar. Die Gewissenszweifel, welche diese geheiligten Güter in gewöhnlichen Zeiten verschonten, waren jetzt unzeitig. Alle Welt- und Klostergeistliche erhielten den Befehl, ein vollständiges Verzeichniß ihrer Güter vorzulegen, und binnen eines halben Jahres eine Anleihe bis zu dem sechsten Theil ihres Werthes, gegen drei Procent Zinsen herzugeben.

Dieses Edict gab dem Saamen der Unzufrieden-

heit

heit neue Nahrung. Laut beschuldigte die Geistlichkeit den Pabst einer Verletzung der Kirchensatzungen, der Bullen, und der von ihm selbst bei seiner Thronbesteigung geleisteten Eide. Er sey, sagte man, ausdrücklich deswegen nach Wien gereist, um den Kaiser von der Verwendung eines Theils der geistlichen Güter zu seinen Staatsbedürfnissen abzulenken; und nun ahme er selbst das Verfahren dieses philosophischen Fürsten nach. Kaum konnte der Pabst öffentlich erscheinen, ohne verhöhnt und ausgepfiffen zu werden. Mehrere Kardinäle wurden mit den bittersten Schmähungen verfolgt; am meisten aber verfolgte der öffentliche Haß den Kardinal-Nepoten. Sein mit Schimpfworten umkränzter Name fand sich auf allen Brandschriften, womit die Mauren von Rom tapezirt waren. Die Gährung grief unter allen Ständen und Altern um sich. Man entdeckte sagar eine Verschwörung unter den Schulknaben, die des Jochs ihrer Lehrer überdrüßig, und in die dreifarbige Kokarde verliebt waren. Die Keime einer Revolution entwickelten sich immer mehr, und man sah dem Ausbruch einer Feuersbrunst entgegen, sobald ein Funke auf diesen Haufen brennbarer Materialien fiele.

I.

Ausbruch der Revolution in Rom. Tod des Generals Duphot.

Kurze Zeit nach dem Frieden von Tolentino war ein bevollmächtigter Gesandter der französischen Republik in Rom angekommen; es war Joseph Bonaparte, der Bruder des Friedensstifters. Angstvoll wandten sich alle Blicke auf diesen neuen Repräsentanten Frankreichs; seine unbedeutendsten Handlungen, seine

gleich

gleichgültigsten Worte suchte jeder auszulegen. Die Andächtler meinten, ein französischer Republikaner könne nur ein Mann von zurückstossenden Formen seyn, der keine Achtung für die Sitten anderer Länder, und besonders keine Religion habe. Angenehm wurden sie überrascht, als sie ihn zuvorkommend und sehr urban fanden, und besonders, als sie ihn in die Messe gehen sahen. Einige Zeit nach ihm kam auch der durch seine Tapferkeit rühmlich bekannte französische General Duphot nach Rom, angeblich in der Absicht, die Frauenschwester des französischen Ambassadeurs zu heurathen, eigentlich aber wohl mit dem geheimen Auftrage, eine Revolution zu bewirken, wobei ihm der französische Ambassadeur selbst allen möglichen Vorschub leistete.

In Rom gab es viele Personen aus verschiedenen Klassen, die sich zu den Maximen der französischen Revolution bekannten; aber nicht alle verdienten wegen ihrer Aufführung Lob, und nur eine sehr geringe Anzahl derselben konnte wegen ihres Einflusses dem römischen Stuhl furchtbar scheinen. Das Mißvergnügen des Volks war zwar sichtbar genug, und es hatte dazu verschiedene Ursachen; die Theurung der Lebensmittel, das tägliche Sinken des Papiergeldes, mehrere Geldedicte, welche die dürftige Klasse drückten. Aber es hatte nicht den Anschein, daß diese Beschwerden sobald einen allgemeinen Aufstand zuwege bringen, und noch weniger, daß sie die Zerstörung einer alten Regierung, der das Volk aus mehreren Rücksichten ergeben war, bewirken würden. Die Franzosen selbst waren es, welche eine Revolution provocirten. Der Pallast des französischen Gesandten war der Zufluchtsort aller Leute, die sich nach einer Regierungsveränderung sehnten. Zu diesen gehörten vornehmlich die Toasteveraner, oder die Bewoh-

wohner des jenseits der Tiber liegenden Theils von Rom, in welchem sich der Pallast des Gesandten befand. Sie unterschieden sich, wie durch ihre Sitten, so auch durch Energie und Originalität merklich von den übrigen Römern, und erhoben sich unter diesen gegen jeden Druck immer zuerst; daher sie auch der päbstlichen Regierung von jeher am furchbarsten waren.

Die Revolutionssüchtigen gaben, auf den Beistand der Franzosen gestützt, ihre Gesinnungen immer deutlicher zu erkennen. Sie veranstalteten ein Freiheitsfest, an welchem, den französischen Gesandten ausgenommen, keine Person von Ansehen Theil nahm. Man gieng an diesem Freiheitsfeste so weit, daß man um Freiheitsbäume mit rothen Kappen tanzte, und durch falsche Patrouillen die ordentlichen Wachen irre zu machen suchte.

Am sechs und zwanzigsten December des Jahres ein tausend sieben hundert und sieben und neunzig gab die Gemahlinn des damaligen römischen Gesandten in Paris einen Ball, wozu auch Joseph Bonaparte eingeladen ward. Während des Festes kam ein Befehl an alle Officiere der römischen Bürgerwache, sich nach ihren Quartieren zu begeben, weil man in dieser Nacht eine Revolution befürchtete. Als nun Joseph Bonaparte alle diese Officiere der Bürgerwache weggehen sah, verließ auch er den Ball, und zwar in solcher Eile und Verwirrung, daß er nicht einmal seinen Wagen holen ließ, sondern nach seinem Pallast zurück gieng. Wirklich ward in dieser Nacht eine Revolution versucht, die aber mißlang. Die Verschwornen, durch Hindernisse noch mehr gereitzt, suchten ihre Kräfte zu verdoppeln, und ihre Plane auszuführen. Der acht und zwanzigste December, der Tag der unschuldigen Kinder, wurde zur Ausführung des Revolutionsplans bestimmt. Nicht lange vor dem

An-

Anbruche der Nacht versammelten sich verschiedene Leute vor dem Pallaste des französischen Gesandten. Ein Franzose theilte Geld und französische Kokarden unter sie aus; es ward getrunken, der Haufen vergrößerte sich immer mehr, und laut ward gerufen: es lebe die Republik! Die Rebellen glaubten sich innerhalb des gerichtlichen Sprengels des Gesandten so sicher, daß sie ihre Meinungen gar nicht mehr zurück hielten. Ganz laut erklärten sie die damalige Theurung der Lebensbedürfnisse für eine Folge der schlechten und eigennützigen Anordnungen der Regierung; in öffentlichen Reden suchten sie sogar aus verschiedenen Stellen der heiligen Schrift die Nothwendigkeit zu beweisen, der päbstlichen Staatsverwaltung ein Ende zu machen. Ein gewisser Abbate zeigte sich in der Erklärung solcher Stellen besonders geschäftig und gewandt. Man suchte dem Plan, mit dessen Ausführung man umgieng, einen religiösen Anstrich zu geben. In hinlänglicher Anzahl versammelt, überwältigten die Revolutionsmänner eines von den beiden Wachhäusern, die sich in der Nähe befanden, bemächtigten sich der Gewehre der in demselben versammelten Soldaten, und riefen unter tobendem Geschrei: es lebe die Republik!

Als der Kommandant der römischen Bürgerwache die Nachricht erhielt, daß in der Nähe des französischen Gesandschaftspallastes ein Tumult ausgebrochen sey, sandte er Patrouillen hin, um den Auflauf zu zerstreuen, und die Ruhe wieder herzustellen. Eine Abtheilung der päbstlichen Kavallerie setzte den Rebellen einen so nachdrücklichen Widerstand entgegen, daß sie zurück weichen mußten. Sie zogen sich nach dem Pallast des französischen Gesandten zurück. Hier glaubten sie sicher zu seyn, weil sie sich innerhalb der Gerichtsbarkeit des Gesandten befanden; allein sie wur-

den von den Soldaten auch hieher verfolgt; und es geschahen Schüsse unter die Flüchtenden, selbst unter den Eingängen des Pallastes. Mehrere wurden verwundet, einige getödtet. Bei dem großen Lärm und der Verwirrung, die nothwendig erfolgen mußten, eilten Joseph Bonaparte und mit ihm der General Duphot nebst dem Generaladjutanten Sherlock und noch einigen andern aus dem Zimmer, als wollten sie sich nach der Ursache der ihnen wohl bekannten Unordnung erkundigen. Sie fanden römische Soldaten zu Fuß und zu Pferd, die sich aber auf die Frage des Gesandten: wer ihnen erlaubt hätte in seinem Bezirk einzufallen? und auf die Weisung desselben sich sogleich zu entfernen, wirklich zurückzogen. Da indessen die zurückgedrängten Empörer wieder vordrangen, so gieng das Fuern von neuem an. Schon stand der General Duphot an der Spitze der Rebellen, und gieng, als die Patrouillen anrückten, der zuerst Ankommenden mit starken Schritten und gezogenem Säbel entgegen. Der Korporal der Patrouille, als er sich von dem französischen General angefallen sah, rief ihm zu: „Zurück, Herr General!“ Duphot drang demungeachtet auf ihn ein. Dreimal wiederholte der Korporal dieselben Worte: „Zurück, Herr General!“ Als er sich aber der Gefahr nahe sah, unter den Säbelhieben Duphots zu fallen, schoß er die Flinte, womit er bewafnet war, auf ihn ab. Duphot sank entseelt zu Boden, und nach seinem Leichnam wurden noch mehr als fünfzig Schüsse gethan. Der Minister und Sherlock entgiengen nur mit Mühe einem ähnlichen Schicksal.

Einige Officiers und Bedienten bemühten sich, des Leichnams des Getödteten habhaft zu werden. Es gelang ihnen, ohngeachtet des ungewissen, immer aufs Gerathewohl abgeschossenen Feuers der römischen Sol-

daten. Sie fanden den Körper des Generals, von mehreren Kugeln durchbohrt, mit Blut befleckt und mit Steinen beworfen. Der Tumult hielt noch eine Weile an. Aus den Fenstern des Gesandschaftspallastes schossen die Franzosen auf die Truppen des Pabstes; in der Straße schoss n die Patrioten auf sie.

Von dem Tode des Generals Duphot konnte nur in sehr uneigentlichem Sinne gesagt werden, er sey von den wüthenden römischen Soldaten gemordet worden: denn er hatte die unbesonnene Kühnheit, sich unter den Haufen der Rebellen zu mischen, gegen welche die römische Regierung Truppen schickte. Fechtend fiel er, so wie jeder andere dieser Rebellen hätte fallen können. Blos um einen starken Vorwand zu haben, eine Revolution in Rom bewirken zu können, ward so viel Lärm von seinem Tode gemacht. Der französische Gesandte schrieb noch in derselben Nacht an den Staatssecretair, Kardinal Doria, daß ihm die Würde seines Characters und die Sorge für seine eigene Sicherheit nicht erlaube, länger an einem Orte zu bleiben, wo die heiligsten Rechte der Menschheit verlezt würden, daß er daher unverzüglich Reisepässe verlange, um Rom verlassen zu können. Der Kardinal versuchte umsonst, ihn zurückzuhalten. Der Gesandte reiste am folgenden Morgen nach Florenz ab, und sandte von hier aus dem französischen Directorium einen Bericht über diese Vorfälle, der sichtbar darauf abzielte, die römische Regierung in das gehäßigste Licht zu stellen, und alle die Schritte zu rechtfertigen, die die französischen Gewalthaber zu thun entschlossen waren.

12.

Der General Berthier rückt in Rom ein und proklamirt die römische Republik.

In Rom herrschte nichts als Schrecken und Bestürzung, sobald die Kunde von der Rebellion, dem Tode des Generals Duphot und der Abreise des Gesandten ruchbar wurde. Offenbar trug nicht die römische Regierung die Schuld von den vorgefallenen Unruhen; das Ganze war eine eingeleitete Sache. Die Regierung von Rom hätte jedes Nachdenkens beraubt seyn müssen, wenn sie zu einer Zeit, wo ihre ganze schwankende Existenz einzig von dem Willen der Franzosen abhieng, diese so gewaltsam gegen sich hätte reitzen wollen, ohne auch nur den geringsten Vortheil aus dem ganzen Vorgange für sich absehen zu können. Wenn aber der heilige Stuhl auch noch größere Vorsicht gebraucht hätte, so würde er dem über ihn einbrechenden Gewitter doch nicht haben entgehen können.

Als das Unglück geschehen war, wurden alle Mittel angewendet, die Franzosen zu versöhnen. Der Staatssecretair sandte eine Depesche an den römischen Gesandten in Paris, in welcher er im Namen des heiligen Vaters und in seinem eigenen einen Vorfall beklagte, der von ihnen unmöglich weder hätte vorausgesehen noch verhütet werden können. „Bitten Sie, schrieb er dem Gesandten, das Directorium, nach Willkühr jede Genugthuung zu fordern. Sie fodern und sie erhalten wird eins seyn; denn, weder Se. Heiligkeit, noch ich, noch der römische Hof, werden eher ruhig seyn, als bis wir wissen, daß das Directorium befriediget sey.“ Zu gleicher Zeit sandte die päbstliche Regierung nach allen Seiten Eilbo-

 ten

ten ab, und suchte die Höfe von Florenz, Neapel und Wien für sich zu interessiren. Argwöhnischer als jemals, vermehrte sie ihre Verhafte; um den Himmel zu versöhnen, ließ sie die Theater verschließen, verordnete ein Jubiläum, Gebete, Predigten.

Es war vorauszusehen, daß Frankreich jede angebotene Genugthuung ausschlagen, und keine Vermittlung annehmen würde. Man hatte beschlossen, Rache zu nehmen, und das Project, Rom zu republikanisiren, sollte nun ausgeführt werden. Dem zu Folge erhielt der General Berthier den Befehl, gegen Rom anzurücken, und die französische Republik zu rächen. Nach seiner Ankunft zu Ancona, am fünf und zwanzigsten Januar des Jahres ein tausend sieben hundert und acht und neunzig, ließ er sogleich mehrere Kolonnen französischer und cisalpinischer Truppen vorrücken. Der Schnee auf den Appeninen verzögerte etwas seinen Marsch, dann aber näherte er sich Rom so ungehindert, als wäre er durch die Departementer der französischen Republik gezogen. Der Pabst, welcher sich in einem Zustande der Ermattung befand, der an Wahnsinn grenzte, glaubte in der Noth, die den Kirchenstaat bedrohte, blos auf den göttlichen Beistand rechnen zu müssen. Diesen wollte man sich durch eine feierliche Procession, bei welcher drei der heiligsten Reliquien der Kirche der öffentlichen Verehrung ausgesezt wurden, verschaffen. Dennoch wußte man von dem Enthusiasmus, den diese Procession unter den Römern hervorbrachte, zur Vertheidigung der Hauptstadt keinen Gebrauch zu machen, und der Pabst schränkte sich bei der Annäherung der französischen Armee, blos auf eine rührende Proklamation ein. Als die Franzosen sich der Stadt näherten, wollte er, einer Regierung müde, die ihm nur die bittersten Früchte brachte, sie niederlegen, und es so

ein=

einrichten, daß der römische Adel, unter dem Vorsitz des Senators, Fürsten Rezzonico, Rom regieren sollte. Viele Kardinäle waren der Meinung des Pabstes, allein der Kardinal Antonelli, der großen Einfluß auf den heiligen Vater hatte, widersetzte sich ihr mit theologischen Gründen, und siegte. Diejenigen Kardinäle, denen noch etwas Muth übrig blieb, hielten oft Kongregationen, und rathschlagten, ob man fliehen, oder ob man den Feind erwarten müsse. Sie bemühten sich noch, die Zügel zu halten, die ihren kraftlosen Händen mit jedem Augenblick entwischen wollten. Sie sandten Komissaire in die Gegenden um Rom, und nach der angrenzenden Küste, wo man sich über den Mangel und die Schlechtigkeit der Lebensmittel beklagte. Eine Deputation, die an Berthier wegen eines Vergleiches abgeschickt wurde, erhielt keinen Zutritt.

Je näher die Franzosen kamen, desto lebhafter war der Kampf zwischen den Künsten des Aberglaubens und den Anstrengungen der Patrioten. Während alle Gassen von Processionen wimmelten, wurden die Mauern mit satyrischen Anschlagzetteln tappezirt. Während die Marienbilder durch Trauer auf das an sie gerichtete Flehen antworteten, wurden unter dem Volk Bildnisse des Generals Bonaparte, mit der Unterschrift: „Sehet da, das wahre Bild des Heilandes der Welt!“ vertheilt: Hier sah man Priester, die gegen den Kaiser wütheten und schrieen, er habe sie getäuscht; dort Mitglieder der alten Regierung, entschlossen über den Ort, wohin sie der Strafe entfliehen könnten, sich in Rom selbst verstecken. Bischöfe, die sich in den Provinzen des Kirchenstaats nicht sicher glaubten, und in die Hauptstadt flohen. Ein großer Theil des Volks war ruhig, und erwartete schweigend sein Schikfal. In ei-

nigen

nigen Stadtvierteln äußerte sich die Mißmuth öfter als sonst, durch Messerstiche. Der Pabst selbst jammerte zuweilen laut; öfter war er standhaft in sich gekehrt, und setzte durch seine scheinbare Heiterkeit in Erstaunen.

Berthier ließ sich in Rom durch eine Proklamation ankündigen, welche einige erschreckte, andern Muth einsprach. „Ein französisches Heer, sagte er, rückt jetzt auf Rom an. Ich erkläre hiemit, sein einziger Zweck ist, die Mörder zu züchtigen, die den braven Duphot getödtet, ihre Hände in das Blut des unglücklichen Basseville getaucht, und dem Gesandten der französischen Republik die ihm gebührende Achtung zu erzeigen vergessen haben. Das römische Volk, das an diesen Greueln keinen Theil hat, wird in dem französischen Heer Beschützer und Freunde finden.“ Sobald er zu alle Storta, der letzten Station vor Rom, mit einer Armee angekommen war, ließ er dem Pabst andeuten, er habe den französischen Truppen unverzüglich die Engelsburg zu übergeben. Der Staatssecretair gab sogleich Befehl, die päbstlichen Truppen sollten das Kastell räumen, und die Franzosen erhielten den Besitz desselben. Verschiedene französische Truppenabtheilungen zogen in die Stadt ein, und besetzten die vornehmsten Höhen derselben. Um sich der Römer desto mehr zu versichern, wurden mehrere der angesehensten Personen als Geiseln ausgehoben, und aufs strengste bewacht, und erst nachdem die Revolution vollendet war, erhielt jeder für viertausend Piaster seine Freiheit wieder. Die in der Engelsburg verhafteten Verbrecher, vornehmlich aber Diejenigen, welche wegen politischer Meinungen verhaftet waren, wurden entlassen; der Pabst und die anwesenden Kardinäle hingegen wurden als Gefangene der französischen Armee betrachtet.

Acht

Acht Tage lang verweilte der General Berthier vor der Stadt auf Monte Mario, weil er sich nicht stark genug hielt, um in Rom einzuziehen. Um die Schwäche seines Heeres, das sich nur auf achttausend Mann belief, zu verbergen, ließ er die Nacht hindurch in einer ausgedehnten Linie so viele Wachfeuer machen, daß man glauben konnte, er sey wenigstens zwanzig tausend Mann stark. Die Franzosen, die in Rom eingezogen waren, gaben sich inzwischen alle Mühe, eine Revolution zu bewirken. Verschiedene angestrengte Versuche würden gemacht, die aber zweimal mißglückten; das erstemal auf dem spanischen Platze, und dann auf dem Kapitol. Während die Franzosen das Volk heimlich aufwiegelten, nahmen sie öffentlich die Miene an, als ob sie sich den Versuchen einiger römischer Tollköpfe und einiger erkaufter Söldner widersetzten. Endlich sah man den Freiheitsbaum im Triumph über Campo Vaccino tragen, und er ward auf dem Kapitol von wenigen Patrioten gepflanzt. Die, welche diesen armseligen Triumph anführten, und tanzend und jubelnd vor dem Baume hergiengen, waren — zwei Mönche!

Am folgenden Tage ließ der französische General Cervoni die ganze Nationalgarde auf dem Platz Kolonna ausrücken, und proklamirte in ihrer Gegenwart, und vor einem großen Haufen zusammen gelaufenen Volks, die römische Republik. Dann begab er sich zum Pabst, und kündigte ihm an, daß die alte Regierung nicht mehr existire, und Rom sich zu einer Republik erhoben habe; der heilige Vater fragte: „Ist das Volk zufrieden?“ — Ja! erwiederte Cervoni. — „Nun dann, sagte der Pabst, so bin ich es auch.“

Endlich hielt Berthier, fünf Wochen nach Duphots Tode, seinen feierlichen Einzug in Rom. Unter einer kriegerischen Musik, mit allen Grenadie-

ren seiner Armee voran, von seinem Generalstab und hundert Reutern von jedem Kavallerie = Regiment begleitet, zog er gerades Weges auf das Kapitol, durch eine unermeßliche Menge von Menschen, unter denen es indessen weit mehr Neugierige als eigentliche Freiheitsfreunde gab. Als Berthier auf dem Kapitol angekommen war, hielt er an das versammelte Volk, umgeben von seinen Soldaten, folgende kurze Rede: „Kato, Pompejus, Brutus, Cicero, Hortensius, — ehrwürdige Manen! empfangt die Huldigung der freien Franzosen, hier auf dem Kapitol, wo ihr des Volkes Rechte so oft vertheidigtet, die Republik Rom verherrlichtet Diese Kinder der alten Gallier betreten, den Oehlzweig des Friedens in der Hand, diese erhabene Stätte, um die Altäre der Freiheit, welche der erste Brutus errichtete, wieder herzustellen. Und du, römisches Volk, das du deine wohlerworbenen Rechte wieder errungen hast, erinnere dich an das Blut, das in deinen Adern fließt; blicke umher auf die dich umgebenden Denkmale des Ruhms; erwirb dir wieder deine alte Größe und die Tugenden deiner Väter.“

Nach französischen Berichten erschütterte dieses neue Schauspiel gleich einem electrischen Schlag alle Seelen, und alles Volk rief voll Enthusiasmus: „es lebe die Republik!“ Glaubwürdige Zeugen wissen aber von dem allem nichts, und versichern, das Volk habe über den französischen Einzug so wenig Freude bezeugt, daß man, um die Menge der Zuschauer zu vermehren, die Travestaner habe herbei holen müssen. Die Haltung des General Berthiers selbst war bei dieser Gelegenheit sichtlich schwankend; das Papier, von welchem er die hochtönende Rede ablas, zitterte in seiner Hand; seine Todtenbläße gab deutlich genug zu erkennen, daß er die dem römischen Volke gegebenen republikanischen Verheissungen selbst nicht

glaub:

glaubte. Als er schwieg, erhob nicht das ganze Volk von Rom, sondern nur der um ihn her stehende kleine Haufe, in Summa drei und sechzig Menschen, das erzwungene Geschrei: „es lebe die Republik Rom!“ Die übrige zahlreiche Menge von Zuhörern äußerte entweder Mißbilligung oder Gleichgültigkeit über die vorgebliche Wiedergeburt ihres Staats. Als Berthier vom Kapitol seinen Rückzug durch die Stadt nahm, hörte er wohl ein Zujauchzen; doch kam dieses nur aus dem Munde der nur wenigen Patrioten, welche zusammen gelaufen waren, um Freiheitsbäume zu pflanzen.

Am drei und zwanzigsten Februar wurde den Manen des Generals Duphot ein Trauerfest gefeiert. Ihm ward in der Mitte des Platzes der Peterskirche ein Grabmal errichtet, umpflanzt von Cypressen, von Trauerfackeln beleuchtet, mit lateinischen Inschriften, die seine kriegerischen Thaten, seine Aufopferung und sein trauriges Ende verkündigten. Die Urne mit seiner Asche ward auf eine vor dem Kapitol errichtete Säule gestellt. Während die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses Schauspiel gerichtet war, beraubte man die Kirchen ihrer heiligen Gefässe und ihres ganzen Geräthes. Einige Tage hernach reisete Berthier von Rom ab, um dem General Bonaparte nach Egypten zu folgen. Seine Stelle übernahm der General Massena.

13.

Trauriges Schicksal der Kardinäle und päbstlichen Nepoten. Raub- und Plünderungssucht der Franzosen.

Von dem Tage an, da General Berthier in Rom seinen Einzug hielt, konnte die alte Regierung die

die Epoche ihres Unterganges rechnen. Einige Tage rührte sie sich noch in den Armen des Todes. Diejenigen Kardinäle, welche der Schrecken nicht schon in die Flucht getrieben hatte, versammelten sich in ein Kapitel, und schienen die Autorität des Pabstes noch aufrecht halten zu wollen. Einige vornehme Römer wurden an den General Berthier abgesandt; sie hofften ihn zu entwaffnen, und mit ihm zu kapituliren. Pius, oder vielmehr diejenigen, die in seinem Namen handelten, hatten sich geschmeichelt, mit einigen Millionen an Kontribution, und mit dem Opfer von zwei Provinzen, welche von dem Revolutionsschwindel schon angefallen waren, könnte der heilige Stuhl sich noch retten. Die Festigkeit des Generals Berthier zerstreute aber diese Täuschung; er weigerte sich, die Deputirten einer Regierung, die schon nicht mehr existirte, vorzulassen. Er werde, sagte er, nur Deputationen, die das römische Volk ihm sende, annehmen.

Die Kardinäle konnten sich's nun nicht länger verbergen, daß ihre letzte Stunde gekommen sey. Der wirkliche Oberherr in Rom war die französische Armee, die keine Theilung der Autorität gestattete. Niedergeworfen, entwafnet, ohne Stütze und ohne Freund, mußten sich die Kardinäle auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Ruhm, das Ansehen, die Macht, der Glanz, womit sie das Volk blendeten, und selbst davon verblendet waren, alles ist verschwunden. Die Revolution entzog ihnen nicht nur ihre weltliche Macht, sondern sie wurden auch besonders aufgefodert, bei einer deswegen veranstalteten Messe, dem Höchsten für die republikanische Verfassung, die sie ihres Ansehens und ihrer Besitzungen beraubte, ihren Dank darzubringen. Pius verbarg sich während dieser Krisis vor jedermann; er blieb

im

im Vatikan von einigen linkischen und unbekannten Rathgebern umgeben. Man verlangte von ihm eine Verzichtleistung auf seine weltliche Macht. Nur nach lebhaftem Zureden verstand er sich endlich zu derselben. „Wir übergeben, schrieb er, unsere Gewalt höheren Befehlen.“ Sein Pallast wurde in eine Kaserne verwandelt; nach weniger als einer Woche sah er sich in sein Zimmer eingesperrt, und konnte nicht verhindern, daß sein ganzes Eigenthum unter das Siegel der französischen Republik genommen wurde. Am zwanzigsten Februar mußte er unter französischer Eskorte als Gefangener Rom verlassen, und seinen Aufenthalt in einem Dominikanerkloster zu Siena nehmen. Nach seiner Abreise wurde von allen Sachen, die sich in den Zimmern seines Pallastes fanden, ein genaues Verzeichniß niedergeschrieben. Der französischen Armee war eine Gesellschaft von Aufkäufern gefolgt; Kaufleute aus Marseille und Lyon, die für die Unterhaltung des Heeres, mit welchem Bonaparte seine Feldzüge in Italien begann, ein ansehnliches Kapital zusammengeschossen, aber sich auch dabei ausdrücklich ausbedungen hatten, unter der Beute, nach einer von ihnen selbst gemachten billigen Schätzung, eine Auswahl zu treffen. Diese Aufkäufergesellschaft machte jetzt von ihrem Rechte Gebrauch; das, was ihr nicht anstand, überließ man den Juden von Gaeta. Der Preis, der gegeben werden sollte, war gemeiniglich schon vorher verabredet. Der Vatikan wurde nun ganz ausgeleert; sogar die Mauern und Wände blieben nicht undurchsucht. Eben so verfuhr man mit andern Pallästen.

In einer feierlichen Proklamation war den Kirchen und dem Gottesdienst, den Personen und den Sachen Schutz und Sicherheit verbürgt worden. Allein bald sahen die angesehensten und reichsten Männer

ner in Rom, und besonders die Kardinäle, daß dieß nur leere Worte waren. Plünderung, Raubsucht und Mißhandlung kamen an die Tagesordnung. Die Franzosen drängten sich in die Häuser aller bei der Regierung angestellten Personen, ließen sich Geschenke geben, und drückten das Siegel auf alles, was sie der Konfiskation werth hielten. Die Würde, und selbst die Gegenwart der Kardinäle in Rom, wurde für unverträglich mit der neuen Ordnung der Dinge geachtet. Sobald die Revolution zu Stande gebracht war, wurden die allermeisten von ihnen in das Konvertitenkloster, wo auch die öffentlichen Mädchen hingesetzt wurden, eingesperrt. Durch blinden Haß wurden sie ohne Ausnahme in eine Aechtung verwickelt, die jeden rechtlichen Mann empören mußte. Mit einer Grausamkeit, vor welcher die rohesten Barbaren erröthen würden, wüthete man gegen das ehrwürdige Alter, und gegen manchen edeln, um die Wissenschaften verdienten Mann.

Die schmutzigste Habsucht führte den Vorsitz in dem tumultuarischen Verfahren gegen die Kardinäle. Ihr wirklicher oder bei ihnen geglaubter Reichthum war das höchste Verbrechen, wofür man sie wollte büssen lassen, und wenn z. B. der Kardinal Gerdil verschont ward, so geschah es nur, weil seine einfache und stille Lebensart im Schooß fast einer gänzlichen Dürftigkeit, jedem bewies, er sey außer Stand, sein Lösegeld zu bezahlen. Die meisten von den im Konvertitenkloster eingesperrten Kardinälen, wurden bald darauf nach Civitavecchia gebracht. Schon sprach man von ihrer Deportation nach irgend einer entfernten Insel; aber sie erfuhren bald das Mittel, um Gnade zu erhalten. Diese Verfolgungen, worauf sie unvorbereitet waren, ertrugen einige wenige mit vieler Standhaftigkeit; alle übrigen fühlten sich schon

glück-

glücklich genug, mit großen Aufopferungen ihre Freiheit zu erkaufen. Mehrere leisteten auf den ihnen vorher so beneideten und nun so gefährlich gewordenen römischen Purpur Verzicht; andere baten, als um eine Gnade, daß man ihnen in den zur Abreise aus dem Kirchenstaate bewilligten Pässen, den Titel Bürger geben möchte. Nachdem sie fast alle beschimpft, eingekerkert, geplündert waren, eilten sie weit von Rom irgend einem Zufluchtsorte zu, wo für sie Ruhe, das einzige Gut, nach welchem sie künftig trachteten, zu finden war. Einige flüchteten nach Florenz, andere nach Mailand, Bologna, Neapel und in den venetianischen Staat.

Die lebhafteste Theilname in dem ganzen kultivirten Europa erregte das Schicksal des Kardinals Borgia. Er war eine Hauptzierde der neuesten italiänischen Literatur, der achtungswürdigste und gelehrteste Kardinal der römischen Kirche, ein durchaus offener, sanfter, humaner, oft jovialischer Mann, der fremde Gelehrte ohne Unterschied der Konfession auf die freundschaftlichste Art behandelte, so daß er selbst als Prälat und Kardinal sie in ihren Wohnungen besuchte, und ein besonderes Vergnügen darinn fand, diejenigen, die einzelne Theile seines vortrefflichen Museums zu Velletri, das sein Stolz und seine Freude war, dem größern Publikum näher bekannt zu machen wünschten, bei ihren Arbeiten aufs eifrigste unterstützte. Auch war er selbst thätig als Schriftsteller; mehrere vortreffliche Werke über kirchliche Alterthümer zeugen von seiner großen und gründlichen Gelehrsamkeit. Ein so edler, von allen Seiten so ausgezeichneter Mann, hätte verdient, von den Franzosen, als sie nach Rom kamen, auf eine andere Weise behandelt zu werden, als er behandelt ward. Allein durch seine Offenheit hatte er sich dem Pabst eben so

sehr

sehr als die französische Parthey abgeneigt gemacht; jenen durch seinen Widerspruch gegen die Vorschläge zu gewaltsamen Maaßregeln in den französischen Angelegenheiten, diese durch seine Aeußerungen über den Mißbrauch ihrer Gewalt. Als daher die Aechtung über die Kardinäle ausgesprochen wurde, ward auch Borgia ergriffen und ins Gefängniß geworfen; als ein Galeerensklave ward er nach Civitavecchia geschickt, auf ein Boot gesetzt und exilirt. Ein so schändliches Verbrechen, dessen sich die rohesten Horden geschämt haben würden, durften die militairischen Agenten der kultivirten französischen Regierung ungestraft begehen. Das war der Lohn des vieljährigen Eifers, dieses edlen Mannes für die Kultur der Wissenschaften und Künste, seiner Achtung und der Gerechtigkeit für literarisches Verdienst aller Nationen, der liberalsten Gastfreiheit gegen Fremde, und besonders gegen Gelehrte. Für den geplünderten, eingekerkerten, auf die Galeeren geschickten, exilirten Borgia, verwandte sich eine Gesellschaft französischer Gelehrten, um, wenn nicht die ihm gebührende öffentliche Genugthuung des Directoriums, ihm doch wenigstens einen Schadenersatz, einen kärglichen Gehalt zu verschaffen. Diese Vorstellungen fanden kein Gehör; nur Dännemark gab ihm eine Pension von neun hundert Thalern, die ihn vor dem äußersten Mangel schützte. Er starb am drei und zwanzigsten November des Jahres ein tausend acht hundert und vier zu Lyon, auf der Reise zur französischen Kaiserkrönung, in seinem drei und siebenzigsten Jahre.

In der allgemeinen Umwälzung und Plünderungssucht, die nunmehr in Rom auf die empörendste Art herrschend war, erfuhren auch die beiden Neffen des Pabsts, der Kardinal Braschi und der Herzog von Remi, den traurigsten Glückswechsel. Diese bei-

beiden Brüder, die aus dem Innern ihrer Provinz kaum mit vier bis fünfhundert römischen Thalern nach Rom gekommen waren, dankten der Schwäche ihres Oheims in kurzem die angesehensten Ehrenstellen und ein unermeßliches Vermögen. Der Kardinal Braschi war Gouverneur von Rom, päbstlicher Schatzmeister, Auditor der Kammer, Präsident von Urbino und bekleidete die vornehmsten Nunciaturen; der Herzog von Nemi war den vornehmsten römischen Familien an Reichthum gleich, und mißbrauchte die Schwäche seines Oheims, um von allen Händen und mit der empörendsten Geldgierde Geschenke annehmen zu dürfen. Jetzt giengen beide an einem einzigen Tage vom Ueberfluß zur Armuth über. Das Hauptvermögen des Kardinals Braschi, der weniger habsüchtig wie sein Bruder war, bestand in den reichen Pfründen, womit sein Oheim ihn überladen hatte. Seine Proscription eröffnete nun diese Pfründen, und er mußte das schmale Einkommen eines Landpfarrers beneiden. Das Mobiliarvermögen seines Bruders, des Herzogs von Nemi, war unermeßlich; sein Aufwand aller Art gleich dem eines kleinen Regenten; von Güterbesitzungen allein hatte er vierzig tausend römische Thaler Einkünfte. Einige Tage nach der Revolution in Rom blieb ihm von dem allem nichts, als die Ordensbänder und die Kreuze, womit er sich von mehreren europäischen Regenten hatte behängen lassen; er war glücklich genug, gegen die Verfolgungen, wodurch man ihn seine Habsucht und den von seinem Einfluß gemachten empörenden Mißbrauch büßen ließ, in Toskana auf kurze Zeit eine Freistätte zu finden. Seine Gemählde, Kupferstiche, Antiken, alle Schätze seines Museums, seine kostbaren Hausgeräthe, alles, was er Glänzendes besaß, ward konfiscirt und verkauft. Seine Güter, vornehmlich die, welche er in

den pontinischen Sümpfen an sich gebracht hatte, wurden als erobertes Land behandelt, und zum Gewinn der eroberten Armee versteigert.

Andere große römische Familien, die nicht zum geistlichen Stande gehörten, ergaben sich ziemlich gelassen der Katastrophe, welche ihnen der Rang unter dem großen Haufen der Bürger anwies. Vor der Hand blieben wenigstens ihre Güter unangetastet, wiewohl die Kosten des Krieges und der neuen Administration schwer auf ihnen lasteten. Ihre Erziehung, ihr weichliches, im Schoose des Ueberflusses, entfernt von Gefahren und Unruhe geführtes Leben hatte sie nicht die Energie gelehrt, welche sie furchtbar und der Verfolgung würdig machen konnte. Mit demüthiger Offenherzigkeit sagten mehrere, als die Franzosen kamen: „Wir sind es gewohnt, zu gehorchen; wem? gilt uns sehr gleich, wenn man uns nur unsere Güter und das Leben läßt.“

14.

Neue Unruhen unter dem Militair und den Einwohnern. Organisation der römischen Republik. Letzte Schicksale des Pabstes.

In dem Gewirre revolutionairer Gährungen, der Raub- und Plünderungssucht, der Ungerechtigkeit und Mißhandlung, denen der Kirchenstaat preisgegeben war, sah man täglich neue Auftritte. Die alte Regierung war aufgelöst, eine neue sollte erst organisirt werden. Ehe dieser Zeitpunkt erschien, herrschte ein furchtbarer Kampf zwischen den Patrioten und den Revolutionssüchtigen, und die französischen Soldaten vermehrten die Unruhen durch laute Aeußerungen ihrer Unzufriedenheit.

So:

Sobald Berthier abgereist war und Massena das Oberkommando übernommen hatte, vereinigten sich die Officiere der französischen Armee in Rom, die beinahe seit sechs Monaten keinen Sold bekommen hatten, den Schatz von Kostbarkeiten, den man in Rom gesammelt hatte, nicht eher fortschaffen zu lassen, als bis sie befriediget worden wären. In der Erklärung, die sie deswegen ausstellten, mißbilligten sie die Plünderung der Kirchen und Palläste so sehr, daß sie sogar auf die Rückgabe drangen. Ihre edlen Entschließungen blieben jedoch ohne Wirkung. Die Officiere wollten aber auch den Massena nicht für ihren Obergeneral anerkennen, und dieser fand es, nach einer sehr ernsthaften Unterredung mit ihnen, für rathsam, sich von Rom zu entfernen. Zur Strafe für die zu laut geäußerte Unzufriedenheit der Officiere wurden zwar alle Brigadechefs verhaftet; es entstand jedoch darüber von neuem eine so lebhafte Gährung, daß der General Dallemagne, so sehr er auch eine Rede zur Subordination und zum blinden Gehorsam auffoderte, die verhafteten Officiere doch wieder frei geben mußte. Nicht lange hernach wurden die französischen Truppen zu Civitavecchia eingeschifft, um sich an die egyptische Armee anzuschließen; an ihre Stelle kam die polnische Legion.

Durch die unter der französischen Armee herrschende Gährung wurden einige Feinde der Revolution, die sich unter den Trasteveranern befanden, auf den Gedanken gebracht, sie zur Ausführung einer Gegenrevolution zu benutzen. Sie bemächtigten sich einiger Wachhäuser, so wie der Brücke, und brauchten die erbeuteten Gewehre, um auf die Franzosen zu schießen. In ihrer Mitte befand sich ein Mönch, mit einem Crucifix in der Hand, zu Pferde sitzend, der die Insurgenten auffoderte, die Ehre Jesu Christi und der

Jungfrau Maria gegen die Unternehmungen der Ungläubigen zu vertheidigen. Aber das französische Militair jagte diese Feinde der französischen Freiheit bald aus einander. Zu Velletri und an andern Orten des päbstlichen Gebiets, wo französische Soldaten ermordet worden waren, wurde an den Einwohnern unbarmherzige Rache ausgeübt. Die Geistlichen hatten ganz besonders Ursache, der Einführung der republikanischen Verfassung entgegen zu arbeiten. Man schritt bald hernach zur Aufhebung der Klöster; man ließ sogar das Collegium de propaganda fide eingehen, und schaffte sowohl die Druckerey, als die bei derselben angestellten Personen nach Frankreich, um sich ihrer bei der egyptischen Expedition zu bedienen.

Die Franzosen bildeten aus Rom eine seltsame Republik, die unmöglich zu einer achtbaren Konsistenz jemals gelangen konnte. Im Grunde erhielt sie auch die französische Konstitution, nur mit römischen Namen; für die vollziehende Macht fünf Konsuln, für die gesetzgebende ein Tribunal von zwei und siebenzig und ein Senat von zwei und dreissig Mitgliedern. Das ganze Gebiet wurde in acht Departements getheilt, und in jedem eine eigene Central- und Municipaladministration errichtet; für die höchste Justiz wurde das Tribunal der Oberprätur, für die Finanzen drei Quästoren angeordnet u. s. w. Bei der Nationalgarde, die man nach der französischen einrichtete, mußten Prinzen und Adeliche, unter Offizieren von gemeinem Stande, als Gemeine dienen, oder den Dienst sehr theuer abkaufen.

Am zwanzigsten May wurde ein Föderationsfest gefeiert, und am folgenden Tage die Konstitution der römischen Republik feierlich bekannt gemacht. Das Volk bezeugte dabei wenig Freude, aber der Jacobinerklubb, der nun auch errichtet wurde, bewies sich sehr thä-

thätig. Der feurige Charakter der Römer äußerte sich in diesem Klubb durch eine sehr freimüthige Sprache, welche selbst der Konsuln nicht schonte, aber auch durch eine so leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Republik, daß sie wohl gar ihre Eltern, als Feinde derselben, angaben. Jetzt wurden auch alle fremde Welt- und Klostergeistliche entfernt; die Einheimischen machte man für das Betragen ihrer Nachbarn verantwortlich. Die bisherige Abbée-Kleidung verwandelte sich in einen schwarzen Rock, mit Kragen und Aufschlägen von Scharlach. Auf dem Kopfe paradirte ein großer militärischer Hut, mit einer Nationalkokarde. An die Stelle der runden steifen Locken trat ein ansehnlicher Zopf. Diejenigen, die sich besonders empfehlen wollten, erschienen mit Titusköpfen, mit Freiheitsmützen, mit einem stattlichen Oberlippen- und Backenbarte, mit einem großen Säbel an der Seite. Die Damen schmückten sich mit Federn von den Nationalfarben, und sie ließen ihren schönen Körperbau durch ein fleischfarbenes Gewand durchschimmern.

So sehr diese republikanischen Neuerungen der feurigen Einbildungskraft mancher römischen Herren und Damen zusagen mochten, sobald überzeugte sich doch der kaltblütigere und überlegsamere Theil der Römer, daß die jetzige Verfassung ihnen die erwünschte Glückseligkeit nicht gewähren konnte. So außerordentlich reichlich die Hülfsquellen flossen, die man, dem Revolutionsherkommen gemäß, eröffnete, so wenig reichten sie doch zur Bestreitung der Ausgaben der neuen Republik hin. Den besten Theil hatte sich die große Republik zugeeignet; diese schickte auch der Tochterrepublik manche Regimenter zu, die besoldet und neu gekleidet werden mußten. Das Uebrige wurde durch den Aufwand der Konsuln, welche die Pracht souverainer Fürsten nachahmten, verschlun-

 gen.

gen. Die redlichen und edeldenkenden Männer empfanden darüber einen so innigen Verdruß, daß sie ihre Stellen niederlegten.

Obgleich mit schaamloser Frechheit alle Mittel angewendet wurden, Geld zu erpressen, so wollten doch weder Steuren noch Requisitionen, weder Konfiskationen noch Kontributionen hinreichen, die Uebermuth und Habsucht zu befriedigen. Die Konfiskation wurde auf das Eigenthum aller geflüchteten Edelleute ausgedehnt, und mancher rechtschaffene Mann, der an der Revolution keinen Antheil genommen hatte, zitterte für sein Vermögen. Die Habgier richtete ihre Blicke besonders auch auf jene unsterblichen Kunstwerke, welche die Bewunderung der Kenner, und der höchste Schmuck Roms und seiner Umgebungen sind. Unter andern wurde die wegen ihrer Kunstschätze so berühmte Villa Albani geplündert; Statuen, Büsten, Säulen und andere Kunstwerke wurden aus ihrer Stelle gerissen, und entweder nach Paris geschafft, oder den Agenten des Directoriums, die zu ihrer völligen Zerstörung den Auftrag hatten, überlassen. Diese vandalischen Gesinnungen bleiben ein ewiges Denkmal seiner Schande. Ausserdem wurden, von dem vollen Werthe alles Eigenthums der Privatleute, drei Procent erzwungen; selbst die fremden Künstler wurden nicht geschont; sie mußten sich entweder ihre Arbeiten, unter dem Vorwande, daß sie für die Engländer bestimmt wären, wegnehmen lassen, oder sie mit ansehnlichen Geldsummen loskaufen. Als es dieser Erpressungen ungeachtet, an Geld fehlte, ließ man die Krämer ihre Kontributionen in Waaren entrichten, die man auswärts verkaufte. Den Ballast der Schiffe, die man mit den in Rom weggenomenen Schätzen belud, ergänzte man durch eine große Menge Kupfermünze, die der Schatzmeister der

neuen

neuen Republik herbeischaffen mußte. So verschwand allmählich fast alles baare Geld. Nun muthete man den Einwohnern zu, auch ihr Kupfergeräthe herzugeben; nun schmolz man bronzene Säulen ein, und um den Mangel an baarem Gelde zu ersetzen, schuf man Papiergeld. Dieses verlor selbst gegen Kupfermünze, die einzige noch übrige, zwanzig bis dreissig Procent; in weniger als einem Monat fiel es bis auf den fünften Theil des Werthes herab.

Als alle Hülfsmittel der neuen Republik endlich erschöpft waren, erklärte die französische Regierung, daß die Freiheit für die Sicherheit der römischen Republik gefährlich wäre, daß die konstituirten Autoritäten zur Besorgung der Staatsangelegenheiten unfähig wären, und daß die Kriegsgewalt herrschend gemacht werden müßte. Die Konsuln legten nun ihre Stellen nieder, die Senatoren kehrten zu ihren Familien, die Tribunen zu den Haufen der Bürger zurück. Hierauf erpreßte man mit militärischer Strenge enorme Kontributionen, die manchmal die Hälfte, zwei Drittheil, oder gar das Ganze des Gewerbseinkommens betrugen.

Während die römische Republik der französischen Raub- und Plünderungssucht preis gegeben war, und durch Anarchie gänzlich zerrüttet wurde, mußte auch der unglückliche Pius den Kelch der Trübsale ganz austrinken. Er war am zwei und zwanzigsten Februar unter französischer Eskorte zu Siena angekommen, von allem entblößt, arm und hilflos. In der Ruhe des Landlebens, nahe bei dieser Stadt, suchte er die Unglüksfälle zu vergessen, die seinen Himmel, der in diesen Jahren heiter seyn sollte, so traurig getrübt hatten. Er hatte keinen Hofstaat, kein seinem Stande angemessenes Gefolge bei sich, blos die unverstellten Aeußerungen der Liebe und der Theilnah-

nahme der Einwohner versüßten ihm sein Ungemach in etwas. Man beobachtete ihn mit der argwöhnischsten Sorgfalt, nur wenige Personen durften sich mit ihm unterhalten, und selbst der Grosherzog mußte sich für die Person des Pabstes schriftlich verbürgen. Man brachte ihn von Siena nach einer Karthause, in der Nähe von Florenz. Die Theilnahme an seinem traurigen Schicksale erweckte ihm viele Freunde; von allen Seiten erhielt er reiche Geschenke. Einst wurden ihm zehen Beutel, jeder mit fünfhundert Thaler, gebracht; ein Billet, welches das Geschenk begleitete, enthielt die Worte: zu zehen Hemdden für Se. Heiligkeit. Ein Florentiner ließ ihm eine reich vergoldete, mit allen Symbolen der Kirche verzierten, Portechaise machen. Viele Prälaten nnd fast alle Häupter der katholischen Kirche machten ihm bedeutende Anerbietungen, die er großmüthig ausschlug. Die der weltlichen Fürsten hingegen nahm er ohne Bedenken an. Von einem benachbarten Hofe empfieng er monatlich drei tausend Thaler. Und der König von Spanien blieb der Gewohnheit treu, ihm jährlich einen reichen Vorrath von Gewürz, Wein und Tobak zu schicken.

Als die Dinge in Italien eine andere Wendung zu nehmen schienen, besorgten die damaligen französischen Machthaber, die Gegenwart des heiligen Vaters in diesem Lande könnte ihren Planen gefährlich werden. Ihnen dünkte, daß er in der Nähe derer, die er so lange durch den Abglanz seiner Würde geblendet hatte, vielleicht wider seinen Willen Gelegenheit zu irgend einem Komplot geben könnte. Deswegen wurde Befehl gegeben, den vor Alter und Kummer ganz abgestumpften Greis nach Frankreich zu transportieren. Die Behandlung, die er auf dieser Reise anfangs erfahren mußte, war in hohem Grade roh

und

und unbarmherzig, und unter civilisirten Nationen unerhört, gegen einen Kirchenfürsten, der, so lange noch Staatsverhältnisse galten, in der Reihe der ersten Regenten stund. Er mußte morgens sehr frühe aufstehen; auf holperichten Wegen ward er in einem unbequemen Wagen herumgestossen. Sehr spät in der Nacht kam er in seinem Nachtlager an, wo nichts zu seinem Empfange bereitet war, wo alles fehlte, was zur Bequemlichkeit eines alten Mannes gehörte. An eine achtungsvolle Begegnung ward von Seiten seiner militairischen Begleiter gar nicht gedacht. Sein Wagen ward von einigen Dragonern umgeben; zwei französische Kommissaire begleiteten ihn. Er trug seine Leiden still, ohne Murren; sein Kopf empfand fast nichts mehr.

Als Pius die französische Grenze erreicht hatte, erfuhr er eine etwas mildere Behandlung. Auf den schroffen Wegen der Alpengebirge und Thäler trug man ihn in einer Sänfte. In den Nachtquartieren fand er bessere Kost, mehr Bequemlichkeit und Pflege, manchmal auch einige Ruhe mehr für sein graues Haupt. Wenn es sich aber so traf, daß er in den Städten herbergte, so ließ man ihn doch vor Tagesanbruch abreisen und bei dunkler Nacht ins Nachtlager ankommen, um zu vermeiden, daß das Volk sich auf seinem Wege nicht an ihn drängte, oder noch etwas schlimmeres unternähme. Durch diese Vorsichtsmaaßregel ward jedem tumultuarischen Auftritte vorgebeugt.

In Briançon, im Departement der obern Alpen, ward dem unglücklichen Greise einige Erholung von der anstrengenden Reise gegönnt. Er bekam eine leidentliche Wohnung, und ward gut gehalten. Sein Zimmer lag auf ebener Erde an einem Garten, in welchem er einen großen Theil des Tages spazieren gieng;

dieß war seine einzige Zerstreuung. Man suchte eben nicht, ihn zu sehen; er erhielt wenig Besuche, und kaum merkte man, daß er da war. Die ganze angreifende Reise und die damit verbundene Behandlung hatte er mit einer Gelassenheit und Ergebung ertragen, welche zugleich von Frömmigkeit und von einer gänzlichen physischen und moralischen Entkräftung zeugte. Kein einzigesmal hörte man ihn, sich über sein Schiksal beklagen. Er brachte seine Zeit mit Lesen frommer Bücher, mit Beten, mit einigem unbedeutendem Briefwechsel zur Beantwortung der Schreiben einiger guten Seelen zu, derer Ehrfurchtsbezeugungen und Konsultationen an ihn gelangten. Dennoch wurde er auf Befehl der Regierung auch aus dieser stillen Abgeschiedenheit vertrieben, und nach Valence an der Rhone gebracht. Hier hatte er eine ziemlich traurige Wohnung, und verließ das für ihn eignes zubereitete Zimmer keinen einzigen Tag. Nur selten äußerte ein neugieriger Reisender den Wunsch, ihn zu sehen. Der Greis behielt einen solchen ihm vorgestellten Fremden einige Minuten bei sich, und entließ ihn dann mit seinem Seegen. Indem er langsam verlosch, war noch davon die Rede, ihn nach Dijon zu bringen. Der unglückliche Pius hörte das, und ward äußerst traurig. „Ach Gott, rief er jammernd aus, noch einmal soll ich reisen! warum lassen sie mich dann hier nicht ruhig sterben?“ — Sein Wunsch wurde erfüllt. Er fand das Ziel seiner Leiden zu Valence am neunzehenten August des Jahres ein tausend sieben hundert und neun und neunzig. Sanft, ohne Schmerzen und ohne Todeskampf, schied er von der Erde.

IX. Aufstand in Wien.

Im Jahr 1805.

I.

Pöbel und Handwerkspursche stören die öffentliche Ruhe.

Zu Anfang des Julius ein tausend acht hundert und fünf rotteten sich in den späteren Nachmittagsstunden an einem Sonntage, auf der Hauptstraße in einer der Vorstädte Wiens (die Wieden genannt) ein Trupp von Handwerkspurschen und Straßenpöbel zusammen, die sich sämmtlich zuvor in den Wirthshäusern im Uebermaaße Muth getrunken hatten, um eine von einem Becker einem Handwerkspurschen gesagte Beleidigung bei Gelegenheit eines Brodkaufs zu rächen. Sie stürmten einige Fleischer- und Beckerladen in den Vorstädten, verlangten volles Gewicht und niedrigere Preise, und nahmen, was sie an Fleisch und Brod vorräthig fanden. Die Policey eilte herbei und versuchte, unterstützt durch einige Abtheilungen Infanterie von der Garnison, die Ruhe wieder herzustellen; allein vergebens. Die Volksmenge wuchs mit jedem Augenblicke; die Policeykommissarien sowohl, als die Officiere, die jene Abtheilungen führten, hatten keine Befehle zu strengeren Maaßregeln, und fanden sich auch in Kurzem zu schwach gegen die immer wachsende Menge; sie mußten sich zurückziehen. Der kommandierende General in Wien, Herzog von Würtemberg, ließ jetzt das garnisontirende Dragoner-Regiment Savoyen (welchen Namen es dem großen Eugen zu Ehren noch führt) aufsitzen und einige Bataillons Infanterie,

 mit

mit scharfen Patronen versehen, unter das Gewehr treten. Man hoffte noch immer durch solche drohende Maaßregeln den Aufruhr zu stillen, ohne Blut fliessen zu machen; allein die Hofnung verschwand endlich ganz, und die Gefahr wuchs in eben dem Grade. Man fand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Der Kaiser war in Baden. Niemand, selbst der Herzog von Würtemberg nicht, wollte Befehl zum Feuern geben; denn man wußte, wie weit entfernt der Kaiser Franz von allen strengen Maaßregeln gegen sein Volk ist.

In diesem kritischen Moment erschienen die Erzherzoge Karl und Johann in den Vorstädten, um durch persöhnliches Ansehen, durch Güte und Vorstellungen, den tobenden Volkshaufen zu beruhigen. Vergebens bemühten sie sich, diesen schönen Zweck zu erreichen. Sie drohten endlich, feuern und die Dragoner einhauen zu lassen.

„Wir fürchten uns nicht, schrieen die Aufrührer, die Soldaten thun uns nichts zu Leide. Das sind unsere Landsleute, die sind hier aufgewachsen und leiden auch Noth, wie wir. Sie werden vielmehr mit uns gemeinschaftliche Sache machen.“ Allerdings mußte man, wo nicht das letztere, doch wenigstens das erstere fürchten; denn beinahe die ganze Garnison bestand aus Regimentern, deren Werbebezirk Wien und die zunächst liegende Gegend ist. Allein der Pöbel täuschte sich. Das Militair gab einen schönen Beweiß seiner Anhänglichkeit an den Kaiser und den Erzherzog Karl. — „Wir haben mit euch nichts zu thun, antworteten dem Pöbel viele Stimmen aus den Bataillons; ihr seyd Schurken, ihr seyd Rebellen, und wir sind ehrliche Soldaten des Kaisers.“

Ungeachtet dieser patriotischen Aeußerungen des Militairs, ungeachtet aller Bemühungen der beiden Erz-

Erzherzoge, durch Schrecken den Aufruhr zu tilgen, mehrte sich fortdaurend die Volksmasse, und ihre Kühnheit äußerte sich thätlich. Es kam zu ernsthaften Auftriten zwischen ihnen und den Truppen. Beide Erzherzoge wurden persöhnlich beleidiget. Der Erzherzog Karl sah sich endlich gezwungen, den Befehl zum Feuern zu geben und die Dragoner zum Einhauen zu kommandiren. Der Pöbel ward wüthend. Es kam zu förmlichen Gefechten auf den breiten Straßen Mariahilf und Landstraße, wo die zahlreichsten Volkshaufen versammelt waren. Auf der Straße Mariahilf kam sogar der Erzherzog Johann in persöhnliche Gefahr, da er sich mit weniger Begleitung unter die tobende Menge wagte. Zwei Kompagnien Infanterie sperrten nun das untere Ende dieser breiten Straße, während eine Abtheilung Dragoner von oben herab in den Pöbel sprengte und ihn dem Musketenfeuer der Infanterie entgegen trieb. In wenigen Augenblicken war die Straße leer, der Pöbel versprengt und der Erzherzog befreit. Viele wurden verwundet, wenige jedoch getödtet, denn die Dragogen hieben auf Befehl nur mit flachen Klingen, und die Infanterie feuerte ziemlich hoch.

Durch diese strengen Maaßregeln war gegen Einbruch der Nacht die Ruhe insofern wieder hergestellt, daß kein Volkshaufen sich mehr auf den Straßen sehen ließ. Allein die Truppen mußten die ganze Nacht über beisammen bleiben und auf den Hauptstraßen der Vorstädte bivouacquiren. Der Erzherzog Johann selbst übernachtete in einem elenden Wirthshause auf der Straße Mariahilf, wo er einige Bataillons und eine Abtheilung Dragoner in der Nähe behielt. Eben so starke Posten stunden auf der Landstraße am Palais des Erzherzogs Karl: auch wurde das stets stehende Kavallerie-Piquet an der St. Karlskirche bedeutend verstärkt.

2.

Wirksame Anstalten zur Wiederherstellung der Ordnung.

Am folgenden Tage erhielt der Kaiser in Baden die Nachricht von diesen Scenen. Er kam sogleich in die Residenz; seine Familie blieb in Baden zurück. Ohne alle Eskorte fuhr er durch die Straße Mariahilf mitten durch das herumstreifende Gesindel; Jedermann zog den Hut, und es war in diesem Augenblicke, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Es war nun mehrere Tage des Vormittags immer vollkommen ruhig; des Nachmittags aber rottete sich der Pöbel in den Vorstädten wieder zusammen, und es kam oft zu blutigen Auftritten mit den starken Patrouillen der Garnison, die unausgesetzt die Straßen durchkreuzten. Alle Handwerksgesellen, alle Arbeiter in den unzähligen Fabriken der Vorstädte, ließen ihre Arbeit liegen, brachten den Morgen in den Schenkhäusern zu, und ließen dann Nachmittags auf den Straßen den Muth aus, den sie sich dort getrunken hatten. Deswegen wurde die Garnison täglich verstärkt. Gleich beim Anfange der Unruhen hatte man die Kuirassiere von Herzog Albert und das Infanterieregiment Schröder in die Stadt rücken lassen, welche vor den Linien in einem kleinen Exercierlager standen. Durch Estaffetten waren die zunächst garnisonirenden Regimenter nach Wien beordert worden, und mehrere, die in der Nähe vorüberzogen, erhielten denselben Befehl. Alle diese ankommenden Regimenter ließ man mit klingendem Spiele in Umwegen durch die Vorstädte ziehen, wo sie sehr konzentrirt einquartirt und auf Kosten der Gemeinden sehr gut beköstiget wurden.

Während so der Aufruhr in den Vorstädten tobte, herrschte in der Stadt die tiefste Ruhe. Es waren aber alle Maaßregeln getroffen, um die Verbreitung des Aufruhrs bis in die Stadt zu verhüten. Die Zugbrücken waren zum Aufziehen in Stand gesetzt, und auf den Wällen Kanonen gegen die Vorstädte aufgeführt. Die in die Vorstädte verlegten Regimenter mußten stets bereit seyn, auf das Wirbeln der Trommeln ins Gewehr zu treten; es ward sehr häufig patrouillirt, und die Officiere hatten Befehl, unter jeden Volkshaufen, der sich auf ihr Anrufen und nach dreimaligem Wirbelschlagen nicht zerstreute, feuern zu lassen. Wer sich nach zehen Uhr Abends auf den Straßen sehen ließ und sich nicht gehörig legitimiren konnte, ward arretirt und auf die Policeywache gebracht.

Diese nachdrücklichen Maaßregeln brachten die gehofte Wirkung. Nur selten kam es zu einem Auflauf, noch seltener zu ernsthaften Auftriten, denn der Pöbel zerstreute sich sogleich, wenn eine Patrouille in der Nähe war; oft trieb sie ein einziger Officier auseinander. Alle verdächtige und denunzirte Personen wurden auf der Stelle verhaftet, und mit größter Thätigkeit betrieb man die Untersuchungen. Eigentlich waren es nur Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, welche die Unruhen angefangen und fortgesetzt hatten; sämmtliche Menschen, die in keinem Betracht etwas zu verlieren hatten. Zu ihnen hatten sich die überall zu solchen Auftriten geneigten Handwerkspursche gesellt, ohne eigentlich recht bestimmt zu wissen: warum? Der bessere, d. i. bei weitem der größere Theil der Einwohner hatte nicht den entferntesten Antheil daran genommen; sie fürchteten im Gegentheil den Straßenpöbel, und nahmen das anrückende Militair mit offenen Armen als ihre Beschützer auf. Man

sprach

sprach zwar viel von entdeckten Spuren geheimer Anstiftungen dieser Unruhen, von fremden Emissairen, von sehr gut gekleideten, mit Geld, ja sogar mit Gold und Juwelen versehenen Menschen, die man unter den Aufrührern verhaftet, und unter den wenigen Todten gefunden habe; aber alle diese Gerichte waren nur erdacht und von unruhigen Köpfen ausgesprengt. Gewiß ist es, daß diese Unruhen, wenigstens öffentlich, bei weitem nicht den ernsthaften Character hatten, den sie erst durch die späteren Maaßregeln der Regierung erhielten, durch die Versammlung von beinahe zwanzig tausend Mann Truppen, durch das Auffahren der Kanonen auf die Wälle und dergleichen.

Nach ungefehr drei Wochen war die Ordnung völlig wieder hergestellt, und jede Spur der Unruhen vertilgt.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt
Bd.: 7

Ulm 1816

H.un. 21 m-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031027-7